



Reinhard Kaiser

Unerhörte Rettung

Die Suche nach Edwin Geist

Schöffling & Co.

»Du sollst nicht den Mut aufgeben, Liebste!
Was menschenmöglich ist, wird geschehen!
Gewiß, ich habe mein Wort gegeben, nichts
zu unternehmen. Wenn ich versuche,
trotzdem etwas zu machen, so ist das
kein Wortbruch, denn alles wird
offiziell erledigt.

Und da Du unschuldig leidest,
wird Hilfe zur Pflicht!«

Edwin Geist, *Tagebuch für Lyda*,
23. April 1942



Im Dezember 1942 wird in der litauischen Stadt Kaunas ein nach Nazi-Kategorien »halbjüdischer«, aus Berlin stammender Komponist ermordet, Edwin Geist. In Deutschland hatte ihm die für seine Kunst zuständige Behörde das Komponieren verboten, und so war er 1938 nach Litauen gegangen – eine seltene Erscheinung, ein glücklicher Emigrant. Denn in Kaunas findet er nicht nur Zuflucht und neue Arbeitsmöglichkeiten, sondern auch die Frau, in die er sich verliebt und die er 1939 heiratet, Lyda.

Wer war dieser Geist, dem es, als die Deutschen in Litauen den Judenmord zu organisieren begannen, nicht nur gelang, dem Ghetto wieder zu entkommen, der es vielmehr auch fertigbrachte, seine über alles geliebte jüdische Frau mit legalen Mitteln aus dem Ghetto zu befreien?

Reinhard Kaiser hat sich auf die Suche nach Spuren des Komponisten Geist gemacht – in Deutschland, in Litauen und in der Schweiz. Er hat die wenigen Zeitzeugen, die Geist und seine Frau noch in lebendiger Erinnerung haben, befragt und aufschlußreiche Dokumente gefunden. In seinem Buch erzählt er eigentlich die Geschichte zweier unerhörter Rettungen – der von Lyda aus

dem Ghetto, durch die Geist für sie und für sich inmitten des allgemeinen Schreckens noch eine allerdings nur nach Monaten messende Zeit des gemeinsamen Lebens erkämpfte, und die abenteuerliche Geschichte der Rettung von Geists künstlerischer Hinterlassenschaft. Im Jahre 2002 hat eine Oper, die Geist 1938 ins litauische Exil mitbrachte, ihre allererste Aufführung erlebt. Geist selbst hat sein Werk nie gesehen. Und gehört hat er von ihm nur, was er sich selbst und anderen auf dem Klavier vorgespielt oder – im Ghetto – vorgepiffen hat.

Reinhard Kaiser wurde 1950 in Viersen am Niederrhein geboren und lebt heute in Frankfurt am Main. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem *Niederrheinischen Literaturpreis* der Stadt Krefeld (2003). Für sein Buch *Königskinder* erhielt er 1997 den Deutschen Jugendliteraturpreis, für *Dies Kind soll leben* den Geschwister-Scholl-Preis (2000).

Bei Schöffling & Co. ist erschienen: *Eos' Gelüst* (1995), *Königskinder. Eine wahre Liebe* (1996), von Reinhard Kaiser herausgegeben, Vivant Denon, *Nur diese Nacht* (1997) und »*Dies Kind soll leben*« Die Aufzeichnungen der Helene Holzman 1941–1944 (2000).

LESEEXEMPLAR

Erscheint am
20. Februar 2004



Edwin Geist, um 1940.

Erste Auflage 2004
© Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,
Frankfurt am Main 2004
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Reinhard Amann, Aichstetten
Druck & Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 3-89561-065-8

www.schoeffling.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

I

- Gittermagazin 11
- Erste Ermittlungen 20
- Zürcher Überraschungen 29
 - Verluste 44
 - Opernkrise 49
 - Der Bescheid 58

II

- Wo man singt.. 65
- Max Holzmanns letztes Buch 75
- Sowjetsommer 84

III

- Ghetto 99
- Die Gratwanderungen der Dolly Kaplan 112
 - Mein erstes Tagebuch 120
 - Tanzlegendchen 128
- Man soll Träumende nicht wecken 136
 - Das Verhör 149
 - Zeit der Wunder 161
- Programm für die nächsten zehn Jahre 172
- Verzögerungssituation 185

IV

- Erdenpensum 199
- Stürzende Partituren 211
- Ein angekündigter Tod 224

V

- Mutmassungen über das Vermeidliche 235
 - Der Koffer des Vladas Varcikas 238
 - Friedhofsruhe 244
 - Geschichte im Versteck 250
- Ein neunzigprozentiger Antifaschist 258
 - Blaue Augen – blondes Haar 271
 - Hüten, Pflegen, Verschieben 276
 - Vorhang auf 287

Anhang

- Zeittafel 311
- Edwin Geist, Kompositionen, Tonaufnahmen,
schriftlicher Nachlass und veröffentlichte Schriften 317
- Literaturverzeichnis 328 – Anmerkungen 332
- Bildnachweis 345 – Danksagung 346
- Namenregister 350

«Es ist ein Teil des Wahrscheinlichen, dass viele
unwahrscheinliche Dinge geschehen.»

Aristoteles, «Poetik»

Zitiert nach Edwin Geist, «Tagebuch für Lyda», 1. Juli 1942.

Gittermagazin

Was bloss stimmte die Bibliothekare und Archivare so optimistisch, die ich in Frankfurt, in Berlin und anderswo um Rat und Mitsuche bat? War es das Vertrauen in die Gediegenheit ihrer Auskunftsmittel und die Lückenlosigkeit der Bestände? Frohgemut traten sie an die Regalwand zu den musikalischen Nachschlagewerken und begannen zu blättern.

«Geist, sagen Sie? Na, dann wollen wir doch mal sehen!»

Ich beobachtete jede ihrer Bewegungen mit gemischten Gefühlen, hatte selbst schon viel geblättert und wusste inzwischen: Mit einem Griff ins Regal war Geist nicht zu haben. Aber sollte ich denn diese hilfsbereiten, gutwilligen Menschen, die mir da ihre Aufmerksamkeit, dieses kostbarste Gut, schenkten, kaum dass ich ihre Unterstützung erbeten hatte, schon wieder entmutigen? Sollte ich ihnen, während sie geübt und kundig ein einschlägiges Werk nach dem anderen hervorzogen, aufschlugen und wieder zurückstellten, erklären: So werden sie ihn nicht finden. Nicht in allgemeinen, allgemein zugänglichen Lexika. Und auch nicht in den spezialisierten, so vielbändig sie sein mögen. Er hat bei uns anscheinend kaum Spuren hinterlassen.

Keiner kennt ihn.

Nachdem sie einmal angefangen hatten zu suchen, hätten sich

die freundlichen Bibliothekare durch solche Bemerkungen ohnehin nicht mehr aufhalten lassen. Und die Prognose eines Rat-suchenden Benutzers darüber, was ihre spezielle Bibliothek an Antworten auf seine spezielle Frage wahrscheinlich hergeben werde und was nicht, wäre ihnen naiv oder rechthaberisch, in jedem Fall unseriös erschienen. Und recht wollte ich ja gerade nicht behalten, auch wenn ich fürchtete, dass es so kommen werde. Ich wünschte mir nichts lieber, als dass es ihnen gelänge, meine niedrig gespannten Erwartungen zu übertreffen, und dass ihre Auskunftsmittel in der Gruppe der Stichwörter mit dem Buchstaben G nicht jene Lücke zwischen Geisler und Gema oder zwischen Geisslerlieder und Geistinger (Marie) aufwiesen, in die ich schon so oft gestarrt hatte.

Manchmal fanden sie den Namensvetter aus der Barockzeit. Er war auch mir schon beim Nachschlagen begegnet. Christian Geist, in Güstrow geboren. Hatte vor allem Kirchenmusik komponiert. War in Kopenhagen gestorben – an der Pest, 1711.

Ich schüttelte den Kopf.

«Der ist es nicht.»

Wenn sie dann schliesslich aufgaben, wenn sie das letzte in Frage kommende Kompendium zurückgestellt hatten, wieder auf mich zukamen und mit nachdenklichem oder ratlosem Blick erklärten: «Nichts, keine Spur – leider», dann folgte jedesmal unweigerlich der heikle Augenblick, in dem sich unausgesprochen und dennoch vernehmlich die Frage nach meiner Glaubwürdig-

keit und nach der Ernsthaftigkeit meines Anliegens erhob. Gab es diesen Komponisten überhaupt, oder trieb ich irgendein übles oder leichtfertiges Spiel mit ihrer Hilfsbereitschaft? Hatte ich sie auf die Suche nach einem Phantom geschickt?

Als ich diese stille Frage zum erstenmal vernahm – im Musiklesesaal der Frankfurter Universitätsbibliothek –, entgegnete ich: «Glauben Sie mir, er ist kein Geist – er heisst nur so!»

Ich sagte es nur dieses eine Mal. Denn im nächsten Moment wurde mir klar, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Nun mischte sich erst recht Misstrauen in die Ratlosigkeit auf dem Gesicht meines Gegenübers. Ich sah, wie ebenjener Verdacht in ihm aufstieg, den ich gerade zu zerstreuen versucht hatte. Dabei hatte ich den freundlichen Mitsucher nach seinen vergeblichen Bemühungen doch bloss aufmuntern wollen. Und mich auch.

Bisher hatte ich nur zwei deutsche Nachschlagewerke gefunden, die Geist erwähnten, und auf ihre Spur hatte mich kein musik kundiger Bibliothekar oder Archivar gebracht, sondern Margarete Holzman, die Edwin Geist in Litauen gekannt und als Gast im Haus ihrer Eltern in Kaunas oft erlebt hatte. 1965 war sie zusammen mit ihrer Mutter aus dem sowjetischen Litauen in die Bundesrepublik übergesiedelt und hatte sich in Giessen niedergelassen. Dort lernte ich sie 1995 infolge einiger glücklich verketeter Zufälle kennen, während der Recherchen zu einem anderen Buch – «Königskinder» –, bei dem sie mir dann mit ihren reichen Erinnerungen sehr half. Nach dem Erscheinen dieses Buches hör-

te der Austausch zwischen uns nicht auf» Im Gegenteil» Margarete Holzman nahm Anteil am Werdegang der «Königskinder», und vor allem: sie erzählte weiter, und ich hörte weiter zu. Bei den besonders intensiven Unterhaltungen, die ich im Sommer 1998 mit einem Tonbandgerät aufnahm, kam neben vielem anderen zum erstenmal auch die Geschichte des Komponisten Edwin Geist und der Frau, die er in Litauen geheiratet hatte, zur Sprache»

Doch wichtiger war uns beiden zunächst ein anderes Projekt, das aus diesen Gesprächen hervorging: die Aufzeichnungen zu veröffentlichen, die Helene Holzman, Margaretes Mutter, unmittelbar nach dem Ende des Krieges über die Schreckenszeit der Jahre 1941 bis 1944 in Litauen zu Papier gebracht hatte – mit einem Bleistift, in drei dicken Kladden, die seit mehr als fünfzig Jahren zuerst in Kaunas, später in Giessen ein Schubladendasein gefristet hatten. Auch in den Aufzeichnungen von Helene Holzman, die im Sommer 2000 unter dem Titel «Dies Kind soll leben» als Buch erschienen, nehmen die Erinnerungen an die unwahrscheinliche, bewegende Geschichte von Edwin und Lyda Geist einen besonders sorgfältig ausgeleuchteten Platz ein.

Es waren die schriftlichen Erinnerungen von Helene Holzman und die lebendigen ihrer Tochter, die mich auf den Gedanken brachten, die Geschichte von Edwin und Lyda Geist zu rekonstruieren. Eigentlich setzte ich damit nur eine Arbeit fort, die Margarete Holzman lange vorher begonnen hatte. Wenige Jahre nach der Übersiedlung in die Bundesrepublik hatte sie angefangen,

nach Hinweisen auf Geists Leben und Wirken in Deutschland zu suchen, und hatte manches gefunden. Sie überliess mir die Mappe mit ihrer Sammlung von Dokumenten, Bildern, Zeitungsausschnitten, Fotokopien und auch die Briefe, die sie bei ihrer Suche nach Geist geschrieben und empfangen hatte. In dieser Mappe fand ich auch den Hinweis, der mich zu jenen beiden deutschen Nachschlagewerken führte, die Edwin Geist erwähnen.

Beide waren in der Frankfurter Universitätsbibliothek vorhanden – aber nicht im Musiklesesaal, sondern am anderen Ende des Ganges, in der Sammlung Judaica, und anders als die meisten Bücher dieser Abteilung waren sie nicht freihändig auf den Regalen erreichbar, sondern weggeschlossen. Die Karteikarten, auf denen sie verzeichnet waren, trugen den ominösen Vermerk «Gittermagazin», und bevor die junge Frau, die in diesem Lesesaal die Aufsicht führte, sich von ihrem Platz erhob, um mir die Bücher zu holen, wollte sie wissen, weshalb ich sie sehen wolle. Ich erklärte es ihr und wollte dann meinerseits wissen, weshalb sie mir diese Frage stelle. Im Gittermagazin, lautete die Antwort, seien die «ganz harten Nazi-Sachen» untergebracht.

Beide Bücher waren tatsächlich harte, schwarze Nazi-Listen. Beide zielten auf die Ausgrenzung von Juden aus «unserem Musikleben», und jedes widmete Edwin Geist zwei Zeilen.

Das erste sprach schon in seinem Titel den Juden die Fähigkeit ab, ein wirkliches Verhältnis zur Musik zu entwickeln. Es weigerte sich, sie überhaupt als «Musiker» gelten zu lassen. Hans

Brückner und Christa M. Rock brachten ihr Buch «Judentum und Musik – mit dem ABC jüdischer und nichtarischer Musikbeflissener» erstmals 1935 und dann in bearbeiteten und erweiterten Auflagen nochmals 1936 und 1938 heraus. In der «Einführung zur dritten Auflage» heisst es:

Die Aufgabe des vorliegenden Werkes erschöpft sich in der Erfassung der jüdischen und judenstämmigen Musiktreibenden einschliesslich ebensolcher Musikverwerter (Verleger) und somit in der Darlegung der Beteiligung des jüdischen Volkes am Musikleben anderer Nationen.

Auf der Seite 91, Ge-Gel, findet sich dieser Eintrag:

Geist, Edwin, Mischling, geb. 31.7.1902 in Berlin. Komponist in Berlin-Friedenau, Handjerystrasse 40. – A.

Die Abkürzungen am Ende der Artikel dieses Werkes verweisen auf die Herkunft der verwendeten Informationen. Ein «A.» bedeutet hier: «Der Nachweis befindet sich an einer amtlichen Stelle.» Doch die Autoren von «Judentum und Musik» waren keine Musikwissenschaftler, und sie arbeiteten nicht in amtlichem Auftrag, sondern aus eigener Initiative. Ihnen unterliefen zahlreiche Fehler und Ungenauigkeiten. Sie machten Nicht-Juden zu Juden, während andere, wirkliche Juden ihrer Aufmerksamkeit entgingen. Das Bedürfnis nach einem brauchbaren antisemitischen Musikerlexikon war mit ihrem «ABC» nicht befrie-

dig. Deshalb beauftragte die Reichsleitung der NSDAP zwei Musikwissenschaftler mit der Zusammenstellung einer neuen, solider gearbeiteten, wirklich zuverlässigen Schwarzen Liste.

Das «Lexikon der Juden in der Musik», zusammengestellt von Theo Stengel und Herbert Gerigk «auf Grund behördlicher, parteiamtlich geprüfter Unterlagen», erschien zum ersten Mal 1940 in Berlin. Bis zum Juli 1943 erlebte es vier Auflagen, und auch deren letzte war schon nach neun Monaten wieder vergriffen. Nur die durch den Krieg bedingte Papierknappheit verhinderte, dass noch eine fünfte Auflage gedruckt wurde. Die Herausgeber hatten zur «Deckung der dringlichsten Anforderungen» an mindestens 25'000 weitere Exemplare gedacht.

Herbert Gerigk, der nach dem Krieg als Musikkritiker für die «Dortmunder Ruhr-Nachrichten» tätig war, beginnt sein Vorwort mit einer Erfolgsmeldung, wie sie Brückner und Rock fünf Jahre zuvor noch nicht hätten verkünden können:

Die Reinigung unseres Kultur- und damit auch unseres Musiklebens von allen jüdischen Elementen ist erfolgt. Klare gesetzliche Regelungen gewährleisten in Grossdeutschland, dass der Jude auf den künstlerischen Gebieten weder als Ausübender noch als Erzeuger von Werken, weder als Schriftsteller noch als Verleger oder Unternehmer öffentlich tätig sein darf. Die Namen der «Grössen» aus der Zeit vom Weltkriegsende bis zur Neuordnung des Reiches sind versunken. Sie sind sogar so gründlich vergessen, dass beim zufälligen Wiederauftauchen eines solchen Na-

mens mancher sich kaum entsinnen wird, dass es sich um einen berüchtigten, früher viel genannten Juden handelt.

Die erfolgreiche Reinigung des Kulturlebens erzeugt also Folgeprobleme, und in deren Lösung sehen die Autoren die wichtigste Aufgabe ihres Werkes: «dem Musiker, dem Musikerzieher, dem Politiker und auch dem Musikfreund jene unbedingte Sicherheit zu geben, die hinsichtlich der Judenfrage gefordert werden muss».

Dem «Lexikon der Juden in der Musik» sollten Konzertveranstalter, Theater- und Radioleute im Zweifelsfall entnehmen können, wessen Musik in Grossdeutschland nicht aufzuführen sei. Es wollte diejenigen, die es verzeichnete, und ihre Arbeit nicht etwa auffindbar machen und für das kollektive Gedächtnis bewahren, wie es der Sinn anderer Nachschlagewerke ist, sondern zum Verschwinden bringen. Deshalb enthält es neben den knappen Artikeln über die «Juden in der Musik» zwar auch ein knappes «Titelverzeichnis jüdischer Bühnenwerke», verzichtet aber auf gründliche Werkverzeichnisse und bibliographische Angaben –

... schliesslich soll von unserer Seite ja nicht eine Verewigung jüdischer Erzeugnisse geliefert werden, sondern eine Handhabe zur schnellsten Ausmerzung aller irrtümlich verbliebenen Reste aus unserem Kultur- und Geistesleben. Als die Meister der Tarnung schlüpfen selbst jetzt noch hie und da einzelne Juden unerkannt durch.

- Gahl, Eva**, geb. Behrendsen (H), * Hildesheim 11. 3. 1883, MLn (V) — München.
- Gál, Hans**, * Brunn a. Geb. (Österreich) 5. 8. 1890, Dr. phil., MSchr, Komp (Opern, Chor- u. Orchesterwerke, Klavier- u. Kammermusik), bis 1933 Dir. der Städt. Musikhochschule in Mainz — Wien.
- Galibof, Zwi**, * Jerusalem 18. 8. 1910, OrchM (Trp) — Hannover.
- Galimir, Felix**, * Wien 20. 5. 1910, OrchM (V) — Palästina.
- Galitzenstein, Gottfried**, s. Galston, Gottfried.
- Gall, Paula**, geb. Stein, * Wien 2. 1. 1884, MLn (G) — Wien.
- Galston (früher Galitzenstein), Gottfried**, * Wien 31. 8. 1879, Pian, MSchr — St. Louis (Mo-USA.).
- Gans, Ignatz**, * Przemysl 31. 12. 1888, OrchM (Va) — Wien.
- Gans, Isak**, * Przemysl 1. 10. 1888, OrchM (Va) — Amerika.
- Ganz, Ilse**, geb. Morgenstern, * Frankfurt/M. 19. 2. 1905, MLn (K) — Frankfurt/M.
- Garcia, Werner**, * Heiligenstadt 9. 6. 1905, UntM (K. Akk) — Hamburg.
- Garden, Wolfram Charles**, * Hamburg 27. 10. 1882, ML (G) — Hamburg.
- Garmo, Tilly de s. Zweig, Mathilde Klara**.
- Gay, Felix Maria** (Ps. für Goldner, Felix), * Berlin 15. 5. 1892, Prof, MSchr, Dgt. Trat zur katholischen Kirche über, wurde ohne besonderes Können unter dem Protektorat des Zentrumskanzlers Marx als Brucknerdirigent herausgestellt und in Wien zum Akademieprofessor ernannt. Schrieb ein oberflächliches Buch „Musikästhetik“ (1929).
- Gebauer, Werner (H)**, * Hirschberg 23. 5. 1918, V-Virt, Komp — Berlin.
- Geber, Wilhelm** (Ps. Geber, Willy), * Wien 11. 9. 1902, Komp (Schlager) und Bankbeamter — Wien.
- Geber, Willy**, Ps. für Geber, Wilh.
- Gebert, Ernst**, * Berlin 19. 10. 1901, KM — Berlin.
- Gedalje, Erich**, * Köln 8. 10. 1910, UntM — Münster i. W.
- † **Gebel, Max**, * New York Januar 1877; Schauspiel- u. Theat.-Dir.
- Geiger-Kullmann, Rosy**, * Frankfurt/M. 20. 6. 1886, Kompn, Pian — Frankfurt/M.
- Geiger, Max**, * Jaroslau 15. 1. 1885, Komp — Indien.
- Geiringer, Gustav**, * Wien 15. 12. 1856, Hofrat, MSchr, Ref, Komp, ML (G), Prof. an der Staatsakademie für Musik — Wien.
- Geiringer, Karl**, * Wien 26. 4. 1899, Dr. phil., MSchr, Kustos der Gesellschaft der Musikfreunde — Wien.
- Geisenberg, Alice**, * Berlin 26. 4. 1912, Sgrn — Berlin.
- Geist, Edwin Ernst Moritz (H)**, * Berlin 31. 7. 1902, Komp, MSchr, KM — Berlin.
- Geißmar, Else**, s. Bernstein, Else.
- Geißmar, Martha**, * Heidelberg 30. 4. 1905, MLn (V) — Berlin.
- Gelbart, Arthur Aron**, * Lodz 13. 4. 1879, UntM — Frankfurt/M.
- Gelber, Berisch** (Ps. Gelber, Bernhard), * Podvolocryzka 21. 12. 1898, Kant — Hamburg.
- Gelber, Lucy**, * Wien 11. 8. 1904, MLn (K) — Berlin.
- Geler, Ps. für Sammler, Alexander**.
- Gellert, Bruno** (Ps.: 1. Arnold, Joachim, 2. Getter, Harold), * Breslau 25. 5. 1878, Komp (u. a. Musik zu „Heiraten? . . . Aber richtig“, Lied und Marsch „Siegheil, mein deutsches Vaterland“) — Berlin.
- Gellhorn, Hans (H)**, * Breslau 24. 10. 1912, KM, Komp, Pian, ML — Berlin.
- Gellin, Sophie**, * Bonn 16. 2. 1902, MLn (V) — Freiburg i. Br.
- Gentili, Dr. Alberto**, * Vittorio Veneto 21. 5. 1873, Komp, MSchr. früher Prof der Musikgeschichte an der Univ. Turin.

Allerdings krankte dieses Unterfangen an einer nicht zu beheben-
den Schwäche. Um sein spezielles Vernichtungswerk zu vollenden,
hätte sich das «Lexikon der Juden in der Musik» zuletzt selbst
vernichten müssen. Stattdessen verwandelt es sich, dem «Gittermagazin»
einmal entronnen, unter unseren Augen und gegen den Willen seiner
Verfasser in ein makabres Gedenkbuch.

*Geist, Edwin Ernst Moritz (H), Berlin 31.7.1902, Komp, MSchr,
KM – Berlin.*

Die Abkürzungen bedeuten Komponist, Musikschriftsteller, Kapellmeister.
Das eingeklammerte «H» hinter dem Namen steht für «Halbjude», und die
letzte Angabe des Eintrags, die den aktuellen Aufenthaltsort bezeichnen
soll, war beim Erscheinen des Lexikons nicht mehr aktuell. Als das
«Lexikon der Juden in der Musik» 1940 herauskam, lebte Edwin Geist
schon seit Längerem in der litauischen Stadt Kaunas.

Erste Ermittlungen

Der Name Geist ist bei uns weniger selten, als man meinen könnte.
Meine «Info-Plus»-CD, die angeblich alle 38 Millionen Telefonteilnehmer
Deutschlands aufführt, kennt allein in Berlin die Telefonnummern und
Adressen von 59 Personen und einer Fensterfabrik, die ihn tragen. Ihnen
allen habe ich geschrieben,

auch der Fensterfabrik – in der vagen Hoffnung, auf weitläufige Verwandte oder Nachfahren solcher Verwandter und mit ihrer Hilfe auf Anknüpfungspunkte, Hinweise, Erinnerungen, vielleicht sogar Erinnerungsstücke und Papiere zu stossen. Die Wahrscheinlichkeit, durch eine Postwurfsendung fündig zu werden, war in diesem Fall nicht gross. Aber ich wäre den Gedanken, eine Chance versäumt zu haben, nicht losgeworden, wenn ich nicht wenigstens den Versuch gemacht hätte. Einige Briefe kamen als unzustellbar zurück. Drei der Angeschriebenen kleideten ihren negativen Bescheid in aufmunternde Worte und wünschten mir Glück und Erfolg bei der weiteren Suche. Die Antwort der Übrigen war nicht weniger klar – Schweigen.

Anschaulichkeit gewinnt die Gestalt des deutschen Komponisten Edwin Geist erst, nachdem er Deutschland verlassen hat. Aus seiner Zeit in Litauen haben sich sogar Partituren, Manuskripte, persönliche Dokumente erhalten, und die Erinnerungen an ihn – die schriftlich festgehaltenen ebenso wie die der wenigen Personen, die Geist zu seinen Lebzeiten kannten und die ich noch befragen konnte – beziehen sich allesamt auf diese litauische Zeit von nicht mehr als vier oder viereinhalb Jahren. Doch auch in der Zeit davor, die immerhin sechsenddreissig Jahre seines Lebens ausmacht, muss Edwin Geist Spuren hinterlassen haben. Einige haben sich gefunden. Aber spärlich sind sie geblieben, und anders als die litauischen Spuren ergeben sie kein «Bild». Es ist da nicht Etwas, das mehr oder minder grosse Lücken aufwiese, sondern es

ist fast nichts da – ein Meer von Ahnungslosigkeit und darin einige kleine Fakteninseln, die, bis auf eine einzige – auch sie im Ausland gelegen –, durch ihre Kargheit betrüben.

In Deutschland schweigen selbst die elementarsten Archive. Das Landeseinwohneramt Berlin schrieb mir in verknüpften Worten, die «infolge [von] Kriegseinwirkungen nur zu geringen Teilen erhaltenen Meldeunterlagen [aus der Zeit] vor dem 8. Mai 1945, die Meldeunterlagen aus Berlin (Ost), Berlin (West) und die neu erstellte Meldekartei» würden keine Angaben enthalten – weder über Edwin Geist noch über Angehörige von ihm, nach denen ich gefragt hatte: den Vater, die Mutter, die Tanten, seine erste Frau –, und erhob für diese Auskunft eine Verwaltungsgebühr von 30,70 Euro, für jede nicht gefundene Person also 5,12 Euro. Zum Glück zeigte sich bei meinen anderen Nachforschungen, dass Kostspieligkeit und Aussagekraft von Informationen fast immer im umgekehrten Verhältnis zueinanderstanden, und diese ärmlichste von allen blieb zugleich auch die teuerste. Doch selbst eine negative Antwort ist eine Antwort und besser als gar nichts.

Die beiden halben Tage, die ich im September 2001 und im Mai 2003 in der Berliner Staatsbibliothek Unter den Linden vor einem Lesegerät mit den Mikrofiche-Ausgaben der Adressbücher von Berlin und Umgebung aus der Zeit vor 1945 zubrachte, kamen mich billiger zu stehen (zwei Tageskarten zu 1 Mark bzw. 0,50 Euro) und brachten mehr.

1902, als Edwin Geist zur Welt kam, wohnte seine Familie in Charlottenburg, Mommsenstrasse 2. Die Adressbücher nennen nur den Haushaltsvorstand, in diesem Fall den Vater von Edwin

Geist: Sigismund Geist – «Kaufmann». In den folgenden Jahren ziehen die Geists häufig um, meist innerhalb des Stadtteils Wilmersdorf, später in das angrenzende Friedenau. Sie wohnen in der Pariserstrasse, am Kaiserplatz, in der Kaiserallee. Ab 1911 erscheint Sigismund Geist in den Adressbüchern nicht mehr als Kaufmann, sondern als «Rentier», und 1913 wird er zum letzten Mal genannt. Ein Jahr später erscheint seine Frau als Haushaltsvorstand im Adressbuch: «Gertrud Geist, geb. Bormann, Rentiere, Friedenau, Barziner Str. 4-111». In den folgenden Jahren wird sie nacheinander als «Frau», «Kaufmannswitwe», «Witwe» bezeichnet und ab 1933 als «Lehrerin im Ruhestand». Zu diesem Zeitpunkt wohnt sie schon in der Handjerystrasse 40 in Friedenau, zusammen mit ihrem Sohn, der am Ende der dreissiger Jahre in den Adressbüchern auch selbst erwähnt wird, und einer Schwester, Else Bormann. Im Winter 1937/38 ziehen diese drei noch einmal um, in ein grosses Haus am Friedrich-Wilhelm-Platz.

Die Angaben in den Adressbüchern sind offenkundig flatterhaft und nicht immer vollständig. Anscheinend wurden sie von Jahr zu Jahr neu zusammengestellt. Aber dies zumindest lässt sich aus ihnen erschliessen: Geists Vater ist früh gestorben – etwa 1913/1914, als sein Sohn elf oder zwölf Jahre alt war.

Dem Tagebuch, das Edwin Geist 1942 in Litauen während mehrerer Monate geführt hat und das sich dort erhalten hat, ist zu entnehmen, dass sein Grossvater mütterlicherseits Polizeibeamter – «Polizeirat» – war. In diesem Tagebuch kommt Geist an einigen

wenigen Stellen auch auf seine Kindheit, die Jugendzeit und die Studienjahre zu sprechen, jedoch – bis auf eine Ausnahme – nur in den abstraktesten Ausdrücken, im Zuge tiefschürfender, oft etwas angestrengt wirkender Versuche, Strukturen, eine Abfolge von Stufen in der eigenen Biographie zu entdecken, Sinn und Ordnung in sein bisheriges Leben zu bringen, das ihm – an seinem vierzigsten Geburtstag, wenige Monate vor seinem Tod – noch immer wie ein «Torso», ein «Fragment» erscheint.

Tags darauf notiert er, er sei «ja alles andere, nur kein ‚Wunderkind‘ [gewesen], (die ich nicht leiden mag mit ihren altklugen, künstlichen Gesichtern)». An einer anderen Stelle nennt er seine Schulzeit «qualvoll». Und wieder an einer anderen spricht er davon, dass ihm im späteren Leben «der praktische Beruf als die gleiche Hölle erschien, wie manche Kindheitserinnerung, Schule und Studienzzeit». Lauter knappe Andeutungen, denen gegenüber die eine anschauliche Ausnahme umso eindrucksvoller wirkt – eine Kindheitserinnerung, die nichts von einer «Hölle» an sich hat, auch wenn Geist gerade in ihr andeutet, wie früh ihn das Thema «Vernichtung» schon beschäftigt habe. Diese Erinnerung, am 13. Juni 1942 notiert, bezieht sich auf eine seit Langem verstorbene Tante, eine Schwester der Mutter, die in ihrem jungen Neffen ein lebhaftes, bleibendes Interesse an Schauspiel, Oper und Zirkus geweckt hat.

Diese Tante war ein wunderlicher Mensch und deshalb hatte ich sie so gern, und ich mache mir noch jetzt Vorwürfe, dass ich in

ihrer Todesstunde nicht taktvoll genug war. – Damals wohnten wir am Kaiserplatz, und jeden Sonntag kam die Tante uns, ich muss schon sagen, mich besuchen. Dann hatte ich all⁹ meine Spielwaren aufgebaut, Hunde, Katzen und Teddybären aller Grössen, eine ganze Menagerie, einen Cirkus, den ich seit jeher so liebe. Und nun wurde «Wolke» gespielt, ein von mir erfundenes Stück. Ein verschlissenes, grünes Kissen diente als Requisit. Langsam, langsam zog es als Wolke in meiner erhobenen Rechten über die angestarrten Geschöpfe hin, senkte sich allmählich nieder, um meine ganze Fauna zu vernichten. Wie sie das allerdings bewerkstelligte, darüber gab ich mir keine Rechenschaft. Desto angenehmer war der Kitzel, den ich dabei als Theatermeister verspürte, desto süsser schien mir die Musik zu sein, die ich in meinem Innern vernahm, und der ich nach aussen hin in einem Fauchen und Stöhnen Ausdruck gab. Später musste mir Tante Anna vom Theater erzählen und darin war sie unermüdlich. Oft kamen ihr Tränen in die Augen, sobald sie auf ihre geliebten Opern zu sprechen kam, in denen sie eine Zeitlang als Chorsängerin mitwirken durfte. Einmal nahm sie mich in den Cirkus mit, und die kleine Reiterprinzessin erschien mir als eine der guten Feen, die in Tante Annas Opern eine so grosse Rolle spielten. «Ich will dich heiraten, ich will dich heiraten!» rief ich enthusiasmiert aus, und ich erinnere mich noch deutlich meiner Scham, als alle Leute zu lachen begannen. Durch Tante Anna kam ich auch zum ersten Male «hinter die Kulissen», und mein Eindruck von dieser Zauberwelt war so gewaltig, dass ich mir zu meinem Geburtstag ein Puppentheater wünschte. Und nun lag es wieder an der Tante, mich fleissig dazu anzuhalten, für mein Theater Stücke zu impro-

visieren. Meistens wählte ich verstaubte, höchst phantastische Opernvorwürfe aus, deren Musik ich nicht kannte. Und meine Mutter schüttelte verwundert den Kopf, wenn ich mir für meine Veranstaltungen eine unbewusst tonmalerische Musik zurechtlegte. Natürlich wurde Eintrittsgeld erhoben, denn ich war immer darauf aus, meinen Theaterfond zu vergrössern. Von allen Seiten holte ich mir Ratschläge; schrieb an die Zwillingsschwester meiner Mutter, die ja in ihrer Jugend Schauspielerin war. Und als ich zum ersten Male eine richtige Oper hören und sehen durfte, musste ich natürlich den ganzen «Freischütz» mit Dialog und Musik aufführen. Aber damals war ich schon ein grosser, ausgewachsener Junge und malträtierte meine ganze Umgebung.

Über den äusseren Bildungsgang dieses Jungen – seine Schulzeit und sein Studium – war bisher nichts zu ermitteln. Er selbst geht in seinem Tagebuch über die zitierten Andeutungen nicht hinaus. *Dass* er zur Schule ging und *dass* er studiert hat, kann man ihnen entnehmen, aber Einzelheiten gibt er nicht preis, erwähnt keine bestimmte Schule, keine bestimmte Hochschule, kein Konservatorium, keinen Studienort, und die Suche nach Spuren seiner studentischen Existenz war bisher erfolglos.

Berlin wäre für Geist nicht nur eine naheliegende, sondern auch eine gute, vielleicht die beste Wahl gewesen. Die Berliner Musikhochschule erfreute sich, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, eines ausgezeichneten Rufs, und für Geist lag sie vor der Haustür. Die plausible Vermutung, Geist habe diese Chance wahrgenommen, hat sich später in den Informationen, die

während der siebziger Jahre in der Sowjetunion und der DDR über ihn verbreitet wurden, zu einer Tatsachenbehauptung verfestigt und wurde obendrein mit der sehr unplausiblen Vermutung ausgeschmückt, auch Lyda, seine aus Litauen stammende, jüdische Frau, habe in den dreissiger Jahren in Berlin Musik studiert, und zwar bei Edwin Geist, der als Dozent an der Musikhochschule gearbeitet habe. Die beiden hätten sich ineinander verliebt, hätten geheiratet und seien dann, dem zunehmenden Druck der Nazis weichend, nach Litauen gegangen.

Belege für diese Thesen gibt es anscheinend nicht, und die Ungereimtheiten beginnen bereits bei der Bezeichnung des Instituts, an dem Geist in Berlin studiert oder gar doziert haben soll. In einem russischen oder einem litauischen Text wird eine deutsche «Musikhochschule» zum «Konservatorium», und ein deutsches «Konservatorium» bleibt ein solches. Die Schwierigkeit besteht nun darin, dass es in Berlin in der fraglichen Zeit beides gab – die renommierte «Hochschule für Musik» und das ebenfalls sehr angesehene «Stern'sche Konservatorium» –, so dass mit der Behauptung, Geist habe «am Berliner Konservatorium» studiert, nichts Genaues gesagt ist. (Zumindest die Journalisten in der DDR, die diese Version in deutscher Sprache verbreiteten, hätten auf das Problem stossen müssen.) Dass Geist jemals Dozent an der Berliner Musikhochschule oder am Stern'schen Konservatorium gewesen sein könnte, lässt sich ausschliessen. Weder in den seit 1918 erschienenen «Jahresberichten» der Hochschule noch in den Jahrbüchern des Konservatoriums taucht sein Name auf – nicht

im Verzeichnis der Dozenten und auch nicht in der Liste der Studierenden. Das gleiche gilt für die Frau, die er 1939, nachdem er aus Deutschland emigriert war, heiratete – Lyda Bagriansky.

Einmal erwähnt Geist in seinem Tagebuch jenen Mann, der die Berliner Musikhochschule seit 1920 leitete, bis ihn – schon 1932 – eine Gruppe mit den Nazis sympathisierender Kollegen aus dem Amt drängte, den «damals sehr berühmten und menschlich desto unsympathischeren Franz Schreker». Was Geist an Schreker so unsympathisch erschien, wird aus dem Zusammenhang nicht klar. Hat Schreker den jungen Geist womöglich als Schüler in seiner Kompositionsklasse nicht akzeptiert? Hat er ihn durch die Aufnahmeprüfung fallenlassen? Einige Prüfungsprotokolle aus den frühen zwanziger Jahren – allerdings bei Weitem nicht alle – haben sich im Archiv der Berliner Hochschule der Künste erhalten. Sie verzeichnen die im jeweiligen Semester angenommenen und die abgelehnten Kandidaten. Der Name Geist taucht auch in diesen Protokollen nicht auf.

Aus dem Besitz von Edwin Geist sind einige Taschenpartituren des Verlags Eulenburg, Leipzig, erhalten geblieben. Sie sind mit handschriftlichen Notizen versehen, die auf eine eingehende Beschäftigung mit den Werken – vielleicht im Dirigierunterricht – schliessen lassen. Möglich, dass sie aus Geists Studienzeit stammen. Wenn dies zuträfe, ergäbe sich aus ihnen auch ein Anhaltspunkt dafür, wann Geist studiert hat. Er hat die Partituren mit seinem Namen versehen und das Jahr, manchmal auch den

Monat des Erwerbs, leider jedoch nicht den Ort, notiert. Die Ouvertüre zum «Fliegenden Holländer» hat er im Juni 1918 gekauft; das Vorspiel zu « Parsifal», die Trauermusik beim Tode Siegfrieds aus der «Götterdämmerung» und das Bacchanale aus dem «Tannhäuser» im Dezember 1918; die Ouvertüre zu «Rienzi» ebenfalls 1918; Schuberts Sinfonie in C-Dur im Mai 1919; «Don Juan», eine der sinfonischen Tondichtungen von Richard Strauss ebenfalls 1919 und Arnold Schönbergs Zweites Streichquartett im Jahre 1920,

Zürcher Überraschungen

Den Deutschen Bühnenjhrbüchern, die das Personal sämtlicher Theater- und Opernhäuser im deutschsprachigen Raum vom Intendanten bis zur Souffleuse vollständig und aktuell aufführen, ist zu entnehmen, dass Edwin Geist in den zwanziger Jahren zweimal für jeweils eine Spielzeit bei einer öffentlichen Bühne engagiert war – 1924/25 als Korrepetitor am Stadttheater in Stettin und 1928/1929 als Kapellmeister am Schauspielhaus in Zürich. Auch in den Jahren, die zwischen diesen beiden Engagements liegen, und in den beiden Jahren danach wird er im Register der Jahrbücher aufgeführt, jedoch ohne Hinweis auf irgendeine Anstellung. Vielleicht hat er in dieser Zeit keine Stelle gefunden, vielleicht wollte er keine. Möglich, dass die Korrepetitorstelle in Stettin und die Dirigentenstelle in Zürich zu den Erfahrungen gehören, die ihm den «praktischen Beruf» als «Hölle»

erscheinen liessen. Vielleicht hat es mit diesem Horror vor dem musikalischen Dienst zu tun, dass die beiden nachweisbaren Engagements von Geist nur jeweils eine Spielzeit dauerten und dass nach dem ersten vier Jahre vergingen, bis er sich entschloss, ein zweites anzunehmen.

Die Register der Bühnenjahrbücher führen die Nummer an, unter der Geist in der Mitglieiderkartei der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger eingetragen war: 45122. Aber zum Sprechen bringen liess sich diese Nummer nicht. Die Karteikarte selbst, Anmeldeunterlagen oder andere Dokumente, die Geist betreffen, liessen sich mit ihrer Hilfe nicht ausfindig machen. Die Bühnengenossenschaft gibt es noch heute – aber auch ihr sind nach Auskunft der Geschäftsstelle in Hamburg infolge von Kriegseinwirkungen das Archiv und die alte Mitglieiderkartei abhanden gekommen. Sie sind in Berlin verbrannt.

Die Schweiz hingegen blieb vom Zweiten Weltkrieg zwar nicht unberührt, doch seinen zerstörerischsten Auswirkungen entging sie. Vielleicht hatten sich in den dortigen Archiven Hinweise auf Geists Wirken in Zürich erhalten? Diese Hoffnung wurde nicht enttäuscht.

Beim Zürcher Schauspielhaus erfuhr ich, die älteren, übrigens sehr lückenhaften Bestände des Theaterarchivs seien inzwischen dem Stadtarchiv übergeben worden. Ein Anruf dort bescherte mir nach etwa zwei Wochen – kostenlos – ein grosses Kuvert mit überraschendem Inhalt: Fotokopien eines Prospekts für die Spielzeit 1928-29, der auch ein Foto des jungen Edwin Geist enthielt.



Edwin Geist in Zürich, 1928.

Und ebenfalls in Form von Fotokopien eine kleine Sammlung von Besetzungszetteln zu den Produktionen, bei denen Geist die Leitung des Orchesters hatte. Musikalisch beteiligt war er an Shakespeares «Was ihr wollt» und an «Hamlet»; an «Broadway» von George Dunning und Philipp Abbott; an einem Märchenspiel von Vicki Baum mit dem Titel «Das Christsternlein»; an «Charley's Tante» von Brandon Thomas und schliesslich an Franz Molnars Vorstadtlegende «Liliom». Zu «Was ihr wollt», «Das Christsternlein» und «Liliom» schrieb Geist den Theaterzetteln zufolge auch die Bühnenmusiken. Aber Noten oder andere Unterlagen, die seine Arbeit und Anstellung in Zürich betrafen, haben sich dort nicht erhalten, und in der Sammlung der Zeitungsausschnitte fand sich nur ein einziger, in dem Geist erwähnt wird – eine Besprechung des Weihnachtsspiels «Das Christsternlein». An vergleichsweise gut sichtbarer Stelle, nämlich im letzten Satz dieser Kritik, die am 11. Dezember 1928 in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschien, heisst es:

Das kleine Orchester unter Edwin Geists Leitung führt seinen durchaus nicht konventionellen Part sehr tapfer durch.

Die Mitarbeiter des Zürcher Stadtarchivs hatten nach Geist aber nicht nur in ihrem Theaterfundus gefahndet. Sie hatten weitergedacht, hatten auch die Akten der Zürcher «Einwohnerkontrolle» durchgesehen und dort eine Meldekarte gefunden. Im September 1928 war diese Karte für Edwin Geist angelegt worden und war

in all der Zeit dazwischen nicht verlorengegangen, weder durch Kriegseinwirkungen noch durch andere Unbilden. Schon die Materialien aus dem Theaterarchiv waren eine wertvolle Ergänzung des wenigen, was ich bisher über Geists frühe musikalische Arbeit hatte in Erfahrung bringen können. Aber die Meldekarte enthielt eine Überraschung von ganz anderer Dimension.

Edwin Geist war im September 1928 nicht allein nach Zürich gekommen. Eine Frau hatte ihn begleitet – eine Ehefrau, Alexandra Geist, geborene Brodowsky, achtzehn Jahre alt. Wie ihr Mann stammte sie aus Berlin. Und dort hatten die beiden auch geheiratet, zwei Wochen vor der Übersiedlung nach Zürich. Dies alles hatte die wissbegierige Zürcher Einwohnerkontrolle auf der Meldekarte festgehalten. Und noch mehr: Edwin Geist wird dort mit einem Doppelnamen bezeichnet, Geist-Brodowsky; in der Rubrik «Konfession» stehen drei Striche; und natürlich sind auch die Adressen verzeichnet, unter denen das junge Paar während des halben Jahres in Zürich gewohnt hat. Es waren nicht weniger als drei.

Eine grosse Überraschung war Edwin Geists erste Ehe deshalb, weil die aus Litauen stammenden Quellen und die Zeugen, die sich an Geists litauische Zeit erinnern können, nichts von ihr wussten. Weder in Geists Tagebuch noch in den Aufzeichnungen von Helene Holzman, noch in anderen Zeugnissen gibt es irgendeinen Hinweis darauf, dass Geist, lange bevor er in Litauen Lyda Bagriansky heiratete, schon einmal verheiratet gewesen war. Margarete Holzman war seltsam irritiert, als ich ihr von dieser

Name: Geist - Brodowsky, Ernst Moritz EdwinKreis 5 FK Nr. 11209

geb. 1902.VII.31. Heimat: Berlin

Regierungsbezirk: Land: Preussen

Eltern: Sigismund & Gertrud Bormann

Beruf: Kapellmeister i. Schauspielhaus Konfession: ---

Zivilstand: verh. Bish. Wohnort: Berlin

Datum der Anmeldung: 5. September 1928

Ausweisschriften: Pass 2 Pässe Aufenthaltsbewilligung bis
Berlin, 24. Aug. 28 pend. 16. IV 1929 Ehefrau. 1

Ablauf: 24. Aug. 1933

16. V 1929 Ehem.

Heimatschein

Ablauf:

Datum der Abmeldung, bezw. Schr.-Rückzugs: 27. April 1929

Wohin abgemeldet:

Berlin 3

Wohnung, Str. Nr.:

~~5, Volkmarstr.~~~~Burrer~~ Sf.

12. Okt. 1928

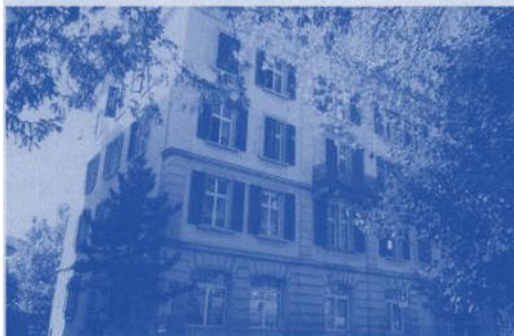
No. Plattenstr. 32Kölla

22. März 1929

21. Sonnengasse. 20Baumgarten

Nr. 26 - X. 27. 10,000





*Drei Wohnhäuser in Zürich – Volkmarstrasse 5, Plattenstrasse 32,
Sonneggstrasse 20. Sommer 2002.*

Neugierkeit berichtete. In die freudige Neugier, mit der sie meine Nachforschungen stets verfolgte, mischte sich eine Spur später Enttäuschung über etwas, das früher vielleicht mal eine Unaufrichtigkeit gewesen war – eine Unaufrichtigkeit, die wahrscheinlich gar nicht ihr selbst gegolten hatte und auf die es schon längst nicht mehr ankam. Ein nachträgliches Befremden darüber, vor mehr als einem halben Jahrhundert in einem Punkt im Dunkeln gelassen worden zu sein, der ihr auch heute nicht völlig gleichgültig war. Lyda habe ihrem Herzen immer nähergestanden als Edwin, sagte sie mir einmal, und nun empfand sie, stellvertretend für die ältere Freundin, einen Anflug von Eifersucht: Was, wenn Edwin auch Lyda von dieser ersten Ehe nie erzählt hätte ...?

Wie es zwischen Edwin Geist und Alexandra Brodowsky weitergegangen und was aus ihrer Verbindung geworden war, liess sich der Meldekarte natürlich nicht entnehmen. Sie schliesst mit dem Vermerk, dass sich beide am 27. April 1929 in Zürich abgemeldet hätten, um nach Berlin zurückzukehren. In der Zeit danach jedoch musste etwas geschehen sein. Entweder war die Ehe geschieden worden, oder Geists erste Frau war gestorben. Andernfalls hätte er zehn Jahre später kaum eine neue Ehe eingehen können, auch nicht im litauischen Exil.

Es gibt in Berlin ein zweites Archiv, das Einwohnerakten und Meldeunterlagen vor allem aus älterer Zeit aufbewahrt. Über Edwin Geist, seinen Vater, seine Mutter und die Tanten konnte mir das «Landesarchiv Berlin» genauso wenig mitteilen wie das Einwohnermeldeamt. Auch hier hatte der Krieg die Bestände drastisch reduziert. Geists erste Frau jedoch liess sich in einer «Ber-

liner Gedenkbuchdatenbank» ausfindig machen – und eines Tages bekam ich mit der gewöhnlichen Post diesen Datensatz zugeschickt:

Rasumowsky, Alexandra, geb. Brodowsky, gesch. Geist; Adresse v.[or der] Dep.[ortation]/Emigr.[ation]: Wilmersdorf; Schicksal: Emigration in die Schweiz, Zürich; Quellen: Landesarchiv Berlin, Akten des Oberfinanzpräsidenten.

Noch am gleichen Morgen, kurz nachdem ich diesen Brief erhalten hatte, rief ich die Telefonauskunft an und liess mir die Nummern aller Rasumowskys in Zürich geben. Es waren fünf, und bald stellte sich heraus, dass alle Personen, die ich unter diesen Nummern erreichte, mit Geists erster Frau näher oder ferner verwandt waren. Sie selbst und ihr zweiter Mann lebten nicht mehr. Aber die beiden Töchter aus dieser Ehe konnten mir wichtige Auskünfte geben. Eine der beiden, die heute in der Nähe von Winterthur lebt, hatte sich nach dem Tod der Mutter um deren Hinterlassenschaft gekümmert. Nachdem ich ihr am Telefon erklärt hatte, wonach ich suchte, holte sie hervor, was sie aufbewahrt hatte, sah es durch und rief mich ein paar Tage später wieder an. Auf Briefe von Geist an ihre Mutter, wie ich es gehofft hatte, oder auf Tagebücher ihrer Mutter aus der Zeit mit Geist sei sie nicht gestossen – wohl aber auf alte Fotoalben, die sie selbst noch nie genau angesehen habe. Zwei dieser Alben enthielten etliche Bilder, auf denen auch Geist zu sehen sei. «Und wissen Sie», sagte





Aus den Fotoalben von Alexandra Rasumowsky: Von links oben, Geist in Stettin, Winter 1924/25. – In Schwand bei Oberstdorf im Allgäu, Sommer 1927. – Hochzeitstag, Berlin, 25. August 1928. – Zürich, Oktober 1928. – Zürich, März 1929. – Im Theater, Zürich, Januar 1929.

sie mir am Telefon, «wenn ich mir die Bilder ansehe, dann scheint mir: meine Mutter muss diesen Mann wirklich geliebt haben.»

Wir verabredeten uns in dem Café, das sie im alten Zentrum von Winterthur führt, und an einem Nachmittag Ende Dezember 2002 sahen wir uns die beiden Alben gemeinsam an und stellten Mutmassungen darüber an, wer die anderen Personen sein könnten, die auf vielen der Bilder zu sehen waren. Die handschriftlichen Erläuterungen waren leicht zu entziffern. Aber sie beschränkten sich auf Zeit- und Ortsangaben. Niemand notiert sich im eigenen Fotoalbum, wie die engsten Freunde und Verwandten auf den Bildern heissen – Personen, deren Namen man schlechterdings nicht vergessen kann. Aber wenn keiner mehr da ist, der sich ihrer erinnert, werden alle diese Gestalten mit einem Schlag zu Unbekannten.

Die meisten Bilder waren in Berlin und Zürich, einige bei Ferienaufenthalten in Bayern aufgenommen. Vier Bilder stammten aus der Zeit, als Geist in Stettin engagiert war und Alexandra Brodowsky wahrscheinlich noch gar nicht kannte. Und auf der letzten Seite eines Albums fand sich ein ganz besonderes Bild – Geist in einem Probenraum des Zürcher Schauspielhauses im Kreis einiger Musiker am Klavier stehend, in Noten blätternd. Ein Kontaktabzug in der Grösse 24 x 36 Millimeter, das kleinste und unschärfste Bild von allen – aber unter allen, die sich bisher gefunden haben, das einzige, das Geist bei einer musikalischen Arbeit zeigt.

Alexandra Brodowsky war acht Jahre jünger als Edwin Geist – geboren am 24. Juni 1910 in Berlin. Ihre Eltern, Isaak und Isa-

bella Brodowsky, stammten aus Russland – Sie waren in der Hoffnung nach Berlin gekommen, als Juden in Deutschland besser als in ihrer Heimat vor Verfolgung geschützt zu sein – Isaak Brodowsky arbeitete als Sprachlehrer. Im Berliner Adressbuch von 1914 firmiert er mit einem Übersetzungsbüro in Charlottenburg – «Aus 12 Sprachen sofort». Während des Ersten Weltkriegs scheint er, als Angehöriger einer feindlichen Nation, längere Zeit interniert gewesen zu sein. Seine Frau ging 1915 mit der kleinen Tochter nach Zürich und kehrte erst 1921 nach Berlin zurück. Alexandra, das einzige Kind der Brodowskys, besuchte das Hohenzollern-Gymnasium in Wilmersdorf bis zum Ende der Untersekunda – wurde auch in die Obersekunda versetzt, zog es jedoch vor, die Schule zu verlassen, «um ins Leben zu treten». So steht es in ihrem Abgangszeugnis vom März 1927. Zu dieser Zeit kannte sie Edwin Geist schon. Eine ihrer Töchter erinnert sich, dass die Mutter erzählte, sie habe in ihrer Jugend sehr gut Geige gespielt – auch in einem Orchester. Nach dem Gymnasium besuchte Alexandra Brodowsky sechs Monate lang eine kaufmännische Privatschule in Berlin. Ende August 1928 heiratete sie Edwin Geist und ging Anfang September mit ihm nach Zürich.

Aus dieser Zeit stammen die frühesten erhalten gebliebenen Kompositionen von Geist: drei Lieder zu Texten von Gustav Falke, Peter Hille und Richard Dehmel für Bariton und Violine – eine seltene Kombination, jedoch nicht fernliegend, wenn man annimmt, dass Edwin Geist diese Lieder für seine Geige spielende junge Frau und sich selbst geschrieben hat.

Tagesanbruch (Falke)

*Wie leise sich der Morgen regt,
gleich einem Lächeln, das sich traumhaft hinbewegt
um halbgeschlossener Lider Rund
und einen schlummertrunkenen Mund,
der eine ungeduldige Welt
nur hinter leichtem Riegel hält.*

Unter den Dokumenten, die mir Alexandra Rasumowskys jüngere Tochter in Winterthur zeigte, war auch die Arbeit einer Schwesternschülerin aus dem Altenheim, in dem die Mutter während ihrer letzten Jahre gelebt hat. Im Rahmen ihrer Ausbildung hatte das junge Mädchen einen Aufsatz zum Thema «Biographie und Altenpflege» geschrieben und dafür Alexandra Rasumowsky über ihr Leben befragt.

Frau R... . brach das Gymnasium ab, aus Liebe zu einem jungen deutschen Musiker. Diesen heiratete sie im Alter von 18 Jahren. Da er Musiker war, hatte er nicht sehr viel Geld. Frau R. absolvierte die Handelsschule und arbeitete anschliessend in einem Büro. Später bekam ihr Mann eine Stelle als Musiker am Zürcher Schauspielhaus. Frau R. ging mit ihrem Mann nach Zürich. Nach einer Saison wollten beide nach Berlin zurück. Wenig später liessen sie sich nach einem Jahr Ehe scheiden, obwohl er ihre grosse Liebe war.

Über die Gründe für diese Scheidung, die im März 1931 ausgesprochen wurde, und ihre näheren Umstände ist nichts bekannt.

1928
Lied.
Längsam

I
Tagesanbruch (Vokal)

Bariton Solo.

Was keine Zeit den Tag... gen regt... steht einem da... oder, das sich dem Licht bei Ber...

singen hellge-schneien da... den Licht einem solch... nur... hängen

nicht, der eine im ge... hellge Welt mit hinter leit... den die... gel

hell... Best mit die Solo... Parle kein... ja... was sich

*Die erste erhalten gebliebene Komposition. «Tagesanbruch»,
ein Lied für Bariton und Violine, Zürich 1928.*

Alexandra Rasumowsky hat ihren Töchtern von Edwin Geist später kaum mehr erzählt, als dass er ein «schwieriger Mensch» gewesen sei. Die ersten Bilder in den erhalten gebliebenen Fotoalben, auf denen man die beiden zusammen sieht, stammen aus dem Juli 1926, das letzte aus dem Juli 1929. Wo sie nach ihrer Rückkehr aus Zürich in den Monaten bis zu ihrer Trennung gewohnt haben, war aus den Berliner Adressbüchern nicht zu ersehen. Alexandra verliess Deutschland 1933. Über Paris, wo sie sich einige Jahre aufhielt, ging sie nach Zürich. 1938 heiratete sie dort ihren zweiten Mann, Heinrich Rasumowsky. Sie starb 1999.

Verluste

Edwin Geist hat sich, so scheint es, nicht erst nach der Übernahme der Macht durch die Nazis, sondern schon in der musikalischen Welt der zwanziger Jahre als Aussenseiter gefühlt. Darauf lassen einige Passagen seines Tagebuches schliessen, wo er, ohne auf Einzelheiten und Lebensumstände einzugehen, nur in grossen Zügen und manchmal auch in grossen Worten über seinen schöpferischen Werdegang reflektiert und seine «kompositorische Stellung» zu bestimmen versucht.

Trotz einer relativ frühen Entwicklung konnte von einer frühzeitigen Reife bei mir nicht die Rede sein, denn das, was mir schon

in jungen Jahren mit suggestiver Macht vor Augen trat, ... kann höchstens der Ältere bewältigen. So konnte ich keinen Widerhall finden, umso mehr ich dazu neigte gegen den Strom zu schwimmen. Mein Schaffen hatte mit dem der Systemzeit (wie man sie jetzt nennt) nichts zu tun, und als ich schliesslich so weit war, durfte ich nicht mehr.

Vor dem Hintergrund solcher Erwägungen versucht er einen Tag nach seinem vierzigsten Geburtstag sich und seiner Frau Lyda zu erklären, warum es ihm vorkommt, als sei er «erst jetzt zum Manne gereift». Das «Eigentliche» hofft er noch zu leisten, sobald sich das «Schicksal... endlich einmal gnädig erweist». Das war bisher selten der Fall, und solange er noch in Deutschland lebte, hat dieses «Schicksal» ihm und seiner Arbeit derart zuge-setzt, dass er eine kontinuierliche Entwicklung in seiner künstle-rischen Existenz kaum zu erkennen vermag. Woher, so fragt er sich, rührt diese «Schwierigkeit der retrospektiven Betrachtungs-weise»? – und gibt dann diese Antwort:

Ich weiss, was es ist: Es ist der Verlust so vieler Arbeiten, den ich erlitten. Mag man über diese Werke denken, wie man will; eines ist nun einmal sicher: Mein bisheriges Leben ist ein Torso, ist durchaus Fragment, und in dem Verlust meiner früheren Werke erblicke ich nichts anderes, als das Symbol für ein fragmentari-sches Leben.

Auf der leeren letzten Seite einer der erhalten gebliebenen Ta-schenpartituren, die Geist als junger Mann, vielleicht während

seiner Studienzeit, kaufte, hat er – Jahre später – ein Schema skizziert, das vier grössere Werke in einen noch grösseren Zusammenhang stellt.

<i>Sterbende Seele</i>	(Liebe – Kunst)
<i>Die Einsamen</i>	(” – ”)
<i>Requiem</i>	(Liebe – Menschheit)
<i>Der Golem</i>	(Menschheit)

Aus Andeutungen an verschiedenen Stellen in den Papieren, die Geist hinterlassen hat, lässt sich zweierlei erschliessen: dass die Werke mit diesen Titeln wahrscheinlich in der angegebenen Reihenfolge entstanden sind (wobei nur das «Requiem» genau zu datieren ist, auf das Jahr 1925); und dass alle vier ihrem Urheber irgendwann abhanden kamen – aber nicht alle auf einen Schlag.

Was im Einzelnen vorgefallen ist, bleibt unklar. Möglich scheint vieles: politisch oder anders motiviertes Fremdverschulden, zufälliges Missgeschick, absichtliche Zerstörung durch den Komponisten selbst, insbesondere bei «Sterbende Seele». Im Zusammenhang mit dem «einaktigen nordischen Kammerpiel ,Die Einsamen» und dem «Golem-Musikschauspiel» spricht Geist von «Vernichtung», in Bezug auf das «Requiem» von einer «lächerlich-tragischen Verbrennung», und einer Bemerkung über die «Sterbende Seele» ist zu entnehmen, dass er dieses Werk für missglückt hält und seinen Verlust nicht übermässig schwernimmt, indem er sich auf einen Ausspruch Carl Maria von Webers besinnt, «nach welchem man erste Opern und junge Hunde

ersäuft». Mit dem Untergang der anderen Werke dagegen findet er sich nicht so ohne Weiteres ab. Das frühe «Requiem» ist anscheinend im Sommer 1941 verbrannt. Ein Jahr später beginnt Geist mit seiner Wiederherstellung, kommt allerdings über die Rekonstruktion des Textes nicht mehr hinaus.

Am schmerzlichsten scheint der Verlust seines «Golem» gewesen zu sein. Auch über das Schicksal dieses jüngsten unter den verlorenen Werken lässt sich Geists Aufzeichnungen und anderen Quellen nichts Genaues entnehmen. Helene Holzman schreibt, eine Oper von Geist habe 1934 in Berlin ihre Erstaufführung erlebt. Helene Holzmans Angaben haben sich, wo sie nachprüfbar waren, immer wieder als erstaunlich zuverlässig erwiesen, aber Belege dafür, dass zu Lebzeiten von Edwin Geist eine Oper oder ein anderes Werk von ihm in Deutschland öffentlich aufgeführt worden wäre, haben sich bisher nicht finden lassen. Dennoch – ein gewisses Mass an Bekanntheit muss «Der Golem» erlangt haben, denn die nationalsozialistischen Bewacher des deutschen «Musiklebens» wussten von ihm. Er ist das einzige Werk von Geist, das im Titel Verzeichnis des «Lexikons der Juden in der Musik» genannt wird.

Der Frauendiplomat. Tonfilm, Musik von Hans May.

Der Frauenfresser. Opte. von Edmund Eysler.

Der Frauenmörder. Melodramatische Szene von Oskar Straus.

Der fromme Silvanus. Eine Waldidylle von Leo Ascher.

Der Fürst von Marokko. Operette von Heinrich Mannfred.

Der Fürst von Pappenheim. Opte. von Hugo Hirsch.

Der Gauklerkönig. Opte. von Jean Gilbert.

Der Gefangene (Le captif), Oper von E. Lassen.

Der Gefangene der Zarin. Op. von Karl v. Kaskel.

Der Geiger von Lugano. Opte. von Jean Gilbert.

Der Geist im Wäscheschranke s. Parole 71.

Der geizige Verschwender. Schwank von Richard Fall.

Der Generalkonsul. Operette von Heinrich Reinhardt.

Der gewaltige Hahnrei. Musikal. Tragikomödie von Berthold Goldschmidt.

Der glückliche Herr Fünf. Tonfilm, Musik von B. Karger und Walter Jurmann.

Der Glückscylinder. Tonfilm, Musik von Bruno Granichstaedten.

Der Glücksnarr. Opte. von Heinrich Berté.

Der Glückstrompeter. Opte. von Heinrich Reinhardt.

Der goldene Topf. Op. von Walter Braunfels.

Der goldene Vogel. Op. von Leo Fall.

Der Goldfisch. Opte. von Georg Jarno.

Der Goldonkel. Posse von David Kalisch.

Der Goldschmied von Toledo. Op. von Offenbach.

Der Golem. Oper von Edwin Geist.

Der Gott und die Bajadere. Pantomime von Leonid Kreutzer.

Der Graben-Fiaker. Wiener Posse von Julius Stern.

Der Graf von Cagliostro. Operette von Kurt Zorlig.

Der Greifer. Tonfilm, Musik von Hans May.

Der große Regenmacher. Balletpantomime von Paul Pisk.

Der große Stern. Posse von Oskar Straus.

Der Günstling der Zarin. Operette von Robert Winterberg.

Der Gürtelspanner. Oper von Richard Stöhr.

Der gute Hirte. Kantate von John Francis Barnett.

Der gute Kamerad. Theaterstück für Musik von Emerich Kálmán.

Der Hainkönig. Op. von Gustav Lewin.

Der Harem auf Reisen. Burleske von Rudolf Nelson.

Der heilige Ambrosius. Opte. von Leo Fall.

Der Heiratskandidat. Musikal. Schwank von Rudolf Senger.

Der Herr von Kimmelbach. Posse von Julius Stern.

Der Herr von Papillon. Opte. von Rudolf Bial.

Der Herzverführer. Operette von Victor Holländer.

Der Hexenspiegel. Kom. Oper von Edmund Eysler.

Der Hofbankier. Singsp. von Willi Rosen.

Der Husar. Kom. Op. von Ignaz Brüll.

Der Jäger aus Kurpfalz. Volksstück von Victor Holländer.

Der Ja-Sager. Schulooper von Kurt Weill.

Der Jockeiklub. Opte. von Victor Holländer.

Opernkrise

Edwin Geist hat das «Lexikon der Juden in der Musik» vielleicht nie zu Gesicht bekommen. Wenn aber doch, wird ihn die ehrenvolle Entwürdigung, die ihm darin zuteil wird, nicht zuletzt wegen der Gattungsbezeichnung für seinen «Golem» geärgert haben. Sie negiert – wahrscheinlich eher aus Unachtsamkeit als aus Bosheit – in dem einen Wort «Oper» genau das, worum sich Geist, den eigenen biographischen Selbstvergewisserungen zufolge, seit seinen Anfängen als Komponist bemüht hat, zunächst intuitiv, später bewusst und mit grossem terminologischen Aufwand: die Erneuerung der Oper, ihre Fortentwicklung zum «Musikschauspiel».

Die Ausmasse dieses Projekts stehen in einem seltsamen Missverhältnis zu Geists isolierter Position und zu dem geringen Widerhall, den er mit seiner Arbeit findet und unter den obwaltenden Verhältnissen finden kann. Sein Selbstvertrauen kommt ihm unter diesen Umständen dennoch nicht abhanden.

Es schrumpft keineswegs – es wächst in gewisser Hinsicht sogar, und wenn es an der Ungunst der Verhältnisse Schaden nimmt, dann besteht dieser Schaden nicht in seiner Entkräftung, sondern in einer Art Überdehnung. Auf diese Weise hinterlassen die Besorgnisse und Schrecken der Zeit auch an jenen Gedanken ihre hässlichen Spuren, mit denen sich derjenige, der sie denkt, über die düstere Gegenwart weit erhoben zu haben glaubt. Mut verhärtet zu Übermut. Entschlossenheit bläht sich auf und gerät in die Nähe der Vermessenheit. In Ermangelung einer äusseren

schreibt sich Geist eine innere Erfolgsgeschichte, in deren Mittelpunkt die «Opernkrise» und sein Beitrag zu ihrer Lösung steht. Die Erinnerungen an die Initiation, die er seiner Tante Anna verdankt, sind ihm auch deshalb so wertvoll, weil sie zeigen, wie früh im Leben seine schöpferische, produktive Arbeit ihre Richtung fand.

Meine Doppelbegabung und mein angeborener theatralischer Sinn wiesen mir von vornherein den Weg zur Oper.

Dass ihm diese «Doppelbegabung» für die Musik und die Dichtung bei der Verwirklichung seines schöpferischen Programms von allergrösstem Nutzen sei, gehört zu den elementaren Überzeugungen, aus denen Edwin Geist den Mut für seine konzeptionellen Höhenflüge zieht.

Bei einer ausgesprochenen Doppelbegabung, wie der meinigen, dürfte es schwer fallen, den Musiker vom Dichter zu trennen, und ganz besonders bei der von mir zum Musikschauspiel erhobenen Oper.

So treibt Geist den alten, die neuzeitliche Oper seit jeher begleitenden Streit über die Rangfolge von Musik und Sprache, von Ton und Wort weiter voran. Wie kann sich, so lautet für ihn nun die entscheidende Frage, die Sprache aus ihrer Rolle als Dienerin der Musik emanzipieren und zur Gleichrangigkeit aufschwingen? Wie kann aus dem Libretto Dichtung werden? Einen ersten Schritt in diese

1.

..... Auch mir ging es nicht anders wie so manchen andern. Ich lebte im Laufe der Jahre - und wohl fühlte sich vielfache persönliche Erfahrungen - dass Leben ein Willkür an demselben, als der ständige Kampf zwischen Gefühl und Intellekt anzufangen. Dieses dauernde Ringen, dieses fortwährende, fortwährende Streitfeld fand sich überall vor, und das ist nicht und ist nicht leichtfertig, wenn man zu erkennen, dass die Werke der italienischen Kunst den meisten Italienern entgegen, den philosophischen Gedanken, fächerlich, am Leben bestritten.

In einer Doppelbeziehung und mein aufbauendes Theaterleben, wie wissen wir von vorhin in dem Brief für Oper. Daniels Komposition ist die Oper in der Wagner's Spiel, und meine Liebe für diese Sache von Beethoven wurde immer stärker als die andere, wie sehr die Leidenschaft des Gefühls und Intellekts sich in der Oper aufeinander prallen, aber aber für eine befriedigende Lösung zu gelangen. - Wenn man sich die Perspektive der Oper in der - sowohl das überhaupt möglich - als die Perspektive des menschlichen Daseins in Worte messen, die Stärke des Intellekts und im Tone messen, so fühlte ich mich, so dürfte dort gerade die Oper, wie sonst keine andere Kunst, spezifisch sein, deren idealen Sitzplatz für das allgemeine Ringen von Idee und Gefühl und Intellekt für stellen. Und doch, besonders dort sind gewisse Töne a priori nichts anderes, als ein danteske Symbole von dem ewigen Schicksal. Lassen Sie das aber mich auf die jeweiligen Handlungen für, dass die glücklichen werden und Danken nicht zu vergessen.

«... Auch mir ging es nicht anders wie so manchen andern.»

Undatiertes Manuskript aus dem Sommer 1942.

Richtung habe Wagner getan, von der «Oper» zum «Musikdrama». Den zweiten nimmt Geist selbst sich vor – vom «Musikdrama» zum «Musikschauspiel».

Ohne das Phänomen Wagners, ohne das Erlebnis des Musikdramas, ohne den gewaltigen Ideenkomplex des romantischen Gesamtkunstwerkes, wäre meine Kunst undenkbar. Tatsächlich bin ich auch heute noch insofern Romantiker, als das von mir, unter bedeutungsvoller Heranziehung der menschlichen Sprache, geschaffene Musikschauspiel (denn Wort und Ton entstammen dem gleichen Herzschlag!), eine grosse Variante des Gesamtkunstwerkes darstellt, welches eben durchaus romantischen Ursprunges ist.

Von der hohen Warte, die Geist bei diesen Erwägungen einnimmt, erscheint ihm das menschliche Dasein als «ständiger Kampf zwischen Gefühl und Intellekt», als «dämonisches Ringen» auf einem «faustisch-prometheischen Schlachtfeld».

Die gewonnene Erkenntnis, Wort und Ton als magische Sinnbilder der in Ewigkeit einander bekämpfenden beiden Welten aufzufassen, weist uns den Weg in die Zukunft der Oper, ist die Zauberformel zum ... Musikschauspiel! Ungeahnte Möglichkeiten sind in ihm enthalten, wenn wir uns einmal des kreisenden Wehalspiels von Wort und Ton, von Melodramatik und Arioso, von gesprochener Szene und Symphonik so recht bewusst werden. Die Gegensätze des Seins, Intellekt und Gefühl, Rationalismus und Irrationalismus, Konkretes und Abstraktes – diese Gegensät-

ze, die auch gleichzeitig die Gegensätze künstlerischer Formung sind –: Der Oper der Zukunft, dem Musikschauspiel, sind von Anfang im Wort und Ton beide Faktoren mitgegeben, ja, es lebt eigentlich nur durch sie, und dem weitblickenden Schöpfergeiste ist es gegeben, nach seinem Gutdünken mit ihnen frei zu schalten und zu walten!

Als Beispiel führt Geist sein frühes Bühnenwerk «Sterbende Seele» an. Es genügt seinen Ansprüchen schon längst nicht mehr. Aber wichtig und richtungweisend erscheint ihm noch immer, dass er bereits in diesem Werk, das ihm den Beginn seines Weges von der Oper zum Musikschauspiel zu markieren scheint, eine wichtige Partie für eine Sprechstimme geschrieben hatte:

Die Rolle des Irrenarztes Dr. Wahn sollte mit einem Schauspieler besetzt werden, da es mir unmöglich schien, eine derartige Figur singen zu lassen, deren Aufgabe darin besteht, die verworrene Gefühlswelt des Hauptträgers der Handlung, eines Dichterkomponisten, zu zersetzen, um die notwendige Klärung der Geschehnisse herbeizuführen... . Bedeutungsvoll erscheint mir nur der Umstand, dass ich mich instinktiv oder intuitiv in jenem missglückten Frühwerk des reinen gesprochenen Wortes bediente.

Edwin Geist hat während der dreissiger Jahre in verschiedenen deutschsprachigen Musikzeitschriften eine Anzahl kleiner Aufsätze veröffentlicht: 1932 zwei Artikel über die «künstlerischen Aufgaben elektrischer Musikinstrumente» in «Melos» und in

«Funk», der «Wochenschrift des Funkwesens»; 1934 und 1935 drei Aufsätze in den «Signalen für die musikalische Welt» über die «Verzögerungssituation in Wagners Werken», über die «Bedeutung des Volkslieds» und über «Form und Stil» am Beispiel von Alban Bergs «Wozzeck». Auch diesen verstreuten Publikationen ist wenig Resonanz beschieden gewesen, und Geist selbst spricht in seinem Tagebuch nur über die Wirkung, die sie für seine eigene Produktivität hatten. Er nennt sie «Zwiegespräche», die «die nachtwandlerische Gestaltung von Dichtung und Musik theoretisch erhellen sollen».

Die in diesem Sinne – also für ihn selbst – wichtigsten «Zwiegespräche» sind wohl jene beiden Artikel gewesen, die Anfang 1939, als Geist Deutschland wahrscheinlich schon verlassen hatte, in der «Schweizerischen Musikzeitung» erschienen sind. Mit dem ersten über das litauische Volkslied bahnt er sich gleichsam musikalisch einen Weg ins Exil, indem er einige singuläre Merkmale der litauischen Volksmusik in ein Verhältnis zur modernen Musik der Gegenwart zu setzen versucht und damit ein Thema skizziert, dem er in Litauen wenig später ein ganzes Buch widmen wird, von dem noch die Rede sein soll. In dem zweiten Artikel für die «Schweizerische Musikzeitung» nimmt er Stellung zu der Frage, die ihn in den vergangenen Jahren mehr als jede andere beschäftigt hat – die Frage der «Opernkrise».

Was wurde nicht in den letzten Jahren an Oper und Musikdrama herumexperimentiert! Theaterfremde Komponisten schrieben epische Bühnenwerke (blutleer und ohne Handlung); andere Mu-

siker erdachten sich eine andere Technik, indem sie dem Wort grösseres Eigenleben zubilligten und somit die Musik verstimmten, also die Umkehrung des antiquierten Opern- und Musikdramenschemas anstrebten. Das konstruktive Textelement siegte über den Musiker. AW diese Wege scheinen der Vergangenheit anzugehören.

Wenn man sich von vornherein bei der Konzeption eines musikalischen Bühnenwerkes grundsätzlich vor Augen führt, dass dem Schaffenden zwei gleichwertige Künste, Dichtung und Musik, zur Verfügung stehen, darf man gleichzeitig nicht vergessen, dass das harmonische Zusammengehen von Wort und Ton mit einer glücklichen Ehe zu vergleichen ist. Es ist unwesentlich, wer hierbei den Mann oder die Frau vorstellt, aber es ist von ausschlaggebender Bedeutung, dass freiwillig gewisse Opfer gebracht werden müssen, um die Eigengesetzlichkeit in Zusammenklang mit dem anderen Partner zu bringen. Eine sklavische Unterdrückung des einen Partners muss notgedrungen zu einem Fiasko führen – wie wir es an dem prinzipiell unsymmetrischen Bau der musikalischen Bühnenwerke gesehen haben. Weder der Musiker darf über den Dichter triumphieren, noch der Dichter über den Musiker!

Am Schluss seines Aufsatzes weist Geist auf zwei Komponisten hin, die in ähnlicher Weise wie er bemüht seien, «die Oper vor dem drohenden Verfall zu erretten»: auf den Schweizer Othmar Schoeck mit seiner 1927 in Dresden erstmals aufgeführten Oper «Penthesilea» und auf den Österreicher Ernst Krenek und sein 1938 in Prag uraufgeführtes Bühnenwerk «Karl V». Doch bevor

er seinen Aufsatz mit diesem Hinweis auf die Kollegen schliesst, nutzt Geist die Gelegenheit, auf eine eigene Arbeit einzugehen, von der er sich «beim modernen Theaterpublikum lebhaften Wiederhall» erhofft, «ein Bühnenwerk..., in dem der Autor dieser Abhandlung glaubt, alle neuen Gedankengänge in praxi festgehalten zu haben, die er soeben zitiert hat.»

Geists frühe Arbeiten scheinen, mit Ausnahme der drei Zürcher Lieder von 1928 und dreier Lieder nach C.E Meyer bzw. H. Salus aus dem Jahre 1933, allesamt verlorengegangen zu sein. Andererseits erwähnt Geist in seinen nachgelassenen Papieren keine Verluste von Werken, die nach dem «Golem» entstanden sind, und bis auf eines haben sich alle später entstandenen Werke, die in seinen Aufzeichnungen vorkommen, auch erhalten. Das umfangreichste unter ihnen trägt den Titel «Die Heimkehr des Dionysos. Ein Musikschauspiel in 3 Akten (7 Bildern)».

Auf der ersten Seite der grossen, in dunkelgrünen, dicken Karton gebundenen Partitur hat Edwin Geist ein Datum notiert – den 11. Februar 1936, vielleicht den Tag, an dem er mit der Arbeit begonnen hat. Abgeschlossen hat er sie jedenfalls genau zwei Jahre später, indem er unter die letzten Takte eine Doppellinie zog und Ort und Datum der Vollendung hinzusetzte: «Berlin-Friedenau am 10. Februar 1938».

Ort der Handlung ist das antike Theben, das von dem martialisch-rationalistischen König Pentheus regiert wird. Vergeblich bemüht sich Pentheus, die freudige Unruhe zu ersticken, mit der

die Thebaner die Heimkehr seines Veters Dionysos aus der Verbannung erwarten. Vom Volk und seiner Geliebten Apolloneia, der Schwester des Königs, unterstützt, überwindet Dionysos schliesslich den Gewaltherrscher, indem er die Kräfte der Musik, des Tanzes und der Liebe gegen ihn aufbietet. Geist beschreibt in «Opernkrise?» den zentralen Konflikt seines Werkes und wie er sich seine Darstellung auf einer modernen Opernbühne vorstellt:

In meiner «Heimkehr des Dionysos» stehen sich zwei Welten gegenüber: Eine musikalische, die dionysisch-apollinische, und eine rein rationale, die des kriegerischen Königs Pentheus, der als amüsischer «Zahlenmensch» den Liebling des Volkes, den Künstler Dionysos bekämpft. – Pentheus wird mit einem Schauspieler (Sprecher) besetzt; rezitativische Stilelemente wandeln sich in melodramatische. So tritt das Melodram, jene bisher missverstandene künstlerische Äusserung, wieder in sein Recht, mitunter als konzertanter, also geistiger Ausdruck (im Gegensatz zum gefühlsmässigen Arioso). An manchen Stellen setzt das Orchester sogar völlig aus, um die aus der Handlung rekrutierenden, verstandeskühlen Wendungen mehr hervortreten zu lassen. Aber überall verbindet Geist und Gefühl die einem Leitmotiv vergleichbare mythisch-dramatische Kraft des Rhythmus. – Pentheus wird schliesslich von Dionysos besiegt, und im letzten Akt (beim dionysisch-apollinischen Fest) erscheint auf der Bühne ein improvisiertes Stück, dessen Urheber Dionysos ist. In diesem Spiel im Spiel werden dem König in drastischer Weise die Untaten vorgeführt, die er infolge seiner rationalistischen Verblen-

dung begangen hat. Pentheus soll also durch das, was er hasst und verachtet, soll durch die Kunst bestraft werden. Aber die Strafe wird für ihn zur Läuterung. Er besteigt selbst den Thespiskarren, und während er sich den Haken des Thyrsos-Stabes ins Herz stösst, beginnt er verblutend zum erstenmal zu singen. Der Rationalist wird im Tode irrational. So stehen sich am Schluss des Werkes beide Welten, die des verstandesmässigen Wortes und die des Tones, noch einmal gegenüber, deren organisches Zusammengehen Aufgabe und Ziel meiner künstlerischen Bemühungen ist, um eine Unio mystica zu bilden.

Der Beschied

Im Herbst und im Winter 1937/38 hat Edwin Geist nur noch illegal und gleichsam unbefugt an seiner «Heimkehr des Dionysos» gearbeitet. Anfang Oktober 1937 ist ihm ein Brief zugestellt worden, in dem ihm jene Behörde, die seit vier Jahren für seine Kunst zuständig ist, das Komponieren verbietet. Nicht das für Geist bestimmte Original dieses Schreibens hat sich erhalten, sondern ein Durchschlag, der von einem Mitarbeiter jener Behörde «zur Kenntnis» an den «Herrn Ortmusikerschaftsleiter von Gross-Berlin» geschickt wurde, und nur dieser Durchschlag nennt auch kurz und bündig den Grund für das Berufsverbot: «Halbjude». Unterzeichnet hat ihn Theo Stengel, Referent der Behörde und Mitverfasser des «Lexikons der Juden in der Musik», das drei Jahre später erscheinen wird.

Der Präsident der
Reichsmusikkammer

Reichsmusikkammer
Berlin, den 8. Oktober 1937
14. Okt. 1937
O. M. Berlin

Berlin GSB 11, den 8. Oktober 1937
Muhlbauer Straße 19
Telefon: 19 64 71
Kassenkonto: Berlin 184-400 Sanderkonto
Scheckkonto: Dresdner Bank Dep.-Kasse 30

Gründungsnummer I KA 147/37
(Die bei Wahrung angegeben)

Herrn

Edwin Geist

Berlin-Friedman

Händjerystr. 40

Gemäß § 10 der I. Durchführungsverordnung zum Reichskulturkammergesetz vom 1. November 1933 (RGBl. I - S. 797) lehne ich Ihren mir zur endgültigen Entscheidung vorgelegten Antrag ab, da Sie die nach der Reichskulturkammergesetzgebung erforderliche Eignung im Sinne der nationalsozialistischen Staatsführung nicht besitzen.

Durch diese Entscheidung verlieren Sie das Recht zur weiteren Betätigung auf jedem zur Zuständigkeit der Reichsmusikkammer gehörenden Gebiete.

Die Wirkung der Entscheidung tritt mit Ablauf von zwei Wochen nach Zustellung dieses Schreibens ein, sofern nicht innerhalb dieser Frist eine schriftliche Beschwerde an den Herrn Präsidenten der Reichskulturkammer über mich eingereicht ist.

gez. Dr. Peter Raabe

An den

Herrn Ortmusikerschaftsleiter Gross Berlin,

Berlin SW 68

Betrifft: Den Komponisten Edwin Geist, geb. 31.7.1902 in Berlin

Halb jüde

Obige Durchschrift erhalten Sie zur Kenntnis.



Im Auftrag:

gen. Dr. Stengel

Beglaubigt:

Der Empfänger darf also nach Erhalt dieses Schreibens auf den Gebieten, die zur Zuständigkeit jener Behörde gehören, noch vierzehn Tage tätig sein und dann für alle Zeiten nicht mehr Edwin Geist ist fünfunddreissig Jahre alt. Er hat sich durch seine Werke noch keinen Namen gemacht. Doch an Selbstbewusstsein fehlt es ihm nicht, und Zumutungen, die sich gegen seine Kunst richten, ignoriert er stets hartnäckig – auch, wie man sehen wird, in den folgenden Jahren. Er weiss, dass er «Die Heimkehr des Dionysos» in den zwei Wochen, die ihm amtlicherseits noch eingeräumt werden, nicht zu Ende bringen kann. Er weiss aber auch, dass das Musikerfinden in einer behaglichen Wohnung in Berlin-Friedenau, wo er mit seiner Mutter und einer ihrer Schwestern, Else Bormann, wohnt, eine wenig auffällige Betätigung ist. Also setzt er seine Arbeit fort, bis sie getan ist, und erst danach beginnt er sich ernsthaft die Frage zu stellen, ob es ein Land gebe – und welches? –, in dem er, anders als in seiner Heimat, unbehelligt leben und arbeiten kann.



*Letzte Adressen in
Berlin: Handjerystrasse
40 und – ab dem
Winter 1937/38 –
Friedrich-Wilhelm-
Platz 6.
September 2001.*



Wo man singt...

Edwin Geist hat Freunde in Litauen. Die besucht er – möglicherweise im Frühjahr 1938. Das kleine Land an der Ostsee ist seit dem Ende des Weltkriegs eine Republik und selbständig. Die Hauptstadt heisst Kaunas. Sie liegt am Zusammenfluss von Neris (oder Vilija) und Nemunas (oder Memel), zählt ungefähr 120'000 Einwohner und ist – als Regierungssitz – ein Provisorium, das nötig wurde, als Polen kurz nach dem Weltkrieg die alte Hauptstadt Vilnius (oder Wilna oder Wilno oder Vilne) samt ihrem Umland annektierte.

Litauen ist politisch und kulturell lange von Russland und vorher noch länger von Polen dominiert worden. Nun schlägt sich das Land seit zwanzig Jahren mit der Frage herum, was das heisst: litauisch sein. Das liesse sich leichter beantworten, wenn jene Ära nicht so weit zurückläge, in der die Grossfürsten Gediminas, Kestutis, Algirdas und Vytautas ihre Macht bis ans Schwarze Meer ausdehnten und Litauen gegen Ende des 15. Jahrhunderts für kurze Zeit der grösste Flächenstaat Europas war. Die Besinnung auf die alte Grösse scheint der jungen Republik trotzdem zu helfen. Die Öffnung nach Westen auch. In der neuen Hauptstadt wird ausserhalb des alten Stadtkerns viel Neues gebaut. Die Laisves Aleja, die «Freiheitsallee», wurde schon in der



Das alte Kaunas vom westlichen Ufer der Memel gesehen. Postkarte 1925.

Zarenzeit angelegt – damals hiess sie «Nikolai-Prospekt». Nun entstehen zu beiden Seiten dieses Boulevards Regierungs-, Verwaltungs-, Polizeigebäude, Zentralen für die grossen litauischen Genossenschaften, ein modernes Wohnviertel am Fuss des Grünen Berges und eine riesige Backsteinkirche auf seiner Höhe – alles in den neuesten westlichen Stilen. Grosses Interesse besteht auch an westlicher Literatur und westlichen Sprachen.

Der Komponist aus Deutschland weiss, dass Seume und das Sprichwort, das man aus seinem Gedicht gezogen hat, irren: Auch böse Menschen haben Lieder. Trotzdem erscheint ihm Litauen wie ein Idyll musikalischer Unbeschwertheit, bevölkert

von einem Menschenschlag, der über erstaunliche Gesangstalente und unerhörte Liedformen verfügt. Selbst einfache Leute, wenn sie ihre «Sutartinen» anstimmen, singen hier seit jeher atonal. Und noch etwas zeichnet das litauische Volkslied aus:

Während germanische Völker vorwiegend einstimmig singen, und alle Harmonisierung durch absolute Fachschulung bedingt ist, singt das litauische Volk schon von Natur aus «vertikal». Und gerade diesen Volksschören muss man grosse Bewunderung entgegenbringen. Erstaunlich ist es, wie das litauische Volk ganz selbständig seine Chöre zu harmonisieren versteht. Man braucht bloss an Feiertagen ins Freie zu gehen, um sich von dieser schönen Eigenart litauischer Volkskunst zu überzeugen.

Den Ausschlag aber gibt Lyda. Nachdem Edwin Geist sie bei seinem Besuch in Kaunas kennengelernt hat, kommt ein anderes Land als Litauen für ihn nicht mehr in Betracht. Helene Holzman schreibt:

Bei einem Besuch bei seinen Freunden in Kaunas lernte er seine Frau kennen. Nach einem Jahr kam er wieder, heiratete sie und blieb hier.

Anscheinend ist Lyda auch einmal zu einem Besuch nach Berlin gekommen, vielleicht schon im Frühjahr 1938 oder 1939 – jedenfalls, so scheint es, zu einer Zeit, als dort die Veilchen blühten. In dem Tagebuch, das Geist später für sie geschrieben hat, findet sich im April 1942 die Notiz: «... sah die ersten Veilchen und



Lyda Geist. Etwa 1940.

dachte mit Wehmut an unsere ersten Berliner Tage zurück. Werden sie wiederkommen?»

Lyda Bagriansky ist acht Jahre jünger als Geist, achtundzwanzig. Sie stammt aus einer wohlhabenden jüdischen Familie. Über ihre Schul- und Studienzeit schreibt ihr Bruder Volja (in Israel später Zeba) Bagriansky:

Nachdem Lyda die hebräische Grundschule in Prienai beendet hatte, ging sie nach Kaunas. Dort hat sie das Deutsche Gymnasium besucht und ist dann nach Wien gegangen, um ihr Klavierstudium fortzusetzen. Ein paar Jahre später ging sie nach London, um Englisch zu lernen. – Nach dem Umzug nach Kaunas hat sie, abgesehen von ihren Auslandsaufenthalten, diese Stadt praktisch nicht mehr verlassen. Bevor sie Edwin heiratete, hat sie dort bei ihrer Tante gelebt, einer Schwester ihrer Mutter, die selbst keine Kinder hatte... . Soviel ich weiss, ist Edwin als Flüchtling aus Hitler-Deutschland nach Kaunas gekommen, denn von seinen Eltern war ein Teil jüdisch, wahrscheinlich der Vater. Übrigens habe ich, wenn ich mich nicht irre, Edwins Mutter 1939 in Berlin getroffen, wahrscheinlich im August, auf der Rückreise von England nach Litauen. Ich habe seine Mutter auf Bitten von Lyda und Edwin besucht.

Mehrere Jahre lang hat sich Lyda auf eine Laufbahn als Pianistin vorbereitet. Wenn sie nun erklären soll, wie ihr diese Pläne abhanden kamen, spricht sie von einer Spielhemmung aus übergrosser Empfindlichkeit. Die eigenen Gefühle hätten sie beim Spielen so überwältigt, dass sie es nicht mehr ertragen und manchmal fast



*Lyda Bagriansky mit ihrem Bruder Paul (links) und einem Onkel.
Etwa 1935.*

geglaubt habe, verrückt zu werden. Das hindert sie nicht, sich auch jetzt noch gelegentlich ans Klavier zu setzen – besonders gern, wenn ihr der neue Freund aus Deutschland zuhört. Die beiden können sich aber nicht nur musikalisch verständigen. Lyda spricht, zu seinem und ihrem Glück, gut Deutsch.

Lydas Vater ist entschieden gegen die Verbindung mit einem komponierenden Emigranten aus Deutschland ohne gesicherte Existenz. Einige Jahre zuvor hat er schon einmal Heiratspläne seiner Tochter hintertrieben, hat sich mit der Familie des jungen Mannes, in den sie sehr verliebt war, über die materielle Seite der Angelegenheit nicht einigen wollen, so dass aus dieser Ehe am Ende tatsächlich nichts wurde. Diesmal droht er, dem Paar jegli-

che Unterstützung verweigern zu wollen, und macht seine Drohung schliesslich auch wahr. Am 29. Juni 1939 heiraten die beiden trotzdem.

Wie und wo genau, das ist nicht klar. Ausser Lydas eigensinnigem Vater stand dieser Eheschliessung auch eine praktische Schwierigkeit im Wege. Im überwiegend katholischen Litauen gab es keine weltlichen Standesämter. Christen konnten nur kirchlich heiraten, Ehen zwischen Juden wurden vor dem Rabbinat geschlossen, und Mischehen wurden von den Religionsgemeinschaften nicht geduldet. Also musste ein Partner zur Religion des anderen konvertieren, oder beide blieben, was sie waren, und fuhren in die lettische Hauptstadt Riga. Viele jüdisch-christliche Paare aus Litauen reisten zum Heiraten in das mehrheitlich protestantische, in Eheangelegenheiten liberalere Nachbarland, in dem seit 1937 auch Zivilehen möglich waren. Wie es Edwin Geist, dessen Konfession die Zürcher Meldebehörde zehn Jahre zuvor mit drei Strichen bezeichnet hatte, und Lyda Bagriansky gehalten haben, ist nicht bekannt. Dass sie förmlich verheiratet waren, darf man dennoch als gewiss annehmen: in den Listen für die Wahlen zum Obersten Sowjet der UDSSR, die im November des folgenden Jahres abgehalten wurden, ist Lyda unter dem Namen ihres Mannes mit der im Litauischen für verheiratete Frauen gebräuchlichen Endsilbe als «Geistiene, Lyda» verzeichnet.

Lyda findet eine Stelle, wo ihr die Deutsch- und Englischkenntnisse, die sie besitzt, sehr nützlich sind – im Kontor von «Lietukis», einer halbstaatlichen litauischen Genossenschaft, die sich um den Vertrieb





*Das Haus in Kaunas, in dem die Geists vor dem Krieg wohnten:
Totoriu gatve 10 (früher 8a). Juni 2003.*

und vor allem den Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse kümmert. Lyda hat gar keine andere Wahl, als bei der Sorge um den gemeinsamen Lebensunterhalt die Hauptlast auf sich zu nehmen. Ihr Mann ist Deutscher, und für Ausländer gibt es in Litauen keine regulären Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. Zeitweise dürfen Ausländer nicht mal in der Hauptstadt wohnen. Auch Edwin muss sich ein Zimmer in einem kleinen Ort auf dem Land nehmen. Meistens jedoch hält er sich illegal in der Stadt auf – in Lydas Nähe und bei seinem Klavier, von dem ihr gemeinsames Zimmer in einem Neubau an der Totoriu gatve, unweit des grossen Friedhofs, fast ganz ausgefüllt wird.

Ihm wiederum bleibt in Litauen nichts anderes übrig, als das zu tun, was er ohnehin tun will. Am Komponieren hindern ihn die litauischen Vorschriften am allerwenigsten. Am Bücherschreiben auch nicht. Und ob sie sich auf die privaten Musikstunden erstrecken, aus deren Erlös Edwin Geist ein paar Litas zum Haushalt beisteuern kann, ist nicht gewiss.

Max Holzmanns letztes Buch

Trotz Armut und Enge ist das Leben mit Lyda für Edwin Geist eine grosse Inspiration. Fleissig bringt er neue Musik zu Papier – Lieder für Orchester und eine mittlere Stimme nach Gedichten eines seiner litauischen Freunde, des Dichters Benediktas Rutkunas, und eine Tanzpantomime,

eine Ergänzung zum dritten Akt der «Heimkehr des Dionysos», deren Manuskript er aus Berlin mitgebracht hat. Ausserdem schreibt er in deutscher Sprache einen längeren Essay, in dem er darzulegen versucht, wie eng gerade das litauische Volkslied mit der griechischen Antike verknüpft sei und wie originell es auf die Atonalität der musikalischen Moderne hindeute.

Es liegt nahe, bei der noch heutigen Reinerhaltung und selbständigen Eigenart des alten litauischen Volksliedes zu fragen, in welches Land verwandte Beziehungen führen. Zu diesem Zweck müssen wir allerdings tief in die Vergangenheit zurückblicken, denn nur im alten Griechenland finden wir eine Antwort auf unsere Frage. Die ungeheure kulturelle Welle, die die dorische Einwanderung auslöste, und die später dem gesamten Abendland ihren Stempel aufdrückte, wird uns hierüber mannigfachen Aufschluss geben.

Wenn es ein kosmogonisches Gesetz gibt, nach welchem nichts verloren geht, was einmal lebensträchtig war, so müssen wir versuchen, auch in dem Schwinden der Sutartine nur ein scheinbares Welken zu erblicken. Die mystische Brücke, die von der Sutartine zu manchen musikalischen Erscheinungen unserer Zeit führt, ist ein Beweis, dass dieser Typus eines litauischen Frühliedes nicht untergegangen ist. Nach fast zwei Jahrtausenden stehen wir wieder am Anfang – und die dazwischen liegenden grossen Zeiträume bedeuten im Grunde nichts anderes, als eine musiktechnische Bereicherung. Die Musik ist die gleiche geblieben, und ihr Kreislauf gleicht dem Rade Buddhas.

«Sutartis» bedeutet im Litauischen «Vertrag». Das ihm zugrunde liegende Verb «sutarti» hat jedoch eine sehr viel reichere Bedeutung: «friedlich miteinander leben; sich vertragen; etwas abstimmen, zum Beispiel in der Musik; etwas vereinbaren» – in diesem Fall also: sich einigen auf die kontrapunktische oder kanonische Mehrstimmigkeit der litauischen Sutartinen, von denen es mehrere Typen gibt: «zu zweien», «zu vieren» und «zu dreien».

Die Sutartinen klingen niemals «schön»; ihrem klanglichen Reiz fehlt jede Sinnlichkeit, und die Assoziation der Zwölftonmusik liegt – trotz aller Primitivität – sehr nahe. Auch darin der Atonalität verwandt, ist die Wirkung der Sutartine eine graphisch-architektonische, wenn dieser Ausdruck für eine phonetische Wahrnehmung gestattet ist. Es wird doch niemand ernstlich behaupten wollen, dass parallele Sekunden «schön» klingen; aber vergessen wir nicht, dass auch ein Gesetz des «Hässlichen» denkbar ist, wenn die Möglichkeit der Symmetrie besteht.

Bei den Vorarbeiten zu seiner Abhandlung lernt Geist Jadvyga Ciurlionyte kennen, die Schwester des litauischen Komponisten und Malers Mikalojus Konstantinas Ciurlionis. Sie sammelt und ordnet im Kaunaer Archiv für Volkskunst litauische Lieder, hat selbst ein Buch über litauische Volksmusik geschrieben und ist nicht die einzige, die sich darüber wundert, dass ein deutscher Musiker in ihrem Land Fuss zu fassen versucht, indem er mit allem Ernst darangeht, dessen exotische Liederwelt zu erkunden.

Sein Haar war immer etwas zerzaust, und er blickte kurzsichtig hinter seiner spiegelnden Brille hervor, stets bereit, sich an den Flügel zu setzen und eine Melodie zu improvisieren. Er war immer gut aufgelegt und kameradschaftlich, aber er hatte einen auffallenden Charakter. Er war heissblütig, weshalb wir öfter in Streit gerieten. Aber gewöhnlich versöhnten wir uns schnell wieder. Danach erschien es mir immer, als kennten wir uns schon sehr lange. Denn so in Streit geraten und sich danach wieder versöhnen, das können nur alte Freunde.

Auch der Komponist Vladas Jakubenas verfolgt die Arbeit von Edwin Geist mit Sympathie. Er könnte einer jener Freunde gewesen sein, die Edwin Geist auf den Gedanken brachten, sich nach Litauen zu wenden, als ihm in Deutschland das Arbeiten verboten wird. Möglicherweise haben sich die beiden Musiker schon zu Beginn der dreissiger Jahre kennengelernt. Jakubenas studierte damals an der Berliner Musikhochschule bei Franz Schreker. In dem Vorwort, das er nun zu Geists Abhandlung beisteuert, erinnert er sich an das geringe Interesse, das den baltischen Volksliedern in den musikgeschichtlichen Vorlesungen von Georg Schünnemann, Schrekers Stellvertreter als Direktor, zuteil wurde. Mit Geist erkenne und würdige zum erstenmal ein nicht aus Litauen stammender Komponist die Bedeutung der litauischen Volkswesen für die moderne Musik.

Der Verleger, den Geist für sein Thema zu interessieren vermag, wird über der gemeinsamen Arbeit zum Freund. Max Holzman und seine Frau Helene haben zunächst beide

als Maler gearbeitet. Schon 1923 sind sie aus Deutschland nach Kaunas gekommen, wo Max Holzman, von seiner Frau tatkräftig unterstützt, eine Buchhandlung für deutsche, französische und englische Literatur eröffnet. Das erste Buch, das er – 1928 – in seinem «Ostverlag der Buchhandlung Pribacis» selbst herausbrachte, hiess «Vaikai Vanagai», eine litauische Übersetzung des «Struwwelpeter», angefertigt von dem Dichter Kazys Binkis. Das letzte wird die Abhandlung von Edwin Geist sein.

Die Freundschaft zwischen Edwin Geist und Max Holzman schliesst bald auch die Ehefrauen der beiden und die Töchter der Holzmans ein, Marie und Margarete. Helene Holzman kennt Lyda Geist schon seit deren Schulzeit. Am Deutschen Gymnasium hatte sie ihr Zeichenunterricht erteilt.

Abends gaben meine Eltern gern ein Abendbrot – und da kamen verschiedene Leute, auch Emigranten. Und Edwin mit seiner Frau, die waren eigentlich immer im Mittelpunkt. Denn so sprühend vor Lebendigkeit, vor Fröhlichkeit wie Edwin ... Es war so, dass er alle anderen auch hinriss. Und was mir als Kind so gefiel, woran ich mich so deutlich erinnere: wenn die anderen doch etwas steif waren, dann steckte er sich ein Radieschen ins Knopfloch und nahm seine Frau, und dann wirbelten sie durch die Stube und tanzten zusammen, so dass alle anderen auch irgendwie sehr fröhlich wurden. Denn die Zeiten waren nicht fröhlich, und die meisten Reden damals – was man sprach, war eigentlich sehr pessimistisch.



*Max Holzman, seine Frau Helene und die Töchter Marie und Margarete.
Kaunas, etwa 1940.*



*Max Holzman und seine beiden Töchter Margarete und Marie.
Kaunas, etwa 1940.*

Schauplatz dieses Tanzes ist die Wohnung der Holzmanns in Kaulas, und das junge Mädchen, dem das Radieschen im Knopfloch des Komponisten so imponiert, ist Margarete, die jüngere der beiden Holzmann-Töchter – damals vierzehn oder fünfzehn Jahre alt.

Edwin Geist war immer der, der alle aufheiterte, der sehr berlinerte, sehr viele Anekdoten erzählte – auch manchmal etwas deftige. Und Lyda – immer so sanft an seiner Seite. Und immer redeten sie von ihrem Peterchen – so, als ob sie das Kind schon hätten. – Unser Peterchen! Unser Peterchen wird das machen, unser Peterchen wird so erzogen werden ... Das war absolut existent – ihr Kind, und es war ganz klar, dass es ein Peterchen sein wird.

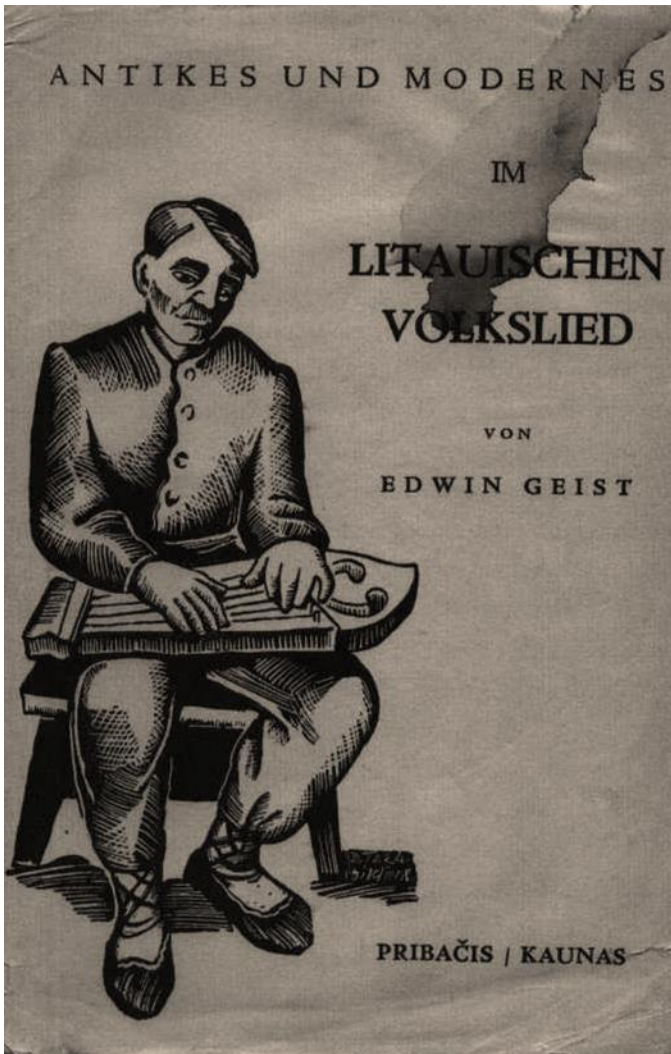
Auch in den Aufzeichnungen von Helene Holzmann gewinnen die Gestalten der beiden Freunde von Anfang an deutliche Umrisse.

Er wohnte mit seiner Frau Lyda in einem unschönen, einfenstrixigen Zimmer, das ganz vom Klavier ausgefüllt zu sein schien. War er bei Stimmung, so spielte er aus seiner Oper vor, sang alle Rollen, erklärte und mimte dazwischen, und seine junge, schöne Lyda musste mitspielen. Sie war auch Pianistin und war, wie es Gott von der ersten Frau, die er geschaffen, verlangt hatte, eine wahre Gehilfin ihres Mannes.

Dem Buch, das Edwin Geist im Verlag von Max Holzmann herausbringen kann, ist wenig Glück beschieden. Die Zeitspanne, in

der es eine Chance hat, Aufmerksamkeit bei den Lesern zu finden, bemisst sich nach Wochen. Die sorgfältige Ausstattung mit Illustrationen und Notenbeispielen, die Einleitung des Freundes Jakubenas, die Zeichnung auf dem Umschlag, die einen litauischen Bauern mit der Kankles, einem litauischen Gegenstück zur altgriechischen Kithara, auf dem Schoss zeigt – sie vermögen nichts auszurichten gegen die Ungunst der Stunde. Wer hat denn, ausser dem Verfasser und seinem Verleger, im Frühjahr 1940 die Geduld, sich auf «Antikes und Modernes im litauischen Volkslied» einzulassen? Zwar ist der Krieg, den Deutschland im Spätsommer 1939 begonnen hat, in Litauen bisher nur in Gestalt eines immer breiter werdenden Stroms von Flüchtlingen und Exilanten angekommen, aber die Lage kann sich von einem auf den anderen Tag verändern – so wie es während der ersten Monate des Jahres 1940 in Norwegen, Dänemark, Holland und Belgien und im Herbst davor im Nachbarland Polen geschehen ist und wie es nun Frankreich bevorsteht. Am 15. Juni 1940, einen Tag, nachdem die deutsche Wehrmacht Paris eingenommen hat, ist es auch in Litauen mit der relativen Ruhe vorbei. Margarete Holzman erinnert sich:

Plötzlich sagte man mir: «Die Russen kommen!» Da war eine grosse Chaussee, die durch Kaunas führte ... «Da kommen die Russen!» Es waren ja Sommerferien. Da ging man auf die Strasse, und es war ganz eigenartig: diese kleinen Gespanne und diese ersten Soldaten sahen ja nicht gerade sehr erschreckend



*Der Umschlag von Geists Abhandlung über das litauische Volkslied.
Kaunas, Frühjahr 1940.*

aus. Und dazwischen – komischerweise waren sogar auch Kamele dazwischen! Also, es war schon eine eigenartige siegreiche Armee, die da ankam, eine sehr eigenartige!

Sowjetsommer

Mitte September 1939, zwei Wochen nach dem Überfall der Wehrmacht auf Polen, mit dem der Zweite Weltkrieg begann, hatte die Rote Armee den Osten Polens und damit auch das seit 1922 zu Polen gehörende Vilnius besetzt – so, wie es das Deutsche Reich und die Sowjetunion kurz vor dem Krieg insgeheim untereinander abgemacht hatten. Als Stalin den Litauern ihre alte Hauptstadt wenig später zurückgab, liess er sich dafür das Recht einräumen, in ganz Litauen Garnisonen und Luftstützpunkte zu unterhalten. Im Sommer 1940 nun verlassen die Rotarmisten ihre Garnisonen und übernehmen die Kontrolle im ganzen Land. Nach zwanzig Jahren Unabhängigkeit werden Litauen und die beiden anderen baltischen Staaten wieder einem von Russland dominierten Grossreich einverleibt – diesmal nicht in Gestalt von Gouvernements wie in der Zarenzeit, sondern als sozialistische Sowjetrepubliken. Margarete Holzman erzählt:

Das war schon ein sehr amüsanter Sommer, dieser erste. Erst einmal marschierten sie ein, dann bat Litauen – natürlich «freiwillig»! – darum, in die grosse Sowjetunion aufgenommen zu

werden, und dann war ein Meeting nach dem andern. Es kamen diese merkwürdigen Wörter – «Meeting». Wer kannte in Litauen schon das Wort «Meeting»? Niemand. Wir hatten allerdings schon herrliche russische Filme gesehen ...

Und andererseits wurde die Buchhandlung sofort nationalisiert, auf eine sehr schoflige Weise. Mein Vater hatte keine Arbeit mehr, weil er ja nun eigentlich «Bourgeois» war. Wir erwarteten jeden Tag... wir standen ja auch auf den Listen zur Verschickung, zur Verbannung. Das wusste man. Es betraf alle Leute, die Eigentum hatten. Wir wussten genau, es kommt auch auf uns zu. Die Ideologie – einerseits das schöne Leben, wie sich die Kinderchen alle die Hände halten, und die Welt ist Freude. Und andererseits: dass nationalisiert wurde, dass mein Vater keine Arbeit hatte und sofort in ein tiefes Down fiel und die Welt in schrecklichen Farben sah.

Die «Nationalisierung» bedeutet für die Buchhandlung «Pri-bacis» mit ihrem internationalen Angebot das Ende. Sie wird im September 1940 geschlossen. Die Freiheitsstrasse, an der sie gelegen hatte, die «Laisves Aleja», die Edwin Geist zum Spass oft «Leibschmerzallee» genannt hatte, heisst nun «Stalin-Prospekt».

Kaum jemand in Litauen jubelt über die neue Lage. Aber die Leute fragen sich und streiten heftig darüber, ob der Einmarsch der Russen als das kleinere oder das grössere Übel anzusehen sei. Vielen Litauern wäre fast alles lieber als der Anschluss an die Sowjetunion – auch eine Besetzung durch die Wehrmacht. Den Emigranten und den Juden hingegen muss alles lieber sein, als in

die Machtsphäre eines Deutschen Reiches zu geraten, das den Antisemitismus zum Staatsziel erhoben hat. Auch unter ihnen können sich nur die wenigsten für Stalin begeistern. Aber viele erhoffen sich von ihm immerhin einen verlässlicheren Schutz vor Deutschland und seinen aggressiven Bestrebungen, als ihn das kleine Litauen zu bieten vermag.

Ein anderer Emigrant, der sich aus Deutschland nach Litauen gerettet hat und ebenfalls bei den Holzmanns verkehrt, ist weniger gut daran als Edwin Geist. Die Frau, die er liebt, lebt jenseits der Ostsee, in Stockholm – in einer Ferne, die inzwischen fast unerreichbar geworden ist. Rudolf Kaufmann hat Ingeborg Magnusson im Sommer 1935 kennengelernt, und was es mit dem alten deutschen Lied von den «Königskindern» auf sich hat, das hat er ihr schon bald erklärt – schriftlich. Nur bei drei kurzen Gelegenheiten im Jahre 1935 waren die beiden zusammen – zwölf Tage im Ganzen. Seit vier Jahren haben sie sich nicht gesehen. Ausser auf Fotos. Sie lesen einander in langen Briefen, die zwischen Litauen und Schweden hin- und hergehen.

Als Rudolf Kaufmann um die Jahreswende 1939/1940 bei den Holzmanns erscheint, hat er wenig Gepäck dabei; aber besonders wichtig ist ihm ein blasses Foto. «Das ist meine schwedische Verlobte», erklärt er der fünfzehnjährigen Margarete Holzmann. Und der geliebten Frau in Stockholm schildert er die Stimmung, die bei den Holzmanns herrscht:

Meine Holzmannen sind ja so liebe Leute, und sie lassen Dich auch stets herzlich grüssen. Herr H. ist jetzt so sehr deprimiert

und nervös durch all das Leid auf der Welt geworden. Wir versuchen ihn immer noch irgendwie aufzuheitern. Meine beiden «Schwesterchen» [Marie und Margarete Holzman, die Rudolf Kaufmann ihrerseits «broliukas – Brüderchen» nannten] sind wirklich allerliebste, und ich würde mich so freuen, wenn Du sie auch kennenlernen würdest. An den Feiertagen haben wir sehr schöne Wanderungen unternommen.

Die Liebe, das gegenseitige Vertrauen, die Hoffnung auf ein gemeinsames Leben haben sich bei Rudolf Kaufmann und Ingeborg Magnusson allen Widrigkeiten zum Trotz erhalten. Aber die plötzliche Umwälzung der Verhältnisse in Litauen erschütterte ihre Zuversicht. Einen Tag nach dem Einmarsch der Roten Armee, am 16. Juni 1940, schreibt Rudolf Kaufmann nicht zärtlich wie sonst, sondern drängend nach Stockholm.

Heute bin ich noch Flüchtling hier. Da kann es noch kein dauerndes Zusammenleben zwischen uns geben. Morgen aber kann die Entscheidung für mich sein: Willst du unser Staatsbürger mit allen politischen und sozialen Konsequenzen sein? Dann muss auch ich mich entscheiden und kann nur «Ja» sagen, weil alle anderen Wege versperrt sein werden. Und dann muss ich wissen, ob Du mir in so einem Falle nachfolgen würdest in vollkommen andere politische und soziale Situationen, so wie einst die Frauen ihren Männern in die Verbannung folgten. Doch das ist ein ungeheurer Entschluss, und ich kann ihn nie verlangen. Er kann nur freiwillig sein... . Die schweren Zeiten sind am Beginn und dauern noch viele, viele Jahre und vielleicht bis nach unserem Tod. Wenn wir

uns nicht bald zusammenfinden, dann wird es keine Gelegenheit mehr geben.

Die grosse Geschichte scheint mit den vielen kleinen Geschichten der Einzelnen, mit ihren Chancen und ihrem Glück, ein achtloses, willkürliches Spiel zu treiben. Max Holzman verliert im Zuge der Sowjetisierung Litauens nicht nur die Buchhandlung, die er während zwanzig Jahren aufgebaut hat, sondern auch alle innere Ruhe. Dem evangelisch getauften Juden Rudolf Kaufmann, den die Nazis ins Exil getrieben haben, bleibt das Wiedersehen mit der geliebten Frau versagt, aber er findet im sowjetischen Litauen eine Stelle, an der er in seinem alten Beruf – als Geologe – arbeiten kann. Und Edwin Geist? Muss er sich nicht, falls er im Sommer 1940 sein Schicksal mit dem der beiden anderen verglichen hat, wie ein Günstling des Glücks vorgekommen sein? Sein Buch geht zwar unter. Doch nachdem ihm das Exil schon die Begegnung mit Lyda beschert hat, bietet ihm das sowjetische Litauen nun auch unverhoffte neue Arbeitsmöglichkeiten. Helene Holzman berichtet:

Die Einreihung Litauens in die Sowjetrepublik 1940 machte den Sondergesetzen für die Ausländer ein Ende. Man wertete die Menschen nicht mehr nach ihrer Nationalität, sondern nach ihrer Leistung. Edwin Geists Kompositionen wurden im Radio aufgeführt, eine begabte Sängerin sang seine Lieder, er dirigierte ein Konzert in Wilna, und man hätte ihm dort oder in Kaunas gern eine feste Stellung als Dirigent gegeben, wenn er instande gewe-

gelein. Wir müssen nun doch auch deshalb
 entscheiden, weil es sehr schwer ist ganz
 allein zu leben und eine volle Freiheit
 im Verkehr mit anderen Frauen für mich
 und bestimmt für dich die größten recht-
 mäßigen Schwierigkeiten ergeben würde. Auch
 in dieser Beziehung ist das alles so schwer,
 gerade in solchen heissen Zeiten, wo
 man allerseits ist und Aufmerksamkeit an
 anderen sucht.

Ingelein, ich denke für so viel
 noch ein Vork. Wie verbringe ich
 viel von dir. Und doch muss ich
 es tun und sein Meiner Lunge.
 Wie Mein Vork so ganz von Herzen,
 und sein sein lillerman
 Rudolf.

Einen herzlichen Gruß von
 Marie Holzman.

Postkarte von Edwin Geist an seine Tante, Else Bormann, in Berlin, 18. August 1940. – Die Empfängerin der Karte hat den Krieg in Berlin überlebt. Margarete Holzman erinnert sich, dass ihre Mutter nach dem Krieg verschiedene Dinge aus dem Besitz von Edwin Geist an sie geschickt hat. Aber in den ersten Jahren nach dem Krieg muss Else Bormann gestorben sein. Die Frage, wann genau, liess sich bisher ebensowenig beantworten wie die andere, was nach ihrem Tod aus ihrer Hinterlassenschaft wurde. Aus dieser Hinterlassenschaft jedoch stammt offenbar die hier abgebildete Postkarte. Ein Briefmarken- und Ganzsachensammler, Werner Schlotfeldt in Kiel, hat sie vor etwa zwölf Jahren auf einer Briefmarkenbörse in Hamburg von einem der zahlreichen bei solchen Veranstaltungen auftretenden Anbieter als Einzelstück erworben. Unter philatelistischem Gesichtspunkt ist sie aus mehreren Gründen interessant: als echt gelaufene Ganzsache zum erhöhten Auslandsporto; wegen ihrer guten Erhaltung; wegen der sauberen Abstempelung aus Kaunas und des klaren Zensurstempels; und schliesslich wegen der späten Verwendung einer litauischen Karte, zwei Monate nach dem Einmarsch der Roten Armee, kurz vor der Einführung sowjetischer Marken in Litauen. Auf diese Karte wurde irgendwann auch ein Sammlerfreund von Werner Schlotfeldt aufmerksam, der sich nicht nur für Litauen als Sammelgebiet interessierte, sondern selbst aus Litauen stammte – Witold Fugalewitsch in Schlesien bei Kiel. Er ist ein Neffe von Lidija Fugalevic-Goluboviene, jener «Frau Lyda», von der Helene Holzman in ihren Aufzeichnungen viel berichtet. Lidija Fugalevic hat kurz vor dem Ende der «deutschen Zeit» in Litauen auf ihrem Gut in Kulautuva zahlreiche jüdische Kinder versteckt und auf diese Weise gerettet, unter ihnen Fruma Kucinskiene (damals Danute) und die Tochter von Lyda Geists Bruder, Rosian Zerner (damals Ira). Im Laufe der neunziger Jahre korrespondierten Rosian Zerner und Witold Fugalewitsch miteinander, und im Zuge dieses Austauschs fragte sie ihn auch, ob er etwas über ihre Tante Lyda Geist und deren Mann wisse. Persönliche Erinnerungen an die Geists hatte Witold Fugalewitsch nicht. Aber er besann sich auf die Postkarte seines Sammlerfreundes und besorgte Rosian eine Fotokopie. Ich habe diesen Überlieferungsweg bis zu Werner Schlotfeldt zurückverfolgt, der sich freundlicherweise bereit fand, mir die Postkarte zu überlassen.



sen wäre, eine der Landessprachen, Litauisch, Russisch oder Polnisch, zu erlernen. Er sprach aber nur sein kräftiges Berlinisch, gespickt mit derben und skurrilen Ausdrücken.

Aus dem Sommer 1940 stammt das einzige briefliche Zeugnis von Edwin Geist, das sich bis heute gefunden hat – eine Postkarte an seine Tante. Else Bormann ist von Berlin zu einer Kur ins bayerische Marquartstein gefahren.

Liebe Tante Else! Wir danken Dir herzlichst für Deinen lieben und ausführlichen Brief aus Marquartstein und freuen uns, dass es Dir dort gut gefällt und die Nachkur tüchtig anschlägt. Die Bücher über Musik habe ich inzwischen erhalten, und ich danke Dir vielmals für die schnelle Erledigung... In letzter Zeit arbeite

ich, mehr kompositorisch als literarisch und bereite mich auf das Konzert vor. Lyda arbeitet wieder bei «Lietukis», denn unser Ferienaufenthalt ist leider zu Ende ... Viele Grüsse und Küsse von Lyda und Edwin. Mach nicht so viele Bergtouren u. trink' nicht so viel bayrisches Bier, sonst werde ich neidisch! 18.vm.40.

Geist arbeitet in diesem Sommer an einem Requiem – nicht an dem, das er in der Reihe seiner frühen, untergegangenen Kompositionen erwähnt, sondern einem neuen. Seine Mutter ist zu Beginn des Jahres gestorben. An ihrem Begräbnis konnte der Sohn nicht teilnehmen. Stattdessen schreibt er ihr nun in Kaunas eine «Kleine deutsche Totenmesse» für Orchester, Sopran- und Tenorsolo, Knabenstimmen und gemischten Chor. Die Widmung auf dem Titelblatt der Partitur nennt nur den Tag und den Ort ihres Todes: «In memoriam: 23.1.1940, Berlin».

Die fünf Teile dieses Requiems – vom «Chor der Toten an die Lebenden» über den «Totentanz», das volksliedmässige «Wie sollte ich nicht weinen» und das Fugato bis zum «Chor der Lebenden an die Toten» mit einem magischen «Amen» – nehmen kaum mehr als eine Viertelstunde ein. Eine «kleine» Messe, aber, wie mir scheint, eine Musik von beträchtlicher Grösse. Mag ihr Anlass auch ein privater gewesen sein – wer sie hört, mit ihrem Pathos und ihrer Archaik, dem wird es schwerfallen, nicht über diesen Anlass hinaus an den dunklen und immer noch weiter sich verfinsternden Zeithintergrund zu denken, vor dem sie entstanden ist.

Chor der Lebenden an die Toten

*Ihr seid da – jeder Zeit,
Sind euch nah – totbereit:
Folget!*

*Düst'rer Gang – sargesschwer,
Mündet bang – in das Meer:
Folget!*

*Flamme schlägt – durch die Nacht;
Flamme trägt – da's vollbracht:
Folget!*

*Zu Ihm hin – ew'ger Fluss,
Letzter Sinn – wird zum Kuss:*

*(Alle u. Soli, quasi Coda):
Amen!*

Die «Kleine deutsche Totenmesse» schliesst Geist Anfang September 1940 ab. Dass er gleich darauf einen Klavierauszug seines neuen Werkes herstellt, könnte ein Indiz dafür sein, dass er sich Hoffnung auf Chor- und Gesangsproben für eine wirkliche Aufführung macht. Ob es dazu gekommen ist und wie das Programm jenes Konzerts in Vilnius aussah, von dem Helene Holzman spricht und das Geist in seiner Postkarte an Else Bormann erwähnt, war bisher nicht zu ermitteln.

Texte der Gesänge:

I	II
<u>Plan der Toten an die Lebenden</u>	(Tanzplan)
<p>Die sind da - jeder Zeit, Die sind nah - höchsten Zeit. Folge!</p> <p>Die sind nah - tiefstem Reich, Die sind da - ohn' Lärm: Folge!</p> <p>Wohin die nicht - Lobend' dich, Die Frucht - sagt dich nicht: Folge!</p> <p>Was der Sieg - über Mord, Versteh' - geschnitt' Hand: Folge!</p>	<p>Wenn: Empf' Herkommen die die Toten, Küss'et von gold'ner Zeit, Und der Stille die wir Stille Wacht tanzend' fester Zeit.</p> <p>Sprecht: Doch ist eine Freude bei uns Die dochward' kein' in Zeit! Doch ist kosten' auf der Seiden, Die er atmet in seinem Zeit?</p> <p>Tanzen: Ja, die darf'! Und aller Leben Denn es sind die die die Wenn: Deine Liebe fließt das Leben, Denn die befüllt' jedes Zeit!</p>
II	I
<u>Orchester-Tanzspiel:</u> <u>Totentanz (memento mori)</u>	<u>Plan der Lebenden an die Toten</u> (Tanzplan)
X	<p>Die sind da - jeder Zeit, Und sind nah - höchsten Zeit: Folge!</p> <p>Doch was die - so geschweh, Mündel' Hand - ist das Meer: Folge!</p> <p>Flume schneit - dich die hoch, Denn trägt - da's vollheit: Folge!</p> <p>Die Denn ich bin - so ja' Zeit, Lieber denn - und im Zeit (See in See) hinter: Annen! X König!</p>
III	
<u>(Der Volkstanz)</u>	
<p>Tanzplan: Die sollte ich nicht wissen, Da die verlassen mich, Mein Herz soll' sich verstecken, Nun ich flieh' ohn' dich.</p> <p>Kolon: Wie wasser wir geboren, Soll' alle Lebenszeit, Jeder schneit' uns' Sorgen, Sprengt' dich ja da Tod.</p> <p>Tanzplan: Wie wir den Sommer heiter, Ich' dich die Kette schneit, Soll' wir Lärm die Lärm, Lärm Krumm, da dich Lärm.</p>	
X	

Die Texte der Gesänge der «Kleinen deutschen Totenmesse»
auf der Rückseite des Titelblatts.

Die erste Seite der Partitur der «Kleinen deutschen Totenmesse (Requiem)». Kaunas, September 1940.

Im Frühjahr 1941 schreibt Geist eine Konzertouvertüre mit dem Titel «Antaeos». So heisst ein Riese in der griechischen Mythologie, ein Sohn des Poseidon, der so lange unbezwinglich war, wie er seine Mutter, die Erde, berührte. Denn aus ihr strömten ihm immer neue Kräfte zu, weshalb Herakles ihn, der Sage nach, im Zweikampf in die Höhe hob und ihm mit den Fäusten die Rippen brach, bis er tot war. Geist mag den Ausgang dieses Kampfes nicht hinnehmen. Die letzten Verse seines «Sonnetts an Antaeos», das er seiner Komposition voranstellt und in dem er die im Schatten des Erdinneren wühlende, das Chaos gestaltende Kraft des Riesen besingt, lauten:

Dass Herakles dich schlug? Ich will's nicht glauben! Du bist doch einzig! Kraft kann ich nur loben!

Ein zweiteiliges symphonisches Stück mit dem Titel «Aus Litauen» – ein Pastorale gefolgt von einem fugierten Marsch – ist das letzte Werk, das Geist abschliesst, indem er, wie gewohnt, an den Schluss der Partitur ein Datum setzt – das Datum des 9. Juni 1941.

III

Ghetto

Zwei Wochen später, am 22. Juni 1941, marschiert die deutsche Wehrmacht in Litauen ein, und hinter der Front beginnt, wie überall in den besetzten sowjetischen Gebieten, der Massenmord an den Juden. Die Bedrohung, der sich Edwin Geist 1938 durch seinen Weggang aus Deutschland noch entziehen konnte, holt ihn wieder ein und wird unausweichlich. Lydas Vater und Max Holzman, sein Freund und Verleger, werden bei den Pogromen in den ersten Tagen nach der Einnahme von Kaunas ermordet. Marie, die ältere der beiden Holzman-Töchter, gerät wegen pazifistischer Propaganda in Haft und wird einige Monate später erschossen. Als Lydas betagte Mutter bei einem Gang in die Stadt einmal den Judenstern vergisst, wird auch sie festgenommen und verschwindet. In der ersten Woche kann Lyda ihr noch etwas zu essen ins Gefängnis bringen. In der nächsten nimmt man dort für Juden nichts mehr an.

In ihrem einfenstrigen Zimmer in der Totoriu gatve fühlen sich Edwin und Lyda Geist vor der Welle von Mord und Totschlag, die über Kaunas hereinbricht, halbwegs geschützt. Hochrangige Vertreter der deutschen Besatzungsmacht haben sich in dem Neubau (der noch heute unverputzt dasteht) einquartiert:

Wehrmachtsoffiziere, die wenige Tage nach dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion in ihrem ungetrübten Optimismus selbst besorgten Juden beruhigende Auskünfte geben zu können glauben. Noch im Herbst, so erklären sie ihrem Landsmann Geist, werde das deutsche Heer Moskau erreichen. Den roten Granit für das dort zu errichtende Siegesdenkmal führe man schon mit. Der Druck auf die Juden werde dann nachlassen. Auch für sie werde sich in den riesigen Gebieten im Osten ein Platz finden. Voll ängstlicher Hoffnung fragt Edwin Geist, wo dieser Platz denn wohl liegen mag – und Margarete Holzman erinnert sich noch, wie sie und ihre Mutter ihm auseinandersetzten, was Stalin in dieser Hinsicht geplant hatte, wie sie sich zu dritt über einen Atlas beugten und im hintersten Teil der asiatischen Sowjetunion Birobidschan suchten, die Hauptstadt des Jüdischen Autonomen Gebiets, wohin Stalin durch Propaganda oder Zwang die Juden seines Reichs verpflanzen wollte. (Margarete Holzman erinnert sich auch, wie sie dem Baustoff für das deutsche Siegesdenkmal später tatsächlich begegnete – in Moskau nach dem Krieg, als sie dort ihr Biologiestudium abschloss. Die sowjetische Armee hatte den Granit erbeutet und in die Hauptstadt gebracht. Aber es war kein Denkmal aus ihm geworden – auch keines für den sowjetischen Sieg. Mit dem roten Stein hatte man die Fassaden einiger grosser Geschäftshäuser an der Gorkistrasse, die heute wieder Twerskaja heisst, prächtig verkleidet.)

Die etwa 30'000 Juden, die Ende Juni 1941 noch in Kaunas leben, müssen bis Mitte August in ein Ghetto ziehen. In Vilijam-

pole, einer am Ufer der Vilija oder Neris gelegenen Vorstadt, die zum grossen Teil aus einfachen, kleinen Holzhäusern ohne Kanalisation und Wasseranschluss besteht, wohnen seit jeher viele Juden. Nun müssen die Litauer, die dort in ihrer Nachbarschaft gelebt haben, das Viertel verlassen. Mit den Juden, die aus anderen Teilen der Stadt kommen, sollen sie Wohnungen, Häuser und Häuschen tauschen.

Selbst wenn Geists deutscher Pass nicht abgelaufen wäre, würde er seinen Inhaber nicht vor dem Ghetto schützen. Der Referent für Judenfragen in Kaunas, Fritz Jordan, erklärt ihm, worauf es ankommt, und Helene Holzman hat seine Worte so, wie Geist sie ihr berichtete, festgehalten:

Sie sind Mischling ersten Grades? Verheiratet mit einer Jüdin, also Jude. Marsch ins Ghetto! Und dass Sie nicht wagen, ohne Stern auf die Strasse zu gehen.

Lyda, die erst spät mit der Wohnungssuche begonnen hat, findet ein ärmliches Zimmerchen in dem Teil des Ghettos, der bald das «Kleine Ghetto» genannt wird. Vom «Grossen Ghetto» ist dieses kleine durch die Paneriu-Strasse getrennt, die – auf beiden Seiten von Stacheldraht gesäumt – dem allgemeinen Verkehr erhalten bleibt. Eine hölzerne Fussgängerbrücke bildet die Verbindung zwischen den beiden Teilen des Ghettos.

Viel haben die Geists auch bisher nicht besessen. Nun gilt es, aus dem Wenigen das Allernötigste auszuwählen. Das Klavier gehört nicht dazu. Der Lebensraum in Vilijampole ist knapp be-

messen. Der Jüdische Ältestenrat, der auf Initiative der deutschen Zivilverwaltung gebildet wird – eine Art Selbstverwaltungsorgan für die inneren Angelegenheiten des entstehenden Ghettos – stellt Berechnungen über die bisherige und die zu erwartende Wohndichte an, verrechnet wegziehende Litauer mit zuziehenden Juden, addiert die bereits im Ghettobezirk lebenden Juden und kommt zu dem Ergebnis, dass nun nicht mehr wie bisher durchschnittlich 3,5 Quadratmeter Wohnraum pro Person zur Verfügung stehen, sondern nur noch 1,7 Quadratmeter. Ein Flügel nimmt rund 2,5 Quadratmeter ein – unter diesen Voraussetzungen also Platz für anderthalb Menschen. Geist kennt eine Sängerin, die bereit ist, sein Instrument, solange es nötig sein wird, zu beherbergen.

Mit vielen praktischen Dingen des Lebens kommt Lyda gut zurecht und allemal besser als ihr Mann, aber Haushalt und Küche gehören nicht zu ihren Stärken. So hilft Helene Holzman den beiden beim Umzug. Sie ist es, die einen Vorrat an Lebensmitteln zusammenträgt, einen elektrischen Kocher besorgt, auch Kerzen und Streichhölzer nicht vergisst und sogar Zigaretten auftreibt – Zigaretten für Edwin. Mit Lyda und Edwin Geist wird auch Tante Emma ins Ghetto ziehen – Emma Mayer-Eliasevic, eine Schwester von Lydas Mutter, bei der Lyda schon einmal vor ihrer Heirat längere Zeit gelebt hat. Margarete Holzman erinnert sich, dass auch Edwin diese hochgebildete Frau sehr schätzte, die bisher die Kaunaer Niederlassung von «Van Houtens Kakao» geleitet hatte.



Juli/August 1941: Der Umzug der Juden ins Ghetto. Ein langer Zug hochbeladener Fuhrwerke schiebt sich durch Kaunas in Richtung der Brücke über die Vilija oder Neris. Auf der anderen Strassenseite kehren die leeren Wagen zurück.

Noch immer hofft Lyda, dass auch ihre Mutter wieder auftaucht, und meint, sie könnte dann entweder zu ihr, Edwin und Tante Emma ziehen oder zu ihrem Sohn, Lydas Bruder Paul, der mit seiner Frau Gerta und der fünfjährigen Tochter Rosian eine Bleibe im Grossen Ghetto gefunden hat.

Während des Umzugs lässt sich Lyda eines Tages auf einem der weiten Gänge zwischen ihrer bisherigen Wohnung und dem Ghetto von einem Fuhrwerk mitnehmen. Es ist heiss, und sie ist erschöpft. Aber als der Wagen am Gefängnis vorbeirollt, steht dort ein litauischer Posten, der ihr befiehlt, abzusteigen und zu Fuss weiterzugehen: «Herunter vom Wagen, du Judschke!»

Tatsächlich gibt es eine Vorschrift, die den Juden die Benutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln wie Mietdroschken, Pferdewagen, Bussen, Passagierdampfern und nicht zuletzt auch das Betreten der Bürgersteige untersagt. Juden haben zu Fuss und nur auf dem holprigen Kopfsteinpflaster der Strasse zu gehen. Doch nicht auf diese Vorschrift beruft sich der Posten, sondern verkündet: «Ihr Juden habt Jesus ans Kreuz geschlagen. Dafür muss man euch bestrafen.»

Am 12. August 1941 übersiedeln Edwin und Lyda Geist endgültig nach Vilijampole. Drei Tage später läuft die gesetzte Frist ab. Das Ghetto wird geschlossen. Die Verbindungen zur Stadt, zu den Freunden, auch zu Helene und Margarete Holzman, reissen trotzdem nicht ganz ab. Die Bewohner des Ghettos werden in Brigaden eingeteilt, die grossenteils ausserhalb des Drahtzauns eingesetzt werden. Morgens marschieren sie in Kolonnen durch die Stadt zu ihren Arbeitsstellen, und abends kehren sie genauso regelmässig ins Ghetto zurück. Da bietet sich trotz scharfer Bewachung manche Gelegenheit, dem einen oder anderen vom Strassenrand ein Päckchen zuzustecken oder Briefe zu wechseln. Lydas Bruder Paul, dessen Brigade in der Stadt arbeitet, erweist sich als zuverlässiger Bote zwischen den Holzmans und den Geists.

Edwin und Lyda Geist arbeiten in der grössten Brigade von allen, zusammen mit 1'200 bis 1'500 Leuten auf der Flughafenbaustelle in Aleksotas, ausserhalb der Stadt – er als Sanitäter, sie mit dreissig anderen Frauen in der Küche. Es ist ein weiter Weg, vom Ghetto über die Vilijabrücke, durch die Altstadt von Kaunas



Eine Arbeitsbrigade kommt ins Ghetto Vilijampole zurück.



Der Einsatzplan für die Frauen der Flughafen-Brigade.

über den Nemunas und den Berg hinauf, bis zu dem Plateau, wo der Flughafen entsteht. Helene Holzman berichtet:

Wenn wir am späten Nachmittag an der Njemenbrücke die Heimkehrenden abpassten, standen dort jedesmal schon einige Frauen mit Handtaschen und lauerten wie wir, sich ängstlich umsehend, bis die Erwarteten endlich herankamen. Viele von ihnen kannten uns. Sie grüssten unauffällig. Endlich kamen auch unsere Freunde. Vor den jüdischen Posten hatten wir keine Angst, aber unter den deutschen Soldaten, die den Zug flankierten, gab es gefährliche. Die meisten allerdings duldeten diese verbotenen Beziehungen, und fast immer gelang es, schnell unsere Päckchen und Briefchen abzugeben. Zum Miteinandersprechen war niemals Zeit.

Die Kolonnen besterter Männer und Frauen gehören von nun an zum Stadtbild von Kaunas. Sie fügen sich ein in den Alltag einer Stadt, die während der nächsten drei Jahre in einer Art Symbiose mit ihrem Ghetto leben wird. Nicht allein die Juden, auch die zahlreichen russischen Kriegsgefangenen, die in und um Kaunas interniert sind, werden vor aller Augen gedemütigt und geschunden. Nur die Massenerschiessungen finden ein wenig abseits statt, in den Forts, mit denen Kaunas in der Zarenzeit befestigt worden ist – im Siebten, im Vierten und vor allem im Neunten Fort. Aber es sind so viele, die da mitschiessen und nachher den Mund nicht halten können, dass sich auch ihre Untaten bald her-

umsprechen. Und das Krachen der Schüsse hört man kilometerweit. Wer sich nicht blind und taub stellt, dem kann in Kaunas nicht verborgen bleiben, was vor sich geht.

Im Sommer und Herbst 1941 erleben Edwin und Lyda Geist mit, wie die Bevölkerung des Ghettos bei einer Reihe von «Aktionen» auf den Kern der Gesunden und Arbeitsfähigen dezimiert wird. Schon wenige Tage nach der Schliessung des Ghettos werden die ersten seiner Bewohner bei der sogenannten «Intellektuellen-Aktion» ermordet. Die Opfer werden mit einer List geködert. Es würden während einiger Tage fünfhundert Leute für Archivarbeiten ausserhalb des Ghettos benötigt. Vielen erscheint das verlockend, und es melden sich noch mehr, als gefordert sind: 534 – von denen keiner zurückkehrt. Ende September werden tausend Ghettobewohner zum Vierten Fort geführt und erschossen. Anfang Oktober soll das Kleine Ghetto aufgelöst und dem «normalen Leben» zurückgegeben werden: 1'800 seiner Bewohner werden auf dem Neunten Fort erschossen. Das Krankenhaus, das ebenfalls im Kleinen Ghetto liegt, wird mitsamt seinen Patienten und dem Personal niedergebrannt. Helene Holzman berichtet:

Diejenigen vom Kleinen Ghetto, die man vorläufig aufgespart hatte, um sie noch zur Fronarbeit auszubeuten, mussten nun das Kleine Ghetto verlassen. Sie durften nichts mitnehmen. Die Häuser jenseits der Paneriu-Strasse standen leer. Partisanen und deutsche Soldaten plünderten nach Herzenslust. Auch Zivilbevölkerung kroch durch den Drahtzaun und räuberte. Nach zwei Tagen erlaubte man den früheren Bewohnern, sich aus ihren alten

Wohnungen zu holen, wieviel ihre Hände tragen konnten. Unter ihnen waren unsere Freunde. Edwin hatte als Sanitäter den Brand des Krankenhauses miterlebt. Lyda schleppte aus der unterdessen ausgeräuberten Wohnung noch einiges mit auf die andere Seite. Sie zogen zu ihrem Bruder.

Lydas Bruder, Paul Bagriansky, ist 1996 gestorben. Seine Frau Gerta lebt heute, mehr als neunzig Jahre alt, in der Nähe ihrer Tochter Rosian bei Boston. Nachdem Margarete Holzman ihr im Jahre 2000 das eben erschienene Buch mit den Aufzeichnungen von Helene Holzman geschickt hatte, schrieb Gerta Bagriansky:

Liebe Grete, gestern kam Dein Buch an, und ich fing gleich an zu lesen. Alles wurde wieder Wirklichkeit. Ich sah wieder Lyda und Edwin, wie sie jeden Tag in unsere Hütte zum Essen kamen. Ich erinnere mich genau, wie Lyda mit ihren Klavierhänden die gefrorenen Kartoffeln schälte. Ich erinnere mich, wie Edwin mitten im Essen seine Arme und Kopf auf den Tisch legte – und weinte und weinte.

Ende Oktober 1941, zweieinhalb Monate nach der Errichtung des Ghettos, wird in Kaunas die vorerst letzte «Aktion» durchgeführt, der eine etwa zwei Jahre dauernde Phase relativer Ruhe folgt. Bei dieser sogenannten «Grossen Aktion» werden sämtliche Bewohner des Ghettos, damals noch ungefähr 28'000 Menschen, einer Selektion unterzogen. 9'200 von ihnen werden auf die «schlechte Seite» gewunken und am nächsten Tag erschossen. Auch Edwin

und Lyda Geist müssen zu dieser Selektion antreten und gelangen auf die «gute Seite» – so wie Fruma Kucinskiene, die damals acht Jahre alt ist und noch Fruma Vitkin heisst. Sie steht an diesem Tag mit ihren Angehörigen in der gleichen riesigen Menschenmenge wie die Geists – aber sie weiss noch nichts von ihnen, Ihre Namen hört sie nach dem Ende des Krieges zum erstenmal, bei Helene Holzman, In deren Obhut und in geschwisterlicher Nähe zu Margarete Holzman übersteht sie die deutschen Zeiten, nachdem sie im Herbst 1943 aus dem Ghetto geschmuggelt worden ist, Heute lebt sie in Kaunas und erinnert sich:

Die Grosse Aktion war am 28. Oktober 1941, und schon vorher wussten wir, dass wir uns um sechs Uhr alle versammeln mussten, alle Einwohner vom Ghetto – auf dem sogenannten Grossen Platz, Demokratu Platz, an der Demokratu-Strasse. Und wir alle, die Einwohner vom Ghetto, wussten, dass es eine gefährliche Aktion sein wird.

In dieser Nacht schlief niemand im Ghetto. Ich erinnere mich ganz genau, wie wir alle zusammen eng in der Küche sassen und auf dieses Sechs Uhr warteten. Wir waren alle schon um sechs auf diesem Platz – Also, das war ein sehr kalter Tag, und wer nicht selbst gehen konnte, der wurde getragen und gebracht. Aber Rauca, der dabei war, und auch die Litauischen, die mitgemacht haben, und Jordan, der verantwortlich war für das Ghetto, die kamen ein paar Stunden später. Wir standen ein paar Stunden in der Kälte auf diesem Platz –

Ich als Kind – was mir blieb, schon in den ersten Stunden: ich

habe Menschen sterben sehen. Alte Menschen sind auf diesem Platz vor der Selektion gestorben. Da ging das Kommando: Rechts – Links. Also von uns ausgesehen, die wir gruppenweise an das Rechts-Links-Kommando herankamen, war die linke Seite die bessere und die rechte die schlechte.

Mein Vater war ein grosser Mann – vom Wuchs gross. Er hat immer beobachtet und hat wahrscheinlich schon verstanden, wann und wie besser an die Selektion heranzukommen ist. Da waren doch Momente, wo mehr Leute nach links gingen als nach rechts ... Wir standen lange auf diesem Platz, bis wir endlich zu dieser Selektion herankamen.

Wie ich das in Erinnerung habe – vor Schreck habe ich wahrscheinlich auch nicht alles bemerkt –, aber da war so ein Tisch, und ich erinnere mich an stehende Personen, die recht rauh und grob mit diesen Kommandos und manchmal auch mit Gewalt die Leute nach der einen oder der anderen Seite geschoben haben.

Mein Vater hatte uns eingeteilt. Er war die Arbeitskraft, und meine Mutter war schliesslich auch noch eine junge Frau. Mein Bruder, damals fünfzehn, hat auch schon in den Brigaden gearbeitet. Mit uns gingen auch die Grosseltern von mütterlicher Seite. Also, mein Vater hat uns so gestellt, dass er als erster kam, dann meine Mutter, ich und dann unsere Grosseltern und zuletzt mein Bruder, der auch schon als Arbeitskraft wirkte. Aber leider wurden meine Grosseltern und mein Bruder abgeteilt und zur schlechten Seite geschoben. Meinem Vater ist es jedoch gelungen, meinen Bruder noch zur guten Seite rüberzuziehen.

Natürlich kamen alle, die zur guten Seite kamen, sehr traurig

zurück ins Ghetto. Manche Häuschen standen nun ganz leer. Zum Beispiel wir, die wir es am Anfang so eng hatten, wohnten dann später nicht mehr so eng. Man hat kein Lächeln und keine Freude sehen können, natürlich. Deshalb denke ich und auch meine Freunde, die wir «Schindlers Liste» gesehen haben, dass solche Szenen, wie dort gezeigt werden, dass junge Frauen, die dem Tod entkommen sind, dann fröhlich sich umarmen – die sind nicht richtig.

Diejenigen, die auf die falsche Seite kamen, wurden zuerst ins Kleine Ghetto gebracht, und dann gingen sie alle, meistens alte und kranke Leute, den langen Weg bis zum Neunten Fort. Und am 29. wurden sie alle erschossen, am Neunten Fort. Und wir haben sogar – obwohl dieser Weg ungefähr sieben Kilometer lang ist, wenn man ihn geht, aber das Neunte Fort liegt auf einem Hügel – und wir haben die Schüsse gehört. Also wir im Ghetto haben die Schüsse am 29. Oktober gehört.

Bei der Grossen Aktion am 28. Oktober 1941 steht Edwin Geist wahrscheinlich zum erstenmal jenem Mann gegenüber, den er später in seinem Tagebuch für Lyda «unseren wohlwollenden Freund» nennen wird. Helmut Rauca gehört zu denen, die am Tisch des Selektionskomitees stehen und die Kommandos – Rechts! Links! – geben. Nach dem Krieg konnte er untertauchen, wurde erst 1982 in Kanada aufgespürt und nach Deutschland ausgeliefert, wo er vor Gericht gestellt werden sollte. Er starb, bevor es dazu kam – 1983 während der Untersuchungshaft in Kassel. Rauca war einer der Hauptverantwortlichen für die Ermordung



Helmut Rauca. Polizeifoto, aufgenommen kurz vor seiner Verhaftung in Kanada 1982.

von Tausenden von Juden in Kaunas. Aber bei Edwin und Lyda Geist war er bereit, eine Ausnahme zu machen.

Die Gratwanderungen der Dolly Kaplan

Auf die Regenzeit des Herbstes folgt eisige Winterkälte. In einem Briefchen, das Lydas Bruder Paul aus dem Ghetto schmuggelt, schreibt Edwin Geist an Helene Holzman von seinen erfrorenen Füßen. Sie schickt ihm wollene Strümpfe, und Benediktas Rutkunas, von dem Geist 1939 und 1940 einige Gedichte zu Orchesterliedern geformt hat, beschafft ihm auf dem Markt ein Paar

festen, groben Schuhen. Paul Bagriansky sorgt in diesen Wochen besonders zuverlässig dafür, dass die heimlichen Verbindungen zwischen den Geists und ihren Freunden in der Stadt funktionieren. Doch gegen Ende des Jahres gelingt es ihm, mit seiner Frau Gerta und der kleinen Rosian das Ghetto zu verlassen. Die Familie zerstreut sich. Der Vater verliert seine Frau aus den Augen. Die Tochter weiss jahrelang nicht, wo ihre Eltern sind. Aber alle überleben die Jahre der deutschen Besetzung, jeder auf seine Weise, jeder an seinem Ort. Und nachher finden sie sich wieder.

Edwin und Lyda Geist bleiben zurück und sind nun einsamer denn je. Die Verbindung in die Stadt droht abzubrechen. Die Kontrollen am Ghattotor werden schärfer. Zusammen mit Tante Emma beziehen sie ein halbes Zimmer in einem Häuschen an der Gryniausstrasse. Die andere Hälfte bewohnt ein Psychiater, Professor Lazerson, mit seiner Familie. Helene Holzman schreibt:

Weder Geist noch Lazerson konnten Holz kaufen. Sie lebten den ganzen harten Winter im ungeheizten Zimmer. Von den Wänden triefte die Feuchtigkeit, kein Lüften verbesserte die verbrauchte, modrige Luft. Im Vorraum als Küche brannte man sparsam ein paar Späne fürs Mittagessen. Es kam vor, dass sie nichts anderes als Kartoffelschalen, in Malzkaffee geröstet, zu essen hatten. Wir schickten in letzter Zeit unregelmässig. Es fehlte die alte Verbindung, und manchmal hatten wir selber nichts. Wir konnten wenigstens für warme Kleidung sorgen, schickten Unterwäsche, Strümpfe, Handschuhe, denn für solche Sachen fand sich leichter jemand, der sie mitnahm.

Es war Fruma Kucinskiene, die mich eines Tages darauf aufmerksam machte, dass eine Tochter des Professors Lazerson in der Ghettozeit ein Tagebuch geführt habe, das inzwischen auch im Druck erschienen sei und in dem Edwin und Lyda Geist erwähnt werden. Fruma wusste ausserdem, dass diese Tochter noch lebte, und fand schliesslich ihre Adresse und ihre Telefonnummer heraus.

Tamara Lazerson lebt heute in Haifa. Sie war zwölf, als sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder Viktor ins Kaunaer Ghetto ziehen musste. Ihr Tagebuch hat sie vom September 1941 bis zu ihrer Flucht im April 1944 geführt. Nur der zweite Teil, der im September 1942 beginnt, ist erhalten geblieben. Aber auch die erste Zeit im Ghetto ist in ihrer Erinnerung noch immer gegenwärtig. Bei einem langen Telefongespräch Ende April 2002, zu dem wir uns brieflich verabredet hatten, erzählte sie mir in einer Mischung aus Deutsch jiddisch und Englisch, was ihr aus der Zeit des Zusammenlebens mit Edwin und Lyda Geist im Gedächtnis geblieben ist.

Ende 1941 seien die Geists zu ihnen in die Grynias gatve Nr. 7 gezogen. Der deutsche Musiker habe ihr grossen Eindruck gemacht. Er sei nicht von dieser Welt gewesen, ein sehr origineller Mensch, mit vornehmen Manieren. Sie selbst habe in dieser Zeit noch nicht Deutsch gesprochen, aber der Ausdruck «Gnädige Frau», mit dem Geist ihre Mutter anzureden pflegte, habe sich ihr schon damals eingeprägt. Er habe viel geraucht – und wenn es nichts zu rauchen gab, habe er gelitten und sei nervös geworden. Lyda habe für ihn alles getan, habe immer versucht, ihm Zigaret-



Tamara Lazerson mit ihrem Bruder Victor in der Uniform der Roten Armee nach der Zeit der deutschen Besetzung. Etwa 1944/45.

ten zu besorgen, habe auch nie gezögert, ihm zuliebe anderen und nicht zuletzt den Zimmernachbarn auf die Nerven zu gehen. Sie habe, so erscheine es ihr heute, immer viel mehr gearbeitet als ihr Mann. Er dagegen «war viel in Stube» und habe komponiert – das «Tanzlegend – chen». An diesen Titel erinnert sie sich so deutlich wie an ein gemeinsames Abendbrot mit den Geists. Jeder habe dazu gegeben, was er hatte: «Es gab Kaffee und herrliche Kuchen aus Kartoffelschalen» – und Edwin Geist habe auch dort und ohne Klavier «Die Heimkehr des Dionysos», seine Oper, zum Klingen gebracht, indem er sie sang und pfiß, während seine Finger auf der Tischplatte tanzten.

Geist habe mehr als alle anderen unter dem Leben im Ghetto gelitten, schreibt Helene Holzman.

Er fühlte sich als echter Berliner, dessen jüdischer Vater früh gestorben war und der mit Mutter und Tante in typisch deutschem, gutbürgerlichem Milieu aufgewachsen war, hier völlig verloren. Als echte Künstlernatur fand er nur in produktiven Stunden sein seelisches Gleichgewicht und verlangte mit naivem Egoismus, dass seine Umwelt darauf Rücksicht nimmt. Natürlich hatte man unter diesen Umständen kein Verständnis dafür, trotzdem man ihn gern hatte und fühlte, dass er kein Alltagsmensch war.

Lyda begegnet dem Egoismus ihres Mannes mit Hingabe. Sie ist von beiden die stärkere. In einem ihrer von Mal zu Mal verzweifelten klingenden Briefchen schreibt sie an Helene Holzman: «Edwin geht bei diesem Leben zugrunde.» – Eines Tages, im Ja-

nuar oder Februar 1942, kann sich Helene Holzman selbst ein Bild davon machen, wie es um den Freund steht. Sie begegnet ihm mitten in der Stadt.

Einmal sollte er mit anderen eiserne Bettgestelle nach der Vorstadt Schanzen tragen. Er brach unterwegs zusammen. Der Posten hatte Mitleid und schickte ihn nach Hause. Wie er so ganz allein den etwa fünf Kilometer weiten Weg zurückhumpelte, traf ich ihn mitten in der Stadt mit dem gelben Stern auf Brust und Rücken, auf dem holprigen Pflaster des Fahrdammes, einen Schritt vom bequemen Fusssteig entfernt, dessen Benutzung bei Todesstrafe verboten war. Er ging so gebückt, so schwankend, dass ich ihn kaum erkannte.

Ich lief auf ihn zu. «Edwin!» Aber er war so in sich versunken, dass er den Ruf nicht hörte, und da die Strasse voll Menschen war, wagte ich nicht, ihn anzuhalten. Ich sah ihm lange nach, wie er so vor sich hin stolperte, tief ergriffen von dem Jammerbild, das man aus unserem originellen, witzigen und lebensfrohen Freund gemacht hatte.

Wenig später spricht Helene Holzman mit einer Bekannten über Edwin Geist. Dora Kaplan verfügt über so gute Kontakte zu deutschen Stellen, dass viele sie für eine Spionin halten. Helene Holzman glaubt das nicht. Sie sieht in Dolly eine beherzte Person, die das Risiko nicht scheut und gern bereit ist, zu helfen, wo sie helfen kann – je verwickelter die Notlage und je verwegener die erforderlichen Pläne, desto besser.

Dora Kaplan stammt aus Königsberg – eine auffallende Erscheinung mit wasserstoffblondem Haar und braunen Augen, nach Nazi-Kategorien durch und durch arisch. Ihr jüdischer Mann gehörte, wie Max Holzman, zu denen, die gleich nach dem Einmarsch der Deutschen verschwunden sind. Doch sie gibt die Hoffnung nicht auf und geht aus freien Stücken ins Ghetto, weil sie glaubt, dort sei die Chance, ihn wiederzufinden, am grössten. Unter den Bewohnern des Ghettos macht sie sich durch ihre Hilfsbereitschaft und ihre vollständige Identifikation mit den Juden viele Freunde. Andere bleiben misstrauisch.

Im Laufe der Monate sieht Dora Kaplan ein, dass sich die Hoffnung, ihren Mann wiederzufinden, nicht erfüllen wird, und beschliesst, das Ghetto zu verlassen. Den erforderlichen Ariernachweis zu erbringen, fällt ihr nicht schwer.

Bei den Deutschen erregt ihr Fall nicht weniger Aufsehen als im Ghetto. Ein Obersturmbannführer der SS interessiert sich ganz besonders für «die Frau, die freiwillig ins Ghetto ging» – jener Helmut Rauca, der bei der Grossen Aktion Ende Oktober 1941 eine Hauptrolle im Selektionskomitee spielte. Er lädt sie zu sich ein, und Dolly kommt.

Sie liebt das Gratwandern um seiner selbst willen. Gegenüber Freunden macht sie keinen Hehl aus ihrer neuen Beziehung. «Mit dem Rauca mache ich, was ich will», verkündet sie munter, verheimlicht auch nicht, dass man ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit nun tatsächlich Spitzeldienste für die deutsche Polizei angetragen habe, und scheint dennoch ihre irritierenden Verbindungen vor allem in der umgekehrten Richtung nutzen zu wol-

len. Als Holzman sie einmal fragt, ob sie keine Möglichkeit sehe, Edwin Geist das Leben im Ghetto zu erleichtern, winkt sie ab. Erleichtern genüge nicht – herausholen müsse man ihn.

Mir erschien der Gedanke phantastisch. Aber Dolly verstand es, Rauca den Fall als den eines bedeutenden Musikers, Halbariers, so nahezulegen, dass er versprach, ihn als «Sonderfall» zu behandeln.

Eine Woche später liess er Geist zu sich rufen, fragte ihn eingehend nach seinen Kompositionen, seiner früheren Tätigkeit aus und liess sich Adressen geben, bei denen er über ihn Erkundigungen einholen könnte. Nach wieder vier Wochen wurde er abermals vorgeladen. Die Auskünfte über ihn seien sehr günstig ausgefallen. Man erwäge, ihm eventuell als Mischling die Erlaubnis zu geben, in der Stadt zu wohnen. Allerdings unter der Bedingung, dass er sich von seiner Frau scheiden lasse und sich im Übrigen der grossen Ausnahme würdig verhalten werde.

Geist versprach ohne Bedenken alles. Man erlaubte ihm, seiner Tante nach Berlin zu schreiben, damit sie einen Ariernachweis der gestorbenen Mutter schickte. Wir lebten in grosser Spannung und voll Zweifel am Gelingen. Nur Dolly war optimistisch und behauptete, Rauca täte alles, was sie von ihm verlange.

Mein erstes Tagebuch

Im März 1942 bekommt Helene Holzman ein Briefchen von Lyda aus dem Ghetto. Darin schreibt sie:

Ich habe Edwin zugeredet, sich scheiden zu lassen. Es ist die einzige Möglichkeit, uns beide zu retten, denn hier geht er zugrunde.

Lyda scheint die Schrecken und das tägliche Elend des Ghettos besser zu verkraften als ihr Mann, und zur formellen Scheidung hatte sie ihm schon geraten, als es noch um die Frage des Umzugs ins Ghetto ging. Ohne jüdische Frau wäre dem «Halbjuden» das Ghetto erspart geblieben. Im August 1941 hatte Edwin Geist die Scheidung von der geliebten Frau noch abgelehnt. Ein halbes Jahr später ist er zermürbt. Er verspricht «alles», was von ihm verlangt wird, und kommt wirklich aus dem Ghetto frei. Eines Tages Ende März klingelt es bei Helene Holzman.

Ich öffnete die Tür. Da stand Edwin – stand, nein, er fiel in die Wohnung, wie ein Wild, das in seiner Höhle Zuflucht sucht. Nicht mehr derselbe, von dem wir im August Abschied genommen hatten. Der früher ein wenig behäbige, genussfrohe, humorvolle Mann war dürr, mit scharfen Linien um Nase und Mund, wachsbleich und mit einem schreckhaften, hysterischen Zug in den vortretenden Augen, die krausen, dunklen Haare sehr gelichtet. Und doch der alte Edwin. Eine Welle der Freude stieg in mir hoch, dass das Unwahrscheinliche wirklich gelungen und er, mag die

Zeit ihn auch verändert haben, nun wirklich wieder da war. Er fand auch mich völlig verändert. Was tut's? Wir waren die alten Freunde, umarmten und küssten uns und sprachen von nichts anderem als von Lyda und wie wir ihr helfen könnten.

Er blieb nur eine Stunde, denn er wollte noch einmal zurückgehen, seine Sachen abholen und noch zwei Tage bei Lyda bleiben. Wir beluden ihn mit Päckchen und nahmen leichten Abschied.

Am 28. März 1942, einem Samstag, nimmt Edwin Geist nachmittags Abschied von Lyda und verlässt das Ghetto endgültig. Eine erste Unterkunft findet er bei den Holzmanns. Margarete erinnert sich.

Er kam mit einer Droschke. In Litauen verkehrte damals kein Kraftverkehr. Also brachte ihn eine Droschkenkutsche. Und kaum war er da, in der gleichen Nacht, kam auch schon die Polizei und wollte seine Papiere sehen. Die waren ja jetzt in Ordnung. Er durfte ja raus. Aber er hat sich furchtbar aufgeregt, wir natürlich auch – aber andererseits konnte er auch sofort wieder berlinische Witze machen. Das war eine ganz merkwürdige Art, die mir sehr Eindruck machte. Einerseits furchtbar Angst zu haben, fast hysterisch zu sein, und andererseits ... – dahinter leuchtete immer wieder der Schalk auf, was ihm wahrscheinlich auch geholfen hat, diese Zeit zu überstehen. Denn er war sehr verhungert, sehr vernachlässigt, als er zu uns kam.

Auch Helene Holzman beschreibt in ihren Aufzeichnungen die Heimsuchung durch zwei litauische Polizisten, nachts gegen drei Uhr.

«Sie haben hier Juden versteckt, Wo sind sie? Wenn Sie sie nicht freiwillig herausgeben, werden wir sie selbst holen, aber dann wird es Ihnen schlecht ergehen.» Sie kamen in unser Zimmer, suchten im Schrank, hinter den Vorhängen, im Bett, unter dem Bett. Dann öffneten sie Koffer, Schubfächer, kleine Büchsen auf dem Schreibtisch. So gingen sie durch die anderen Zimmer, öffneten den Besenschrank, die Balkontür, störten unsere Mieter auf und gerieten zuletzt zu Edwin. «Da ist er.»

Es nützte nichts, dass Edwin seine polizeiliche Wohnerlaubnis vorzeigte. Er musste sich anziehen und mit aufs Polizeirevier. Er war so aufgeregt, dass er sich kaum ankleiden konnte. Da er nichts zu rauchen hatte, bat er mich, die Polizisten um eine Zigarette zu bitten. Sie gaben bereitwillig und änderten auf einmal ihren Ton. Die Haussuchung geschehe auf eine Denunziation hin. Man beruhigte mich, mein Gast werde nach Prüfung der Papiere wieder entlassen werden. Er kam wirklich nach einigen Stunden zurück.

Am folgenden Tag, Palmsonntag 1942, mittags um 2 Uhr, vierundzwanzig Stunden nachdem er das Ghetto und seine Frau verlassen hat, beginnt Edwin Geist, in einem einfachen Schulheft ein Tagebuch zu schreiben – ein Tagebuch für Lyda.

Gestern Mittag Schlag 2 verliess ich das Dorf [das Ghetto]... . Bei einer sanft ansteigenden Biegung entschwand das Dorf meinen Blicken, und ich erinnere mich mit einem Gefühl des Ekels an die Devotion der anderen beim Abschied; aber auch manch» rührender Zug war vorhanden.

Dieses, mein erstes Tagebuch, schreibe ich nur für Dich. In verschiedenen kritischen Augenblicken meines Lebens hatte ich die Absicht, ein solches zu führen, doch unterliess ich es immer aus menschlicher Unachtsamkeit. Aus menschlicher Unachtsamkeit, ja, das ist das treffende Wort. Nun bin ich achtsam geworden, denn grosses Leid schärft die Sinne ... Wann wirst Du diese Blätter lesen? Wird es bald sein??

Edwin Geist denkt nicht daran, seine Frau im Stich zu lassen oder zu verraten. Kaum hat er sich von Lyda getrennt, da wendet er sich ihr in seinem Tagebuch wieder zu, ist ihr wenigstens in Gedanken nah, beginnt ein Zwiegespräch mit ihr, in dem sie fürs erste notgedrungen eine stumme, aber nichtsdestoweniger die Hauptrolle spielt.

Immer und immer wieder frage ich mich, hatte ich wirklich das moralische Recht, von Dir zu gehen? Von den praktischen Erwägungen wollen wir einmal ganz schweigen – aber Du hast mich an erster Stelle zu diesem so gewagten Schritt getrieben. Aber das ist keine Entschuldigung für meine Handlungsweise. Wo ist also der rechte Weg?

Kurz nachdem Geist das Ghetto verlassen hat, gelingt es Helene Holzman zum ersten Mal, Lyda für ein paar Minuten zu treffen. In heimlichen Briefen ist ein Treffpunkt vereinbart worden – eine Schule in der Stadt, die gerade zu einem Militärlazarett umgebaut wird und in der eine Brigade jüdischer Frauen aus dem Ghetto die Böden reinigt. Nur mit Mühe gelingt es Lyda, Anschluss an diese Putzbrigade zu bekommen, denn die Brigadeführer nehmen ungern neue Leute auf. Ausserdem hat Helene Holzman erfahren, dass der Hausmeister der Schule schon mehrmals Leute angezeigt hat, die sich dort mit Juden zu treffen versuchten. Am vereinbarten Tag geht sie trotzdem hin, sagt dem deutschen Wachtposten vor der Tür, sie wolle die Bibliothek im Seitenflügel des Gebäudes besuchen, und lässt sich drinnen von einem Juden, der in den Plan eingeweiht ist, zu dem schmutzigen Bretterschlag führen, wo sie auf Lyda warten soll,

Ich fand kein sauberes Eckchen, um mein Mitgebrachtes abzustellen. Da sah ich schon meine Lyda aus dem Haus auf mich zulaufen. Sie war in ein dickes rotes Kopftuch eingehüllt, und dünn, ach, so dünn war sie geworden. Meine Gute, Liebe, wir hielten uns in den Armen und weinten so heiss, so bitterlich über das eigne Leid und das der andern. Wir konnten lange kein Wort sprechen – so erschütterte uns das Wiedersehen. Eine andere Lyda, mit den Malen tiefen Leidens gezeichnet, eine ergreifende, rührende Gestalt.

«Beissen Sie in den Apfel», wollte ich uns wieder in den Alltag zurückkreissen. Aber sie konnte nichts essen. Sie schluchzte, dass

ihre zarte Gestalt geschüttelt wurde, und ich weinte mit, und wir streichelten uns gegenseitig. Bis wir auf einmal ganz ruhig zu sprechen anfangen. Wovon anderes als von Edwin? Lyda kenne seine Fehler, seine Unfähigkeit, männlich für sich und sie zu sorgen, seine Ratlosigkeit in allen praktischen Dingen und seinen naiven Künstleregoismus, der unbewusst von den Menschen seiner Umwelt forderte, dass sie für sein leibliches Wohl sorgen. Wie wird er ohne seine Frau fertig werden? Und wie werden Sie ohne ihn fertig, meine Lyda? Ja, es war ein trostloses Leben. Noch ein Glück, dass sie auch für ihre Tante zu sorgen hat, diese prächtige, tapfere alte Frau, die sich nicht wie in Leid verzehrte, auch im grössten Elend ihren frohen Gleichmut und ihre natürliche Würde bewahrte.

Der Brigadenführer öffnete die Tür: «Schneller, schneller. Die deutschen Posten kommen gleich zurück.» Auf einmal wurden wir ganz nüchtern und uns der Hässlichkeit der übelriechenden Bude bewusst. Ein Händedruck, und wir huschten nach den entgegengesetzten Seiten fort. Wie kann es nur Ende März so eiskalt sein? Der Wind, er warf mir beissende Schneewehen in die Augen. Aber zu Hause wartete Edwin schon ungeduldig und konnte gar nicht genug hören über seine Pusi, sein Herzchen. Er gab ihr lauter alberne Namen vor Aufregung.

Um seine Entlassung aus dem Ghetto zu erreichen, hat Geist versprochen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und alle Verbindungen zu ihr abzubrechen. Mehrmals kommt er in den ersten Tagebucheintragungen darauf zu sprechen, dass er ja sein Wort gegeben habe und also nichts für Lyda tun könne. Aber schon hier

deutet sich an, dass er nicht im Ernst vorhat, dieses Versprechen zu halten, und bald beginnt er, Pläne für Lydas Befreiung zu schmieden.

Seit einer Woche habe ich das Dorf verlassen, seit einer Woche führe ich ein Leben ohne Dich, wenn ich auch mit jedem Schritt, den ich gehe, bei Dir bin. Mein Schlaf ist kurz und leicht wie bei alten Leuten, denn je länger wir voneinander getrennt sind, desto stärker wächst Du in mein Tag- und Nachträumen hinein, desto dringlicher wird meine Aufgabe, die – wie unendlich schmerzlich – ich nicht lösen kann noch darf. Bewusst trage ich die schönste und höchste Pflicht meines Lebens, die – neben meiner Kunst – eine Verantwortung ist, der mein ganzes ferneres Trachten gehört, am Ende doch gehören muss und wird!

Nachdem Geist zwei Nächte bei den Holzmanns verbracht hat, zieht er zu seinem Freund Rutkunas, wo ihm jedoch der Lärm der Kinder bald unerträglich wird, so dass er zu den Holzmanns zurückkehrt.

Geist war Musiker und Dichter zugleich. In seinen Opern erstrebte er völliges Zusammengehen von Inhalt und Musik, und an jedem Wort feilte er ebenso wie an jedem Ton. Als ein echter produktiver Mensch arbeitete er unablässig, und auch im Ghetto hatte er Altes überarbeitet und Neues begonnen, ohne aber in den entsetzlichen äusseren Umständen die Möglichkeit der Vertiefung zu finden. Seine Befreiung sah er vor allem als einen Schritt zu neuer Produktivität an, und schon regte ihn das Zimmerchen, das ich ihm – leider nur auf einige Tage, da es vermietet war –

anbot, zur Arbeit an, in die er sich mit der echten Besessenheit des Künstlers stürzte.

Auch Margarete Holzman erinnert sich an diese Besessenheit und daran, wie die Versenkung in die musikalische Arbeit Geist hilft, in der neuen Situation Halt zu finden.

Kaum war Edwin auch nur halbwegs warm geworden und hatte die ersten warmen Teller Suppe hinter sich, da haben sie sofort – mit meiner Mutter – nicht gejammert, sondern haben über Kunst gesprochen, jeder in seiner Art, und haben sich grossartig verstanden ... – Und dann hat er natürlich sofort wieder angefangen zu komponieren, hatte das auch immer im Kopf, lebte nur in diesen Kompositionen, alles natürlich für seine Lyda, und war absolut schöpferisch. Aber er liess auch gar nicht andere ... – «Ich muss komponieren, ich habe zu tun! Ich bin derjenige, der das muss!» – und alle anderen mussten ihm eigentlich zu Diensten sein.

Helene Holzman schreibt:

Er breitete seine Partituren auf dem Tischchen aus und nutzte die Ruhe und Ungestörtheit, war aber verständnislos für irgendwelche Hausordnung, ging aus, wenn Essenszeit war, vergass den Schlüssel und war unglücklich, wenn niemand da war, der ihn hereinliess, und jammerte, wenn aus der Nachbarschaft das Radio ertönte. – Wir zankten uns jeden Tag wie Geschwister und waren ebenso verbunden wie solche.

Tanzlegendchen

Im Ghetto hat Geist eine Komposition begonnen, die er sich nun wieder vornimmt, «Das Tanzlegendchen», eine symphonische Pantomime in zwei Bildern nach Motiven der letzten von Gottfried Kellers «Sieben Legenden». Im Februar 1942 hatte Geist zunächst Choreographie und Handlung auf mehreren Blättern skizziert und sich dann mit einem groben Bleistift an die Musik gemacht. Inzwischen füllen diese Entwürfe sechs einfache blaue Notenhefte, wie sie auch im Musikunterricht an Schulen verwendet werden.

Bei Gottfried Keller, der sich auf die Legenden des heiligen Gregorius beruft, ist Musa eine anmutige, gottesfürchtige Jungfrau, die allerdings von einer Leidenschaft umgetrieben wird – «nämlich von einer unbezwinglichen Tanzlust, dermassen dass, wenn das Kind nicht betete, es unfehlbar tanzte. Und zwar auf jegliche Weise. Musa tanzte mit ihren Gespielinnen, mit Kindern, mit den Jünglingen und auch allein;... und selbst wenn sie zum Altäre ging, so war es mehr ein liebliches Tanzen als ein Gehen.»

Im ersten Bild von Geists Ballettpantomime betritt Musa mit ihrer Freundin eine Kirche (*Introduktion*). Beide beten vor dem Altar, und Musa erbittet von der Gottesmutter über dem Altar die Erlaubnis, ihr zu Ehren in der Kirche zu tanzen. Maria willigt mit einem Lächeln ein. Während Musa tanzt (*Passacaglia*) und sich immer mehr in ihrem Tanz verliert, tritt ein junger Hirte hinter dem Altar hervor. Er beginnt auf einer einfachen Flöte zu spielen

(*Melodie*) und beteiligt sich anmutig an Musas Tanz. Es dauert eine Weile, bis Musa innehält und den schönen Fremden gewahrt, der sich ihr als David und Abgesandter Marias zu erkennen gibt (*Rezitativ*) und sie schliesslich fragt, ob sie in ihrem ferneren Leben nicht zu Ehren der Gottesmutter auf das Tanzen verzichten wolle. «Dafür soll Musa nach ihrem Tode mit dem schönen Knaben für immer vereint sein, um vor Gottes Thron die Herrlichkeiten des Himmels im Tanze anzubeten.» – Musa erklärt sich schliesslich bereit, ihre irdische Lust an Musik und Tanz gegen die Aussicht auf eine Teilhabe an der Musik der ewigen Seligkeit einzutauschen, und legt sich das Kettchen um die Füsse, das ihr David zur Erinnerung an ihren freiwilligen Verzicht gegeben hat (*Orches ter-Intermezzo: Praeludium und Fugato aus den Themen Davids und Musas*).

Im zweiten Bild (*Phantasie*) ruht Musa inmitten einer lieblichen Waldgegend in ihrer Einsiedelei offenbar entkräftet auf einem Moosbett. Jahre sind vergangen. Musa ist eine berühmte Heilige geworden, zu der von weither die Alten und Kranken, schwächliche Kinder und selbst Krüppel wallfahrten. Gerade an diesem milden Herbstnachmittag, nachdem Musa ihren bestürzten Eltern gesagt hat, sie bereite sich auf den Tanz in die ewige Seligkeit vor, kommen Pilger in hellen Scharen. Zunächst ein kleiner Zug (*chorähnlicher Marsch*) von Mönchen und Nonnen, streng voneinander getrennt. Doch nachdem Musa sie gesegnet hat, mischen sich die Mönche und die Nonnen und beginnen, zunächst zaghaft, bald mutiger, einen *altertümlichen Ländler* zu tanzen. – Zu ihnen gesellt sich (*Scherzo*) eine Gruppe von Krüp-

The image shows a handwritten musical score on aged, yellowed paper. The score is organized into several systems, each with a different instrument or voice part indicated by the staff's clef and the accompanying text.

- System 1:** Features a treble clef staff. Annotations include "Küchenmotiv:", "(siehe das 'Silberne Kettchen')", and "Musa:". The music is in 3/4 time. Dynamics include *pp* and *p*. A tempo marking "And." is present. A large annotation reads "2. Ord. hette an die charitt der Liebe". Above the staff, there are notes "a) (wie D. viele Parade mit Ke.:fakt.)" and "b)". The title "Kopff. = Themen:" is written above the staff.
- System 2:** Features a bass clef staff. The text "Musas Tanz (fIM)" is written to the left. The tempo marking "And." is present. The dynamic marking *pp* "Au mania" is written below the staff.
- System 3:** Features a treble clef staff. The text "David:" is written to the left. The tempo marking "And." is present. The dynamic marking *ppp* (s. Parakalla!) "Der Hirt" is written below the staff. There are also markings for *p* and *pp* (peinlich).
- System 4:** Features a treble clef staff. The text "David:" is written to the left. The tempo marking "And." is present. The dynamic marking *F*, bestimmt "Der König" is written below the staff. There are also markings for *b* and *p*.

The handwriting is in dark ink, and the paper shows signs of age, including some staining and discoloration.

Die Kopft Themen des Tanzlegendchens. Undatiertes Blatt, 1942.
Vorderseite.

pel, die ebenfalls in einen *eigenwilligen, skurrilen Tanz* fallen. Der Tanz wird leidenschaftlicher – die Gruppe der Tanzenden schwillt an, Volk strömt hinzu – Ausgelassenheit mündet in Raserei (*Tarantella*), bis ein gewaltiger, donnerähnlicher Schlag, der nur langsam vergrollt, den Aufruhr zum Stillstand bringt. In dem tiefen Schweigen, das nun folgt, geschieht ein Wunder (*Adagio*).

Der herbstliche Wald bezieht sich nach und nach mit frischem, jungem Grün. Überall spriessen Frühlingsblumen aus dem Boden; ohne Scheu treten die Tiere des Waldes aus den dichten Baumgängen hervor, und die herbstliche Nachmittagssonne scheint ihr mildes, gedämpftes Licht verloren zu haben. Die die Bäume bedeckenden Nebel haben sich völlig verzogen, und am azurblauen Himmel leuchtet die Sonne mit südländischer Glut.

Alle, die Zeugen dieses Vorgangs wurden, sind auf die Knie gefallen. Plötzlich zerspringt mit hellem Klang das Kettchen um Musas Fussgelenke. Die Szene verdunkelt sich. Einzelne Sterne funkeln aus einem schwarzsamteneu Himmel, der sich plötzlich auftut.

Die Jakobsleiter, in den Farben des Regenbogens erstrahlend, fällt gleich einer aufleuchtenden Fata Morgana in weichem Halbbogen aus dem schimmernden Himmelslicht auf die Erde herab. – David, jetzt in vollem Königsornat, schwebt tanzend die Stufen nieder, um die wankende Musa in seine Arme zu schliessen. Sie übergibt ihm das silberne Kettchen, welches er nun als Glorienschein um ihr Haupt webt. Dann schweben beide in innig um-

schlungenem Liebesreigen *die Leiter wieder hinauf, auf deren obersten Sprossen eine Schar von Engeln Wache hält, und Maria die beiden Liebenden zum Empfang in ihre mütterlichen Arme nimmt. – Glockengeläute von oben. Während der Vorhang langsam fällt, ertönt noch immer aus der Höhe das «Te deum» (Finale), welches ein unsichtbarer, vierstimmiger gemischter Chor, umrankt von Sopran- und Tenorsolo, schon bei Davids Erscheinen anstimmte, ENDE*

Edwin Geist hat das «Tanzlegendchen» sich und seiner Frau gewidmet. «Für Uns!» hat er über die Titelseite seines Manuskripts geschrieben, rechts daneben das Datum: 16.11.1942 – und auf die linke Seite jene Worte, die auch am Ende seines Werkes stehen sollen: «Te deum laudamus». Grosser Gott, wir loben Dich. Am dritten Tag nach seinem Auszug aus dem Ghetto, als er sich das «Tanzlegendchen» zum erstenmal wieder vornimmt, hat er diese Formel durch eine an Lyda gerichtete Anrufung ergänzt, die ein Wiedersehen beschwört, an das ausser ihm selbst in diesem Augenblick wohl niemand glaubt: «Wir werden ihn noch beide loben, Liebste Du! (31.11.1942.)» – In seinem Tagebuch notiert er am gleichen Tag:

Ich spreche hier Stunden und Stunden nur von Dir. Und wenn ich nicht spreche, dann denke ich – leider mitunter auch laut. Das gibt zwar keine Befriedigung, aber Mut! Und den brauchen wir beide!! Ich werde noch heute unser «Tanzlegendchen» einmal vornehmen, dann bin ich näher bei Dir. Ach, der Abschied von Dir war so grausam. Ich glaubte uns auf einem Bahnsteig zu

The image shows a handwritten musical score on aged paper. It consists of several staves of music with various annotations and markings. The top staff is labeled 'Fugato' and has a bracket above it labeled 'chusa'. The second staff is labeled '"Das sil-bene-Rothchen"' and has a bracket above it labeled 'David a)'. The third staff is labeled '"Der Triumpf"' and has a bracket above it labeled '3'. The fourth staff is labeled 'Herbit' and has a bracket above it labeled 'p. 2. art Largo'. The fifth staff is labeled 'I)' and has a bracket above it labeled 'Tanz der Kuppel'. The sixth staff is labeled 'II)' and has a bracket above it labeled 'Tanz der Kuppel'. The seventh staff is labeled 'II)' and has a bracket above it labeled 'p'. There are also some handwritten notes like 'chusa = chasia' at the top right and 'w. i. w. Tanz der chiasia' on the right side of the fourth staff. The score includes various musical notations such as notes, rests, and dynamic markings like 'p' and 'pp'.

Die Kopft Themen des Tanzlegendchens.
Rückseite.

Handwritten musical score for "Tanzlegendchen". The score is written on aged paper and includes several staves with musical notation and lyrics.

The first staff shows a key signature of one sharp (F#) and a time signature of 3/4. The notation includes a treble clef and a series of notes with accidentals.

The second staff features a treble clef and a key signature of one sharp. It contains a melodic line with triplets and a bass line with notes and rests. The lyrics "Das Riefen" are written below the staff.

The third staff is a bass line with a treble clef and a key signature of one sharp. It includes a 3/4 time signature and a 4-measure rest. The lyrics "ichte und hauer:" are written above the staff.

The fourth staff is a treble clef with a key signature of one sharp and a 4/4 time signature. It contains a melodic line with notes and rests. The lyrics "Das D B" are written below the staff.

The fifth staff is a bass line with a treble clef and a key signature of one sharp. It contains a melodic line with notes and rests. The lyrics "Das D B" are written below the staff.

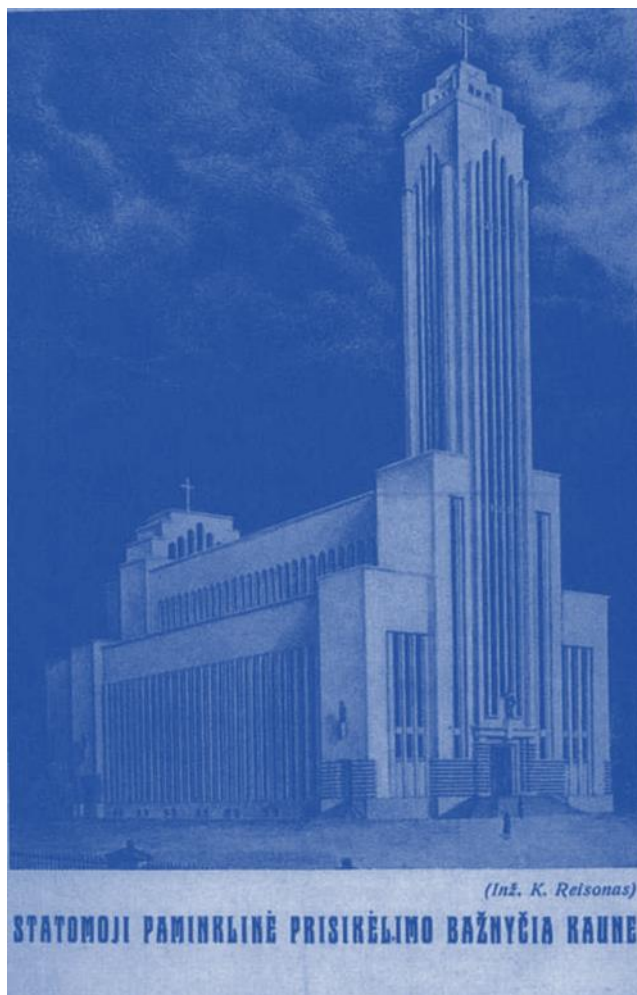
Additional annotations include "Das Schlag" with an arrow pointing to a note, and "Flot (in Bass eis)" written below the fifth staff.

sehen, vor mir den gleich abfahrenden Zug und schon entfernt von Dir, obgleich ich Dich in meinen Armen hielt und Deine Tränen noch immer auf meinen Wangen brennen fühle. Nur wenige Kilometer trennen uns voneinander, und doch scheinen es viele, viele Meilen zu sein. Zeit und Raum können unter Umständen verrierhaft ineinander fließen – ähnlich den Überblendungen eines Films.

Wie ruhig ist's hier, wie ruhig ist es heute; kein lautes Wort, kein Radio im Hause; endlich allein mit Dir in trauter Zwiesprache. Vor mir die Kirche, richtungweisend, und [ich] weiss nur zu gut, wohin ich die Wellen meiner Seele zu senden habe. In der oberen Etage klimpert jemand Klavier; es soll mich nicht stören.

Man soll Träumende nicht wecken

Aus dem Dienstmädchenzimmer hinter der Küche, das Edwin Geist bei den Holzmanns in der Visinskio gatve auf dem Grünen Berg bewohnt, sieht er den Riesenbau der Auferstehungskirche aus dunkelrotem Backstein. Als Symbol der nationalen Wiedergeburt Litauens, das die Stadtsilhouette prägen sollte, wurde sie in den dreissiger Jahren begonnen, ist aber innen unvollendet geblieben. Von dort gesehen, wo Geist an seinem Tisch sitzt, markiert sie nur sehr ungenau die Richtung, in der das Ghetto liegt. Aber ihren hohen, schlanken Turm kann auch Lyda vom Ghetto aus sehen. Auf der Spitze dieses Turmes können ihr Blick und



*Die Auferstehungskirche auf dem Grünen Berg in Kaunas.
Postkarte mit dem Entwurf, etwa 1932/33.*



*Helene Holzman, wahrscheinlich auf dem Balkon von Ieva Simonaityte
(vgl. S. 203). Im Hintergrund die Auferstehungskirche.*

sein Blick gleichzeitig ruhen und sich, wenn man es so nennen will, treffen. Liebende, die weiter voneinander entfernt leben, müssten sich, um ein solches Treffen zu arrangieren, schon an den Mond halten. Für Lyda und Edwin Geist genügt die Kaunaer Auferstehungskirche. Die geographische Entfernung zwischen Edwins Kammer bei den Holzmanns und dem Ghettohäuschen, in dem Lyda mit ihrer Tante wohnt, beträgt kaum mehr als zwei Kilometer.

Am 1. April notiert Geist, sein Freund Benediktas habe ihm einen Füllfederhalter geschenkt. Vor allem freut er sich über die Farbe, die seine Handschrift im Tagebuch annimmt, als er das neue Schreibgerät zu benutzen beginnt:

Grüne Tinte, liebe, lichte Farbe der Hoffnung, füllt ihn zufällig, wie Du siehst... . Werde noch ein wenig im «Legendchen» blättern und früher schlafen gehen als in den ersten Tagen. – Ich glaube, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben grüne Tinte benutze (die hier so modern war), und wenn sie auch nicht lange mehr vorhält und ich sie vermutlich durch schwärzliche Wassertinte ablösen muss – die Hoffnung bleibt bestehen! Übrigens wirkt grüne Tinte sehr beruhigend auf die Augen, sanfter als ein grüner Lampenschirm, der mich immer an Büroätigkeit erinnert. Draussen ist alles schlohweiss; anscheinend hat der Winter wieder von vorn begonnen... . Grüne Tinte, weisser Schnee, stahlgrauer Himmel (stahlgraue Welt!) und rote Kirche – ganz wie im Märchen klingt's. Und kennst Du das? Ich glaube wohl:

Es ist die Notenfolge, die Geist im «Tanzlegendchen» für den Auftritt der Musa vorgesehen hat. «Ich bete an die Macht der Liebe» – überschreibt er sie auf einem Blatt, auf dem er die Kopftitelmotive der verschiedenen Teile und Figuren seines Balletts notiert hat. – Es wird dieser 1. April gewesen sein, an dem Geist im «Tanzlegendchen» die Stelle markiert, bis zu der er mit seiner Arbeit gekommen war, ehe er aus dem Ghetto in die Stadt zurückkehren konnte. Die «Phantasie», die das zweite Bild der Tanzpan-

tomime einleitet, ist noch im Ghetto entstanden. Nun werden der Einzug der Mönche und Nonnen und ihr Ländler folgen, der in den wilden Tanz des Volkes übergeht. Im siebten der zehn Notenhäfte, die die musikalischen Skizzen zum «Tanzlegendchen» enthalten, notiert Geist über der zweiten Seite mit grüner Tinte: «Wieder in Kaunas».

Auf der Strasse begegnet er jetzt zuweilen Bekannten, die ihn kaum erkennen, so sehr hat er sich verändert.

Wenn man so seinen ausgemergelten Körper vor einem richtigen Spiegel betrachtet und die irische Hungersnot einem aus den asketisch-eingefallenen Wangen spricht, kommt man sich wahrhaft grotesk vor. Ich denke an den Tanz der Krüppel, der jetzt zu komponieren ist (manch Alt-Vertrautes wird man dort finden), und bedaure, kein Maler zu sein. Meine Figur ist wirklich à la Callot. Dieses Gesicht scheint nicht mehr zu mir zu passen und ist doch in einem gleichsam höheren Sinne dasselbe geblieben. Hier scheint eine dünnere Luft zu wehen; drastisch gesprochen, trage ich jetzt Kragenummer 37, früher 41.

Ausführliche Mitteilungen über das eigene körperliche Befinden stehen in Geists Tagebuch oft direkt neben weitläufigen metaphysischen Betrachtungen. Es ist wohl nicht nur die Sorge, das Tagebuch könnte in falsche Hände geraten, die den Schreiber davon abhält, nach den wirklichen Ursachen und Urhebern der Schrecken zu fragen, die über ihn und seine Frau und so viele andere Leidensgenossen gekommen sind. Stilisierung, die Erhöhung zum unabwendbaren, allgemeinen, alle menschliche Verantwort-

barkeit übersteigenden Schicksal scheint den Schrecken erträglicher zu machen – nimmt ihm seine eklatante Absurdität, verwandelt ihn in eine Herausforderung, eine spirituelle Bewährungsprobe, erfüllt ihn mit einer Art von Sinn, so unbegreiflich dieser Sinn auch bleiben mag. Am Ostersonntag 1942, eine Woche, nachdem er sein Tagebuch begonnen hat, notiert Geist:

So stark ich körperlich in Mitleidenschaft gezogen bin, wie noch nie in meinem Leben, so wenig habe ich diesmal geistig und seelisch gelitten, denn die Zuchtrute Gottes lässt uns reifen! – Die Karwoche ist vergangen und selbst mir kleinem Sterblichen war es vergönnt, das Mysterium von Golgatha auf meine Weise miterleben. «O crux, ave spes unica», wie es auf Strindbergs Grabdenkmal heisst – nein und tausendmal nein: Ostern ist heute und wir müssen leben, müssen beide leben, liebste Frau!

Merkwürdig, wie die Ansprüche gleichsam an einen wieder herantreten, sobald man sich relativ frei fühlt. Die Sorge um die bescheidenste Möblierung des Zimmers, die Bedeutung, die man einem Schneidermeister oder einem Hutgeschäft beilegt – all» diese Nichtigkeiten werden einem zu Wichtigkeiten, zumal sie mit einer kleinen Freude verbunden sind, einer Art harmloser Sucht, etwas kaufen zu wollen, sich anders zu kleiden, um sich zumindest äusserlich von dieser bedrückenden Enge, dieser stickigen Atmosphäre zu reinigen. Hier laufen geheime Fäden zu der symbolischen Waschung der Christen, der vormals altgriechischen Katharsis. Mein erstes Bad empfand ich tatsächlich als sakrale Handlung; die bewusst umständlichen Vorbereitungen erweckten in mir die Vorstellung eines Vorspiels zur Taufe.

Und doch, äusserlich bleibt man immer derselbe, selbst wenn der Körper seine Kräfte eingebüsst [hat] und schwach geworden ist; nur Geist und Seele können sich verändern, und dieses etwa nicht in einem pathologischen Sinne, sondern im Gegenteil als Ausdruck inneren Wachstums. So begrüsse denn auch ich das heutige Osterfest als Feier der Wiedergeburt. Recht schwach und kümmerlich ist allerdings der Neugeborene, denn seine Einsamkeit ist nicht gewollt; erst komme Du in mein Exil, auf dass wir es in Zweisamkeit verwandeln!

Es steht uns, die wir in vergleichsweise überschaubaren Zeiten leben, nicht an, darüber zu urteilen, ob die Kategorien, Bilder und Perspektiven hilfreich oder unnützlich, angemessen oder unangemessen sind, mit denen sich Geist in einer Lage zu orientieren versucht, wie sie unübersichtlicher, unbegreiflicher, unwahrscheinlicher, ungläubhafter in der Wirklichkeit nicht leicht vorstellbar ist. Der Respekt verbietet uns aber auch nicht, die verschlungenen Pfade und Irrwege nachzuzeichnen, auf denen seine Verzweiflung mitten im «modernen» 20. Jahrhundert unterwegs ist: Das Schicksal, die «Zuchtrute Gottes», trifft viele zugleich. Aber Rettung, so scheint Geist zu glauben, ist nur möglich, wenn sich die Vielen vereinzeln, wenn sie sich auf viele Rettungsboote verteilen. Er jedenfalls spürt in sich nur die Kraft, eine Einzige zu retten – aber *diese* Kraft spürt er. Am Ostermontag notiert er:

Dürfte ich Dir nur helfen!! Dich aus Seenot erretten!! Auch ich treibe im Wasser, bin den Wellen preisgegeben – und weiss nicht,

wie das grausame Spiel ausgeht. Und Du bist nicht bei mir; hast das sinkende Schiff noch nicht verlassen. Wann kommst Du in mein Boot – allem ausgesetzt – aber doch zu mir!?

Die hoffnungsgrüne Füllung des neuen Federhalters reicht bis zum 9. April, Am zehnten schreibt Geist: «Und heute komme ich Dir gar mit violetter Tinte – passt sie zum Frühling?» Wenig später spekuliert er über Möglichkeiten und Risiken einer allgemeinen Kommunikation in Echtzeit.

Liebste Lyda, während die erbarmungslose, sentimentale perverse Radiotanzmusik mein Gehör martert, wandern die Gedanken wieder zu Dir. Gäbe es doch eine seelische Telegraphie, mit deren Hilfe wir uns verständigen könnten – aber so weit ist die Technik nicht vorgeschritten, und das ist gut so. Denn stell' Dir einmal vor, was die meisten Menschen für einen Blödsinn fabrizieren würden; gar nicht auszudenken.

Einige Tage später zieht Edwin Geist um. Mit Dolly Kaplans Beistand hat er ein Zimmer im Zentrum von Kaunas gefunden, in der Kestucio gatve 40. Auch Helene Holzman hilft ihm beim Einrichten.

Er hatte sein Klavier, das bei einer Sängerin untergebracht war, wiederbekommen, und es erfolgte mit noch einigen Möbelstücken und Hausrat von uns ein pompöser Einzug. «In diesem Zimmer», sagte er mit seherischer Überzeugtheit, «werde ich nicht lange allein wohnen, denn ich werde auch meine Frau aus dem Ghetto holen.»

Das Zimmer ist im Erdgeschoss gelegen. Die Fenster gehen nach Norden auf einen Hof. Sonnenlicht fällt durch sie nie herein. Neben einem schmalen, harten Bett, einem kleinen Schreibtisch, einem hässlichen Kleiderschrank und einem Schulpult, an dem Geist von nun an arbeiten will, obwohl es ihn an seine «qualvolle Schulzeit» erinnert, nimmt das Klavier wieder den grössten Raum ein. Es klingt noch ganz leidlich. Aber die Noten und Papiere, die sich auf dem Deckel stapeln, weil nirgendwo sonst Platz für sie ist, dämpfen den Klang.

Die Hände sind mir recht steif geworden, und das Spielen macht mir keine grosse Freude mehr. Ich habe mich so sehr ans Komponieren ohne Instrument gewöhnt, dass mich der Klavierklang meiner verzauberten Innenwelt zu entreissen scheint. Man soll Träumende nicht wecken, und Taube, die plötzlich hörend werden, empfinden wohl auch, trotz der Gnade des Geschenks, ein Quentchen greller Bitternis. Dem Sehend-Gewordenen mag es nicht anders gehen; das schönste Tageslicht müsste ihm zunächst kalkig erscheinen.

Geist träumt. Praktische Fragen schiebt er, soweit es geht, beiseite. Er redet sich ein, im Herbst werde der Krieg ohnehin zu Ende sein. Auch Helene Holzman würde sich mit dem Künstlerfreund am liebsten nur über die «ewigen Probleme der Form» unterhalten, aber in seinen Träumereien bestärkt sie ihn nicht, sondern appelliert mit zunehmender Hartnäckigkeit und gleichbleibend geringem Erfolg an seinen Wirklichkeitssinn. Geist reagiert sogar unwirsch.

Und er tut Dinge, die Helene Holzman als der reine Leichtsinn erschienen sein müssen. Er sucht die Verbindung zu den Angehörigen der deutschen Besatzungsmacht. Er verkehrt im deutschen Offizierskasino. Margarete Holzman erinnert sich noch heute an die Witze, die er von dort mitbrachte:

«Itzig geht auf der Strasse. Ein Löwe kommt ihm entgegen. Das Kind nimmt einen Stock, erschlägt den Löwen, und in der Zeitung steht nachher: Frecher Judenjunge erschlägt edlen Löwen!» – und alle Deutschen haben darüber schrecklich gelacht. Mit solchen Anekdoten kam er zu uns und gab sie dann bei uns zum Besten.

Aber was bringt den eben aus dem Ghetto freigekommenen Komponisten dazu, sich ausgerechnet im Kasino der Wehrmacht blicken zu lassen? Margarete Holzman erklärt es so:

Er fühlte sich da einfach gut – unter den Deutschen. Er war ein so unpolitischer Mensch, dass er sich da unter diesen Leuten auch gut fühlte. Er fühlte sich als Deutscher, und ... das war sehr komisch. Der Mensch ist niemals ganz logisch. Wir haben uns damals wahrscheinlich alle nicht so konsequent und logisch benommen, wie es uns vielleicht aus unseren normalen Zeiten normal erscheinen würde. Gewundert hat es uns schon, und meine Mutter wird ihn oft genug gewarnt haben: er soll vorsichtig sein, er soll sich ganz still verhalten, ganz unauffällig verhalten, am besten den Leuten überhaupt nicht in die Augen kommen, damit sie ihn vergessen. Das wär wohl alles richtiger gewesen. Aber er

ging seinen Weg, und liess sich da auch gar nicht reinreden. Er brauchte das Kasino, er brauchte diesen Betrieb der Deutschen, mit diesen Varieté-künstlern, mit der Musik, dieser Kaffeehausmusik, das hat ihn auch alles angeregt – und andererseits: meine Lyda, meine Lyda, meine Lyda!

Wahrscheinlich hofft Geist im Kasino auch auf Einladungen zu einem Auftritt. Obgleich er sich heftig über Tanzmusik beklagt und das Wort *Unterhaltungsmusik* in Anführungszeichen setzt, ist er durchaus imstande, sie zu spielen, und hat sich vermutlich auch im Kasino bisweilen ans Klavier gesetzt. Im Tagebuch für Lyda ist allerdings nur von den deprimierenden Aspekten dieses Betriebs die Rede.

Ich ass eine Kleinigkeit im Kasino. Wie traurig mich das alles stimmt: Du «drinnen», und ich «draussen» an einem richtig gedeckten, saubereren, weissen Tisch; dazu «Unterhaltungsmusik» in Verbindung mit einer langweiligen, provinziellen Tänzerin. Ich bin bald gegangen, um meiner Einsamkeit zu entfliehen. Doch da gibt es kein Entrinnen: ob ich in meinem öden, kahlen Zimmer bin oder auf der Strasse in den lauen Frühling schaue – trotz der lieben Freunde bin und bleibe ich allein, denn ohne Dich bin ich ein Nichts, ein Niemand, ein Unbekanntes, damit Dus endlich weisst! – Zu allem Pech hapert es auch noch mit den Schülern, da bald die Sommerferien beginnen.

Schüler wären wichtig. Sie bilden, wenn sie sich denn in ausreichender Zahl fänden, eine der wenigen erreichbaren Einnahmequellen. Eine Schülerin – nicht für ein musikalisches Fach, son-

dern für Deutsch – hatte die umsichtige Dolly Kaplan Geist schon an seinem ersten Tag in der Stadt «gleich mitgebracht», und drei Tage später konnte er in seinem Tagebuch notieren: «Gab meine erste Stunde, für die ich sage und schreibe 2.50 Mk. erhielt!» Weitere Erfolge auf diesem «praktischen» Tätigkeitsfeld meldet er nicht – klagt nur noch gelegentlich darüber, wie schwer es ihm falle, wegen ein paar «Lumpenpfennigen» die nötige Geduld mit den wenigen Dilettanten aufzubringen, die den Weg zu ihm finden. Mit dem «Tanzlegendchen» dagegen geht es in diesen Tagen besser voran.

20. April... *Heute und gestern eine ganze Menge getan; nach dem Abendessen probiere ich's noch einmal. Ich bin gerade an der Stelle, wo der furchtbare Donnerschlag dem Lebenstanz ein Ende macht. Die Generalpause spricht Bände: Sie bedeutet in gewissem Sinne eine Nabelschnur, die abgebunden wird, um das Leben in eine höhere, aber menschlich durchaus bewusste und vorstellbare Dimension zu leiten. – Ach, wäre es doch so, wir wären alle besser.*

21. April – *Das Legendchen hat sehr gut gesprochen. Für das kommende Adagio hoffe ich schon genügend Expression aufzubringen ..., aber für das letzte Stück, das «Te deum»? Wo Du nicht bei mir bist, wo Du mir fehlst!! – Oft wandere ich ruhelos durch mein sonnenloses Zimmer; ich möchte Dich irgendetwas fragen, vielleicht Unwichtiges, Nebensächliches – und dann merke ich so recht, gerade an diesen vielen und lächerlichen Kleinigkeiten, wie Du mir fehlst und was Du mir bist!*

23. April – ... *Ich ringe sehr mit dem Adagiosatz, und meine Gedanken wandern bei der Arbeit ständig zu Dir. Das ist beileibe kein Abschweifen, im Gegenteil: ich suche Deine Kraft, die mein ganzes Tun befruchtet!*

Manchmal sehe ich die hässliche, rote Kirche bei Nacht. Ist es die Düsternis der Stunde oder der abscheuliche Bau, welcher mitunter in mir so hässliche Bilder wachruft? Einmal erscheint sie mir als kolossaler Sarg, ein anderes Mal als eine Art Wrack. Aber ich banne bald die düsteren Gedanken (denn ich glaube in meiner Seele an unsern Tag!!), und komme schnell zu der Überzeugung, dass diese Kirche eine sonderbare Mischung von Kintopp und Museum ist.

25. April – *Liebste! Für heute nur ein paar Worte. Das Adagio hab ich soeben im grossen Ganzen beendet; ich glaube, es ist mir gelungen! – Für das «Te deum» fand ich eine kleine Notenfolge; werde ich sie verwenden? Vielleicht nur am Rande, denn mir fehlt jegliche Stimmung hierzu: Das Grosse muss erst kommen, muss kommen mit Deinem Einzug, Deiner Wiederkehr!*

So wird die Bemerkung auf der Titelseite der Choreographie des «Tanzlegendchens» zum Programm. Dort hatte Geist unmittelbar nach dem Auszug aus dem Ghetto notiert: «Wir werden ihn noch beide loben!» – doch nun zeigt sich, bevor es so weit ist, bevor er nicht mit Lyda wieder zusammen ist, kann Gott nicht gelobt und das «Te Deum» nicht geschrieben werden.

Das Verhör

Geist träumt weiter. Aber ein praktisches Projekt nimmt er sich in diesen Tagen mit traumwandlerischer Unerschrockenheit vor. Er will die Freilassung von Lyda aus dem Ghetto erwirken.

Was menschenmöglich ist, wird geschehen! Gewiss, ich habe mein Wort gegeben, nichts zu unternehmen. Wenn ich versuche, trotzdem etwas zu machen, so ist das kein Wortbruch, denn alles wird offiziell erledigt. Und da Du unschuldig leidest, wird Hilfe zur Pflicht!

Geist zählt bei seinem Vorhaben auf Helmut Rauca, den er von den Verhören kennt, die seiner eigenen Freilassung aus dem Ghetto vorausgingen. Ob ihm bewusst ist, dass er diesem Mann auch vorher schon einmal gegenüberstand, im vergangenen Herbst, bei der «Grossen Aktion»?

Ich werde versuchen, im gegebenen Augenblick mit «ihm» zu reden, konnte doch nicht alles auf einmal tun. Ich hoffe, er wird Deinen Fall berücksichtigen, denn er ist ohne Zweifel ein gerechter Mann – und das ist viel! (Vielleicht spricht Dolly mit ihm).

Weisst Du, ich widmete ihm meine letzten Lieder, und ich freue mich, das getan zu haben, denn dankbar bin ich nun einmal, und ich habe ihm doch schon so vieles zu verdanken.

Geist geht in das Haus, in dem die ss, der SD (der deutsche «Sicherheitsdienst») und die litauische Polizei residieren. Es liegt am



Das Gebäude am Vytautas-Prospekt, Ecke Laisves Aleja, in dem die SS, der SD und die litauische Polizei residierten und wo das Gespräch zwischen Geist und Rauca wahrscheinlich stattgefunden hat. April 2000.

Rande der Innenstadt von Kaunas, dort wo die Laisves Aleja, die «Leibschmerz»- oder Freiheits-Allee, den Vytautas-Prospekt kreuzt. Geist versucht Rauca plausibel zu machen, dass Lyda höchstens zur Hälfte, wahrscheinlich aber nur zu einem Viertel jüdisch sei. Sie entstamme einer unglücklichen Ehe – sei gar nicht die Tochter ihres jüdischen Vaters, sondern das Kind eines Polen, eines Geliebten ihrer blonden, gut Deutsch sprechenden Mutter, deren jüdische Abstammung im Übrigen ebenfalls zweifelhaft sei.

Rauca hört sich alles an und verspricht tatsächlich, den Fall zu prüfen. Nun muss auch Lyda schleunigst mit dem Theoriegebäude ihres Mannes vertraut gemacht werden, damit sich zwi-

schen ihren und seinen Aussagen keine Widersprüche aufzutun, wenn sie demnächst ebenfalls vernommen wird. Doch einer der heimlichen Briefe, in denen Geist seine Frau in vorsichtigen Worten instruiert, wird bei der Kontrolle am Ghettotor abgefangen – und ausgerechnet in diesen hat Geist eine abfällige Bemerkung über Rauca eingeflochten. Das Entsetzen auf beiden Seiten des Stacheldrahts ist gross.

Nach einer Zeit des zermürenden Wartens wird Geist zu einem weiteren Verhör in das SS-Gebäude bestellt. Dieses entscheidende Gespräch mit Helmut Rauca hat er gleich nachher in seinem Tagebuch protokolliert. Wie einen Bühnentext hat er es niedergeschrieben, mit Rollenangaben und Regieanweisungen.

Ich wurde also schriftlich vorgeladen und mit den Worten empfangen: «Ah! der Geist ist vom Himmel gefallen!» Urplötzlich schlug aber die Stimmung um, und mir wurde der abgefangene Brief gezeigt. Ich erfuhr kurz von dem über Dich ausgefertigten Protokoll der N.S.K.K., und Rauca fuhr mich, während ich geschickterweise schwieg, mit den Worten an: «Sehen Sie, das haben Sie nun davon. Erst macht man ein Experiment, welches missglückt, und zum Schluss werde ich noch aus Undank mit Dreck beworfen.»

Auf meine erstaunte Frage hin, was besonders letzteres zu bedeuten hätte – ich erinnerte ihn bei dieser Gelegenheit an meine Widmung-klopfte er auf das Papier und rief sehr erregt: «Sie stellen mich hier als Wüstling hin; wie kommen Sie zu dieser Behauptung?»

Nun lag es an mir, ruhig zu bleiben und zu lächeln, während ich langsam und leise, sehr akzentuiert sagte: «Herr Rauca, ich bin mir nicht bewusst, ein solches Wort gebraucht zu haben.»

«So hören Sie doch», unterbrach er mich, «Sie schreiben wörtlich, ich soll in jeder Hinsicht leider ein sehr grosser Frauenfreund sein? Gewiss, zugegeben, ich bin kein Kostverächter. Aber was Sie mir da anhängen, das übersteigt denn doch die Hut-schnur. – Bitte, erklären Sie sich deutlicher.»

«Nichts leichter, als das», erklärte ich freundlich. «Sehen Sie, Herr Rauca, in früheren Zeiten war auch ich ein solcher Frauenfreund, und ich sah damals nicht annähernd so gut aus wie Sie; von heute ganz zu schweigen.»

«Da steckt bestimmt die verflixte Dora Kaplan dahinter, nicht wahr, welche solche Geschichten in Umlauf bringt?»

«Absolut nicht, Herr Rauca, ich habe Frau Kaplan nur zwei- oder dreimal gesehen. Aber ich persönlich glaube, so weit Menschenkenner zu sein, eine solche Behauptung aufrechtzuerhalten, die überdies nur für die Ohren meiner Frau bestimmt war, zumal ich etwas eifersüchtig von Natur aus bin. Im Übrigen ist doch auch bekannt, dass über prominente Persönlichkeiten manches geredet wird, was nicht unbedingt der reinsten Wahrheit zu entsprechen braucht.» Pause. «Bitte, fragen Sie mich einmal, ob ich ein grosser Frauenfreund bin.»

Rauca tat wirklich diese Frage, und das vielleicht ein wenig gewagte Experiment war gelungen.

«Tja!» rief ich nämlich komisch seufzend aus, «leider ja!» Und im selben Atemzug fortfahrend: «Und was das ‚in jeder Hinsicht‘ betrifft, so meine ich damit nichts anderes, als jene frauli-

che, sozusagen platonische Atmosphäre, in der sich jeder wahre Mann wohlfühlt».

Nun brummte Rauca ein Weilchen vor sich hin, ehe er antwortete: «Eines ist jedenfalls sicher, der Brief war tatsächlich nur für Ihre Frau bestimmt, sonst hätten Sie nicht derartige Dinge über mich ausgesagt. Und daraus kann ich entnehmen, dass das, was Sie über die Angelegenheit Ihrer Frau schreiben und was im Mittelpunkt des ganzen Schreibens steht, seine Richtigkeit haben muss.»

Ein wahrer Feuerstrom durchfuhr mich bei diesen Worten, aber Rauca fuhr wesentlich kühler fort: «Ich kenne schon meine Pappenheimer. Erst wollten Sie «raus und hernach die Frau. Zwar kann ich Ihr grosses Leid verstehen, denn ich bin kein Unmensch, aber nicht konsequente Naturen sind mir zuwider. Sie hätten sich das alles vorher überlegen müssen. Stimmts?»

Ich: Sie haben vollkommen Recht, Herr Rauca.

Rauca: Also Sie sind nicht glücklich!

Ich: Wie könnte ich es sein?

Rauca: Was wollen Sie eigentlich, Herr Geist? Ich werde Sie hier überhaupt nicht mehr los!

Ich: Was ich möchte? Ich will meine Frau wieder zurückhaben, die unschuldig im Ghetto leidet! Und ich werde wieder zu Ihnen kommen.

Rauca: Alle Juden sind schuldig.

Ich: Nein, Herr Rauca nein. Wenn wir schon von Schuld sprechen, alle Juden sind bestimmt nicht schuldig.

Rauca: Vielleicht, aber davon verstehen Sie nichts, denn Sie sind kein reiner Arier.

Ich: (schweige)

Rauca: *Ich möchte Sie hier nicht mehr sehen! Und wenn Sie noch den geringsten Kontakt zu Ihrer Frau haben, schicke ich Sie wieder zurück, oder ich lasse Sie einsperren! Haben Sie mich verstanden?*

Ich: *Ich schrieb damals meiner Frau einzig und allein aus dem Grunde, um noch einige Punkte zu klären, die ich zwecks der von Ihnen gewünschten Ehescheidung benötigte.*

Rauca: *Also so steht die Sache; Sie sind noch immer nicht geschieden?*

Ich: *Nein! denn meine Frau ist keine Jüdin!*

Rauca: *Können Sie mir hierfür Beweise bringen? Die Eltern Ihrer Frau (nach dem Fenster weisend) sind nicht mehr am Leben. Zumindest müsste ich die Mutter vernehmen.*

Ich: *Was soll man da tun? Ich kann doch Tote nicht lebend machen!*

Rauca: *(unvermittelt) Wissen Sie schon, dass ich den Juden, der diesen Brief Ihrer Frau übermittelte, festnehmen liess und ins Gefängnis warf? Das haben Sie nun davon!*

Ich: *Um Gottes Willen, Herr Rauca, der Mann ist bestimmt unschuldig! Lassen Sie ihn frei; ein Litauer hatte das doch besorgt.*

Rauca: *Natürlich haben Sie ihn darum gebeten.*

Ich: *Keinesfalls. Mir wurde der Vorschlag gemacht, und ich nehme sogar an, der betreffende Mann muss Sie vorher in Kenntnis gesetzt haben, sonst wäre die ganze Sache erst gar nicht herausgekommen.*

Rauca: *Wir wissen alles, Herr Geist.*

Ich: *(weinend) Herr Rauca, geben Sie meine Frau frei. Ich bin Künstler und Sie wissen, was eine Frau gerade für einen schöpfe-*

rischen Menschen bedeuten kann. Lassen Sie Gnade walten, auch wenn es mir nicht gelingen sollte, den Fall völlig zu klären.

Rauca: Wie wollen Sie denn das anstellen?

Ich: Ich werde Zeugen auftreiben, nach Briefen suchen, Dokumente herschaffen, denn ich bin mir natürlich im Klaren, ohne irgendwelche Unterlagen ist nichts zu machen.

Rauca: Ihr scheint mir beide Phantasten zu sein, zwei vom Himmel herabgefallene Kinder.

Ich: Wenn Künstler Kinder sind, sei's drum. Abergeben Sie mir das Recht, Nachforschungen anzustellen. Vielleicht hilft mir bei meinem Werk der Geist des verstorbenen Grossvaters, der olle Polizeirat Bormann.

Rauca: Gut, beauftragen Sie Ihre Anwälte mit der Sache; aber ich mache Sie schon jetzt darauf aufmerksam, Sie werden nichts erreichen, und die grossen Summen Geldes, die mit der Klärung dieses Falles nun einmal verbunden [sind], sind zum Fenster hinausgeschmissen. Aber, meinetwegen, ist Ihre pekuniäre Lage so, riskieren Sie es, wenn auch nichts dabei 'rausschauen wird. Das sage ich Ihnen von vornherein.

Ich: (Seine Photographie zeigend) Ist – das – eine – Jüdin?

Rauca: (nach langem Betrachten) Bestimmt nicht. Aber – man kann sich irren.

Ich: Nein, nein, nein, nein! Sie irren sich nicht! Ein Mann Ihrer Erfahrung sollte sich irren? Ausgeschlossen! – Lassen Sie Physiognomiker kommen, machen Sie Blutproben; nur retten Sie meine unschuldige Frau. Hören Sie, Herr Rauca, ich will mich nicht selbst loben. Aber im Reiche schwirren Gerüchte, ich sei der bedeutendste Opernkomponist des xx. Jahrhunderts.

(Dazu gehört allerdings nicht viel, aber das sagte ich ihm natürlich nicht!) *Wissen Sie was es bedeutet, wenn ich nicht mehr schaffen kann? (immer lauter und byzantinischer) Ich nähere mich dem 40. Lebensjahr; Ihr historisches Verdienst war es, das den Krüppel wieder zum Menschen machte. Nun lassen Sie ihn wieder singen, geben Sie ihm die Frau zurück, auf dass die Werke ihn überleben, die noch geschaffen werden müssen!*

Rauca: *Sie sind mir schon der Richtige. Weshalb haben Sie damals nicht einen Antrag für Ihre Frau gleich mitgestellt, wie?*

Ich: *Durch wen sollte ich das?*

Rauca: *Nicht etwa durch die Kaplan; das wäre gar nicht nötig gewesen, aber durch den «Ältestenrat»?*

Ich: *Ich bezweifle, ob der «Ältestenrat» eine nichtjüdische Sache angenommen hätte.*

Rauca: *In diesem Falle hätte ich den ganzen «Ältestenrat» eingesperrt. Überhaupt scheint da eine Sauordnung zu herrschen. Alle haben zu essen –*

Ich: *– Nein, sie haben bei der ungemein schweren Arbeit keine, auch nur annähernd genügende Beköstigung. Ich selbst habe in 7 Monaten über 20 Kilo abgenommen.*

Rauca: *Dann sollen die Juden nicht handeln und den Überschuss unter sich verteilen, wie ich das von einem Volke erwarte, das sich – Nation nennt.*

Ich: (zog vor, zu schweigen)

Rauca: *Na, ist ja auch gleich. – Weshalb haben Sie also in der Angelegenheit Ihrer Frau so lange gewartet? Anscheinend wollten Sie zunächst heraus, um Ihrer Frau besser helfen zu können. Und wo bleibt der grosse Künstler, über den ich tatsächlich Erkundigungen einzog? Weshalb arbeiten Sie nicht und wurden*

wortbrüchig? Ich verlangte von Ihnen die sofortige Scheidung und stellte ferner bei Ihrer Freigabe die Bedingung, keine Beziehungen mehr zu Ihrer Frau zu unterhalten. Was haben Sie davon gehalten? Nichts! Sie machen uns keine Ehre!

Ich: Ich habe mir das alles viel, viel leichter vorgestellt, und Sie haben ganz recht, dass ich zunächst das Ghetto allein verlassen wollte, um meiner Frau besser helfen zu können. Allerdings machten wir hierbei – wie ich jetzt sehe – einen grossen Fehler. Ich hätte die Angelegenheit meiner Frau auch amtlich als die meinige auffassen müssen und beide Sachen auf einmal regeln sollen. Meine Frau vertrat aber den Standpunkt, dass es besser wäre, Sie nicht sofort mit einer zweiten Angelegenheit zu belästigen, wo Sie doch durch mannigfache Arbeit so stark in Anspruch genommen sind.

Und was meine Arbeit betrifft, so kann ich Ihnen verraten, dass ich mit der Komposition einer Tanzpantomime beschäftigt bin. Aber ohne meine Frau werde ich wohl kaum mein Erdenpensum vollenden können.

Rauca: Weshalb verliessen Sie sie denn?

Ich: Um den Künstler zu retten. Und das war zunächst der Wunsch meiner Frau.

Rauca: Wenn Sie ohne Ihre Frau nicht leben können, dann gehen Sie doch wieder zurück ins Ghetto.

Ich: Nein!

Rauca: Und aus welchem Grunde?

Ich: Um – wie ich bereits bemerkte – meine Kunst zu retten. Ein Talent hat Verpflichtungen; es gehört nicht sich allein. Vor allem aber: Meine Frau ist keine Jüdin. Sie hat dort nichts zu suchen!

Rauca: *Gesetzt den Fall, Ihre Frau hat einen christlichen Vater, so bleibt sie dennoch blutmässig Halbjüdin, und Halbjuden gebe ich nicht frei.*

Ich: *Im Reiche sind Halbjuden sogar wehrpflichtig.*

Rauca: *Das Ostland gehört zwar zum Reiche, aber die hiesigen Bestimmungen sind andere. Wären Sie Vollarier, könnten Sie Ihre jüdische Frau aus dem Ghetto herausnehmen, unter der Bedingung, dass sie sich auf eigene Kosten sterilisieren lässt. Bei Frauen, die über 45 sind, kommt das natürlich nicht mehr in Frage, und ich halte mich an meine Vorschriften!*

Ich: *Meine Frau ist aber Dreiviertel-Arierin, wie ich insofern bei meinem ersten Besuch betonte, als meine Schwiegermutter blutmässig Halbjüdin war.*

Rauca: *Das ist natürlich etwas anderes. In diesem Falle dürfte kein Hindernis mehr vorhanden sein. Aber vorläufig ist Ihre Frau für mich Jüdin, und die Entscheidungen liegen nur bei mir allein. Bringen Sie mir sofort eine Bescheinigung, dass Sie die Scheidungsklage eingereicht haben. Ich gebe Ihnen hierzu 8 Tage Frist. Sollten Sie meinen Befehl diesmal nicht ausführen, lasse ich Sie sofort festnehmen und ins Ghetto zurückbringen.*

Ich: *Gut, Herr Rauca, ich glaube, Sie richtig verstanden zu haben; bis zur Klärung des Falles reiche ich durch einen Anwalt die Klage beim «Deutschen Gericht» in Kauen ein.*

Rauca: *Also gehen Sie schon; ich habe noch mehr zu tun, als mich immer mit dem verfluchten Judenkram zu beschäftigen!*

Ich: (laut) *Heil Hitler!*

Rauca: *Heil Hitler!*

Ich: (schon an der Tür) *Darf ich mir noch eine kleine Frage erlauben?*

Rauca: *Was denn? Was denn?*

Ich: *Sie werden mir zwar keine Auskunft geben, aber ich hätte gerne gewusst, vielleicht sagen Sie's mir doch: Werden noch Aktionen vorkommen?*

Rauca: *Menschenskind, selbstverständlich würde ich Ihnen das nicht sagen! Aber seien Sie unbesorgt, es werden keine mehr sein; allenfalls Verschickungen. Mir ist es zwar nicht leid um dieses Geschmeiss – aber wir brauchen Arbeitskräfte; besonders während des Krieges.*

Ich: *Ich danke Ihnen, Herr Rauca. Guten Tag.*

Rauca: *Mahlzeit.*

Schnell ging ich heim und warf mich schweissüberströmt auf's Bett, denn die ausgestandene Spannung der letzten Wochen hatte mich sehr mitgenommen. Ich war nahe daran, nach diesem Verhör zusammenzubrechen. Meine Erschöpfung mündete in einen Weinkampf, und ich verfiel in einen bleiernen Schlaf. Aber die Gewissheit dämmerte in mir auf, dass dieses Gespräch den Beginn einer WENDE darstellt, und ich durfte jetzt auf keinen Fall schlapp machen und musste meine Nerven im Zaum halten.

Endlich konnte ich Dora Kaplan den versprochenen Goldtopasring schenken, und das war gut so. Trotz aller Dankbarkeit ist es solchen kleinen Hürchen gegenüber besser, klingende Münze zu zeigen. Unter diesen Menschen findet man oft hilfsbereite Naturen, aber Berechnung, Leichtsinn, Oberflächlichkeit und Schwatzhaftigkeit entstellen – jedenfalls bei Dolly – das Bild angeborener Hilfsbereitschaft. Doch genug davon!

Geist irrt sich nicht. Das Gespräch hat bei Rauca einen Meinungswandel in Gang gesetzt. Aber er ahnt nicht, wieviel Zeit noch vergehen wird, bis die Wende wirklich eintritt. Er rechnet in Tagen.

Als er die geforderte Scheidungsklage endlich einreichen will, erfährt er, dass die Angelegenheit ohne Rechtsbeistand nicht zu regeln ist. Also nimmt er Kontakt zu einem Notar auf, der ihm Abschriften der wichtigsten Dokumente anfertigt, und investiert reichlich Zeit und Geld, bis er Rauca schliesslich ein Beglaubigungsschreiben übermitteln kann, aus dem hervorgeht, dass das Scheidungsverfahren in Gang gebracht ist. Doch nun stellt sich heraus: wenn Geist seine Behauptungen über die Abstammung seiner Frau tatsächlich belegen kann, wird eine Scheidung vielleicht gar nicht mehr gefordert werden und jedenfalls nicht ohne weiteres möglich sein.

Die Verwirrung nimmt weiter zu, als Geist erfährt, dass die Staatsanwaltschaft inzwischen ein Verfahren wegen Rassenhande gegen ihn eröffnet hat. Durch die Nürnberger Gesetze «zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» sind Ehen zwischen Juden und «Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes» schon seit 1935 verboten. Grenzfälle werden nach dem Ermessen der Justizbehörden entschieden – in den besetzten Gebieten noch willkürlicher als im Reich. Rauca, dem Geist «viel Humor» und «die seltene Gabe, zuhören zu können» bescheinigt, will dafür sorgen, dass dieses Verfahren niedergeschlagen wird.

Zeit der Wunder

Zeugen auftreiben, nach Briefen suchen, Dokumente herschaffen – wenige Tage, nachdem er Rauca alles dies versprochen hat, macht sich Geist auf den Weg nach Prienai, Lydas Geburtsort, 25 Kilometer südlich von Kaunas. Er hat einen Freund gebeten, mit ihm zu kommen. Bisher haben die beiden nur gelegentlich zusammen musiziert – Geist auf dem Klavier, Franz (oder Pranas) Vocolka auf der Violine.

Vocolka ist Tscheche, kein professioneller, aber ein guter Musiker und von Beruf Grafiker in einer Druckerei. Auch er war mit einer jüdischen Frau verheiratet und hat sich schon kurz nach dem Einmarsch der Deutschen von ihr scheiden lassen, brauchte deshalb nicht mit ihr und den Kindern ins Ghetto zu gehen, sondern hat in den Monaten nachher sein Versprechen wahr gemacht, sie dort heimlich wieder herauszuholen. Seitdem hält er seine Frau in der eigenen Wohnung versteckt.

Vocolka hilft auch anderen, vor allem indem er ihnen falsche Dokumente fabriziert. Helene und Margarete Holzman nennen ihn deshalb liebevoll den «Spez» – den Spezialisten, der seine Grafikerfertigkeiten zum Menschenretten einsetzt. Ob Geist von den Fälscherkünsten seines Reisegefährten weiss? Dem deutschen Komponisten, der kein Litauisch spricht, hilft Vocolka bei diesem Pfingstausflug nach Prienai nicht mit falschen Papieren, sondern als Dolmetscher – beim Erlangen von falschen Aussagen. Geist will vor allem mit dem Arzt sprechen, der Lydas Mut-



Franz oder Pranas Vocelka.

ter beistand, als sie im November 1910 ihre Tochter zur Welt brachte.

Mein erster Besuch galt Dr. Brundza, und ich hatte noch längst nicht zu Ende gesprochen, als er von selbst meine Ausführungen ergänzte, und mir ein Dokument ausfertigte, das mich zum glücklichsten der Sterblichen machte.

Seinem Tagebuch vertraut Geist den beglückenden Inhalt dieses Dokuments nicht an. Aber aus dem, was Helene Holzman in ihren Aufzeichnungen berichtet, lässt es sich erschliessen: Doktor Brundza bezeugt in aller Form, Lydas Mutter, Amalia Bagriansky, habe ihm kurz vor der Geburt vertraulich mitgeteilt, das Kind, das sie erwarte, stamme nicht von ihrem Ehemann, sondern von einem anderen Mann, einem Polen, und sie habe ihm auch den Namen des wirklichen Vaters genannt.

Geist und Vocelka besuchen an diesem Tag in Prienai noch einige andere Bekannte der Bagrianskys, die sich an die Verhältnisse in deren Haus erinnern und bereit sind, zu erklären, dass sowohl Lydas jüdische Abstammung als auch die ihrer Mutter zweifelhaft seien. Möglich sind diese Aussagen nur deshalb, weil die beiden Hauptzeugen, Lydas Mutter und ihr Mann, deren Ehe tatsächlich keine glückliche war, nicht mehr befragt werden können. Nur im Schutz des Schweigens dieser beiden Ermordeten kann Geist es wagen, andere um eine Bestätigung seiner Version von Lydas Herkunft zu bitten.

Bei *Silvanovitsch* wurden wir nett aufgenommen. Frau *Silvanovitsch* erzählte mir viel von Deiner Kindheit, und ich erlebte die stille, ein wenig wehmütige Freude, durch einen andern Mund Deine Kinderjahre im Gemüte mitzuerleben. Eine fette Ente stand auf dem Tische, von der wir aber nichts abbekamen, und an den Wänden hingen alte Familienporträts eines nicht unbegabten Malers, des Vaters vom alten *Silvanovitsch*. Sogar Klavier spielte ich. Der alte Kasten ächzte und stöhnte ganz jämmerlich dabei, als ob er sich Deiner erinnere, wie Du noch ein winzig kleines Mädchen warst und Deine ersten Gehversuche auf der Tastatur anstelltest. Ob er weiss, wo Du jetzt lebst? Inzwischen hatte es zu regnen begonnen, die Temperatur war wieder einmal tüchtig gefallen, und nach einem herzhaften Trinkspruch auf Deine baldige Rückkehr verliessen wir das hübsche Bauernhäuschen – bereichert durch ein schmuckes Dokument und ein Bild aus Deinen Kinderjahren.

Bei seiner Suche nach Zeugen und Zeugnissen trifft Geist auch auf Leute, die zwar von dem «Drama» im Haus der Bagrianskys wissen, aber aus Furcht oder aus Gleichgültigkeit nichts sagen wollen – «indolente Naturen», «wandelnde Nachttöpfe im irdischen Jammertal». Doch es gelingt ihm, sieben Dokumente zusammenzubringen, die seine Behauptungen stützen. In Begleitung von Novickas, einem litauischen Anwalt, der ihm als tüchtiger Mann mit ausgezeichneten Beziehungen zu den deutschen Stellen empfohlen worden ist, trägt er sie zu Helmut Rauca.

Der liest und scheint vor allem von der Aussage Dr. Brundzas so beeindruckt, dass er verspricht, Lyda demnächst selbst zu ver-

nehmen. Dies übernimmt dann zwar doch wieder, wie schon einmal, der zwielichtige Serebrovicz, der, obwohl Jude, in der Stadt wohnen darf und als Vermittler und Spitzel ständig zwischen dem Ghetto und den deutschen Behörden unterwegs ist. Aber das Verhör nimmt offenbar einen guten Verlauf. Am Tag danach erscheint Dora Kaplan bei Edwin Geist, um ihm von den neuesten Entwicklungen zu berichten. Ihr Verhältnis zu Rauca ist infolge des abgefangenen Briefes an Lyda zwar gestört. Sie hat aber erfahren, dass Rauca nach dem Verhör durch Serebrovicz geäußert haben soll, Lyda werde vielleicht schon in der nächsten Woche freikommen. Während Geist dies für Lyda notiert, besinnt er sich darauf, dass Rauca schon nach Lydas erstem Verhör gesagt hatte: «Nun kann sich Geist sein Zimmer mit Blumen schmücken», ohne dass nachher etwas erfolgt war, und nimmt sich vor, skeptisch zu bleiben. Aber die Hoffnung reisst ihn dann doch mehrere Tagebuchseiten weit mit sich fort.

Meine Vorfreude um Dich ist so riesengross, dass ich mich noch gar nicht so recht freuen kann. Ist Dir das vorstellbar? Ich komme mir vor wie ein Mensch, allein auf endloser Heide. Ein schwüler Tag ist angebrochen, der Himmel hat sich mit schwefelfarbenen Wolken bezogen, und angsterfüllt, in tiefer Bangnis, warte ich auf den ersten, schneidenden Blitz –

*Erscheine, Blitz, dass mir die Schauer
der Erwartung zur Erlösung werden!
Ertöne, Donner, dass mir der Himmel
sagt, Du bist gekommen!
Ergiesst euch, Wolken, dass wir die
Taufe neu erleben! –
Dann mag der Sommer festlich blühen
als helles, helles, lodernd' Zeichen,
als Feuerfackel unserer Liebeskrönung,
die unserm Kainsmal erst den Adel schenkt.
Wir werden niemals es vergessen,
denn reich geworden durch die Qual der Not,
sind wir den steilsten Berg emporgeängstet,
an dessen Fuss die ganze Hölle rast.
Was uns geziert, das hat ein Gott beschlossen;
nun sah' ich vor mir neues Land,
von Tier und Pflanze wundersam durchblutet.
Tief atmen wir den Duft der Zauberstunde,
und während letzte Häutung fällt,
ist plötzlich reife Meisterschaft erschienen,
um das Bewusste stärker noch zu fühlen,
um zu erleben uns're Neugeburt.*

Nun ist's doch noch so etwas wie ein Gedicht geworden. – Was werde ich heute Nacht von Dir träumen? Ich werde mir etwas ausdenken, wie es kleine Kinder tun und wie es sicher Peterchen einmal machen wird. Aber vielleicht träume ich davon, wie ich's Dir in meiner Strohwitwerbehausung recht heimisch machen kann – und das ist bestimmt auch nicht schlecht.

Ich glaube im Augenblick, ein kleiner Junge zu sein, der sich am Weihnachts vorabend auf den kommenden Tag freut und vor Aufregung und Erwartungsfieber nicht ins Bett will. Es ist ja auch draussen kalt genug, um solche Vorstellungen aufkommen zu lassen. Ich würde nicht staunen, wenn es auf einmal zu schneien anfinge, denn in dieser Zeit der Wunder ist alles möglich.

Auch wenn der Schnee in diesem Juni 1942 ausbleibt, hat Edwin Geist doch recht: In dieser Zeit ist alles möglich. Aber wie wundersam die Vorgänge, die sich im Zusammenhang mit seinem Anliegen innerhalb der deutschen Zivilverwaltung abspielen, tatsächlich sind, ist ihm grossenteils verborgen geblieben. Mit Rauca trifft er zwar mehrmals zusammen. Ihn kennt er persönlich. Im Übrigen aber hört er – von Dora Kaplan und von seinem Anwalt – nur ein paar Namen und notiert sie, mehr oder minder verschlüsselt, in seinem Tagebuch, Namen von gesichtslos bleibenden Leuten, die in einer unübersichtlichen Hierarchie auf diese oder jene Weise, an mehr oder minder einflussreicher Stelle, mit Lydas und also seinem Schicksal befasst sind.

Zu all dem kaum Begreiflichen, was in dieser Ämter- und Mörderwelt möglich ist, gehört auch, dass nach Helmut Rauca nun ein zweiter Organisator des Massenmords an den Juden in Litauen sich für Lydas Fall zu erwärmen beginnt. Rauca selbst, so erfährt Geist von Dora Kaplan, habe wegen Lyda mit dem «Kommandeur» eine Unterredung gehabt, «die sehr vorteilhaft ausgefallen sein soll». Dieser Kommandeur wird von Geist in sei-

nem Tagebuch mehrmals erwähnt, meistens mit dem Kürzel «J.» – einmal mit seinem vollen Namen.

Das Denkmal, das sich Karl Jäger selbst gesetzt hat und mit dem er in die Geschichte einging, ist sein auf den 1. Dezember 1941 datierter, in fünf Ausfertigungen erstellter Bericht über die Mordaktionen, die er als Chef des «Einsatzkommandos 3» in Litauen geplant und verantwortet hat: «Auf meine Anordnung und meinen Befehl durch die litauischen Partisanen durchgeführte Exekutionen: ...» – ein kleiner Stoss mit der Maschine geschriebener Seiten, auf denen jedem Massaker ein oder zwei Zeilen gewidmet sind: Datum, Ort, Art und Zahl der Opfer – am Fuss jeder Seite der «Übertrag» für die nächste. Im Februar 1942 fasst Jäger das inzwischen erzielte Gesamtergebnis für Litauen in einem Schreiben an die Kollegen im lettischen Riga zusammen und liefert die statistische Auswertung gleich mit: «A. Juden 136'421; B. Kommunisten 1064; C. Partisanen 56; D. Geistesranke 653; E. Polen 44, russische Kriegsgefangene 28, Zigeuner 5, Armenier 1. Gesamtzahl: 138'272, davon Frauen 55'556, Kinder 34'464.»

Karl Jäger wurde 1888 in Schaffhausen geboren. Er nahm als Frontsoldat am Ersten Weltkrieg teil und war seit 1923 Mitglied der NSDAP. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte er jahrelang unerkannt als Landarbeiter im Odenwald. Nach längerer vergeblicher Fahndung wurde er 1959 in Heidelberg verhaftet und nahm sich im Zuchthaus Hohenasperg bei Ludwigsburg noch während der Untersuchungshaft das Leben.

Aufgewachsen ist Jäger in Waldkirch bei Freiburg. Sein Vater



Der «Kommandeur», Karl Jäger.

war dort Dirigent der Stadtmusik. Der Sohn besuchte nicht nur die Handels- und Gewerbeschule, sondern auch das Konservatorium. Er spielte Klavier und Violine, und bevor er zum Massenmörder wurde, erlernte er den Orgelbau und war Mitinhaber und Prokurist einer Orchestrionfirma, die infolge der Weltwirtschaftskrise 1929 unterging. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser musikalische Hintergrund den SS-Standartenführer dazu bewogen hat, das Schicksal von Lyda Geist als einen einzelnen Fall und nicht als ein in seinen Mordstatistiken verschwindendes Nichts zu betrachten. Edwin Geist jedenfalls zählt ihn wie Rauca zu den Sympathisanten seines Befreiungsvorhabens.

Die grössten Hoffnungen setzt Geist allerdings auf einen dritten Repräsentanten der deutschen Besatzungsmacht, dessen Namen er in seinem Tagebuch nirgendwo erwähnt. Möglich, dass er ihn nie erfahren hat. Diesen Kontakt hat der Anwalt mit den guten Beziehungen hergestellt.

Novickas hatte eine Unterredung (ohne mein Zutun) mit einer der hervorragendsten Persönlichkeiten des Baltikums!! Vorläufig verschwieg er mir noch den Namen, betonte aber ausdrücklich, dass Du schon morgen frei sein könntest, hält es aber mit vollem Recht für besser, Herrn Rauca nicht zu übergehen!

Der «grosse Unbekannte», «Herr x», wie Geist ihn immer wieder nennt, verfügt über so viel Macht, dass man Rauca, falls er sich plötzlich eines anderen besinnen sollte, ausser Acht lassen könnte. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Unbekannten um

Generalmajor Heinz Jost, den Polizeichef im Ostland. In der Hierarchie der für die besetzten Ostgebiete zuständigen deutschen Behörden war Jost der Vorgesetzte von Karl Jäger und unterstand seinerseits dem von Heinrich Himmler geleiteten Reichssicherheitshauptamt in Berlin. Edwin Geist hat diese Verhältnisse wohl nicht durchschaut. Für ihn ist der «grosse Unbekannte», kaum dass Novickas die ersten Andeutungen über ihn gemacht hat, ein neuer Freund, auf den er seine schönsten Hoffnungen setzt.

A propos: Unsern «neuen» Freund brauchen wir noch zur Heimreise, wohin es mich, trotz allem, immer wieder zieht! Vielleicht liesse sich auch durch ihn eine Opernaufführung oder ein Konzert arrangieren, um [endlich (?)] einmal hier unsere Finanzen aufzubauen... . Doch wollen wir nicht gleich Luftschlösser bauen, die oft wie Seifenblasen zu vergehen pflegen.

Zu den Luftschlössern, die Geist nicht bauen will, gehört auch die «Heimreise». Sobald der Nachweis erbracht und akzeptiert ist, dass seine Frau eine Dreiviertel-Arierin sei, will er zusammen mit ihr nach Berlin reisen – um das Grab seiner Mutter zu besuchen. Doch zunächst muss er noch einmal die Fahrt nach Prienai antreten, diesmal in Begleitung seines Anwalts. Rauca hat ein Dokument verlangt, in dem sich Dr. Brundza ausführlicher als beim ersten Mal zu dem Geständnis von Lydas Mutter kurz vor der Geburt ihrer Tochter äussern soll. Der Arzt ist dazu gerne bereit,

und nachher bleibt den beiden Reisenden noch genug Zeit, ihre Tour gemütlich ausklingen zu lassen.

Späterhin assen und tranken mein so rühriger Anwalt und ich ungeheure Mengen zu Mittag (und dies ohne Karten und unbeschreiblich billig!), so dass ich von Happen zu Happen und Glas zu Glas immer trauriger wurde, denn ich dachte daran, wie armselig Deine Beköstigung ist. Schliesslich tranken wir auf Dein Wohl, wurden – des grossen Erfolgs gedenkend – ruhig und zufrieden, bis wir ganz am Ende bei Tische einschliefen. Um 4 Uhr sollte der Omnibus uns wieder zurückbringen, der auch in der Tat pünktlich um 1/26 eintraf, um uns in einem solchen rasenden Tempo zurückzufahren, dass ich schon vermutete, der Chauffeur hätte auch eine Frau im ttf.

Die drei Kreuze stehen vermutlich für «Ghetto».

Programm für die nächsten zehn Jahre

Dass Geist die Kraft zum Komponieren im Laufe dieses Juni über dem Auf und Ab von Hoffnungen und Enttäuschungen abhanden kommt, ist weniger erstaunlich als die Tatsache, dass er diese Kraft in den ersten Wochen ausserhalb des Ghettos überhaupt gefunden hat. Das Adagio des «Tanzlegendchens», in dem die wundersame Verwandlung der Natur nach dem wilden Tanz des Volkes und dem Donnerschlag musikalische Gestalt annimmt, wird

noch fertig, aber zum finalen Gotteslob fehlt ihm alles, was er für nötig hält: Entschlossenheit, Ruhe, Zuversicht, Lyda. An den Schlussteil seiner Ballettpantomime wagt er sich nicht heran. Stattdessen stellt er eine Fassung des Adagios für Violine, Violoncello und Klavier her, die erklingen soll, sobald Lydas Befreiung gefeiert werden kann. Er nennt sie «Kosmischer Frühling», und das Trio, das sie spielen soll, probt bereits. Es spielt auch bei anderen Gelegenheiten. Am Klavier sitzt Geist. Vocolka spielt Violine. Und für den Cello-Part haben die beiden einen dritten Musiker gefunden – Püschel (oder litauisch: Pišelis), Mitglied des Kaunaer Opernorchesters. Helene Holzman schreibt:

Das Trio hatte sich nicht nur als Musiker gefunden; sie verstanden sich als Leidensgefährten, denn die beiden hatten jüdische Frauen. – Vocolka hatte seine Frau und drei Kinder nach wenigen Monaten illegal aus dem Ghetto geholt... Püschel hatte auch drei Kinder. Die beiden erwachsenen Söhne hatten sich anfangs in der Provinz versteckt. Die Frau mit dem jüngsten Sohn bekam durch besondere Protektion die Erlaubnis, das Ghetto zu verlassen und bei ihrem Manne leben zu dürfen. Da sie nicht mehr jung war, wurde ihr entgegen anfänglicher Forderung der Sterilisierungszwang erlassen.

Das Trio der «Judenknechte» hatte bald einen inoffiziellen, sehr guten Ruf bekommen. Man bestellte es zu verschiedenen Festlichkeiten, und die drei freuten sich jedesmal, ein wenig von ihren häuslichen Sorgen abgelenkt zu werden und als Lohn für ihr Spiel etwas Gutes zu essen und zu trinken zu bekommen, wofür sie alle sehr empfänglich waren. Sie hatten ihre Programme für

jeden Geschmack, spielten herrlich die Klassiker, aber, wenn's verlangt wurde, auch jeden Schlager.

Wählerisch dürfen die «Judenknechte» bei der Wahrnehmung von Gelegenheiten zum Musizieren nicht sein. Einen ihrer ersten Auftritte haben sie zur Feier ebenjenes Datums, an dem Vorjahresfrist ihre Knechtschaft und die ungezählter anderer begann. Am 22. Juni 1942 treten sie in der Druckerei auf, in der Vocelka arbeitet, und spielen bei einer Betriebsfeier «anlässlich der Wiederkehr des ersten Jahrestages des deutsch-russischen Feldzuges». Ein anderes Konzert, drei Wochen später, bei dem sie zusammen mit dem neu gegründeten Laienchor von Vocelkas Druckerei im Saal des Zentralbüros der Gewerkschaften auftreten, findet sogar ein Echo in der Kaunaer Lokalpresse. Die Zeitung «I Laisve» (Zur Freiheit), das «Kauener Wurschtblättchen», wie es Geist nennt, lobt die Darbietung des neuen Chors allerdings so ausführlich, dass für Bemerkungen über den musikalischen Hauptteil des Abends kaum noch Platz bleibt:

... Gleichen Erfolg ernteten auch die anderen Programmteilnehmer dieses Abends, fast sämtlich Angestellte dieses Betriebs, die den musikalischen Hauptteil bestritten. Pr. Vocelka (Geige, Begleitung E. Geistas), J. Zumeris (Solotenor, Begleitung Andr. Kairys) und zuletzt das Trio Pr. Vocelka (Geige), E. Pišelis (Cello) und E. Geistas (Klavier).

Geist rechnet weiter in Tagen und mit Wundern. Aber das Räderwerk der Behörden geht seinen Gang. Und die einflussreichen

Herren, statt gehörige Protektion zu spenden, sind viel unterwegs, mal auf Dienstreise in Riga, mal auf Urlaub im Reich, mal übers Wochenende in Kulautuva, einem Waldkurort an der Memel, zwanzig Kilometer nördlich von Kaunas. Auch Novickas, der Anwalt, kümmert sich keineswegs ausschliesslich um die Angelegenheiten seines ungeduldigen, aber nicht sonderlich zahlungskräftigen Mandanten. Um sich abzulenken, sitzt Geist nun stundenlang vor der Schreibmaschine und beruhigt seine Nerven, so gut es geht, durch Abtippen von manchem, was bisher nur im Manuskript vorhanden war. Am 1. Juli rechnet er wieder einmal damit, dass Lydas Befreiung unmittelbar bevorstehe:

Morgen Abend – so ist zu erwarten – wird das Wunder geschehen! Der «grosse Unbekannte» ist zu Novickas geladen. Er hat bereits einen Teil der Dokumente gelesen, ist mit allem einverstanden und wird morgen in der Früh' mit J. (!) [Jäger] sprechen! Wird der Abend die Entscheidung bringen? Ich glaube, ja! –

Las Wagners «Zukunftsmusik». Ziemlich veraltet. Dasjenige, was positiv an dieser Schrift ist, hat nur Bezug auf das Wagner'sche Gesamtkunstwerk, welches allerdings in seiner Art einzig ist, obgleich meine Kunst in Gegnerschaft zu ihm steht.

Im günstigen Falle werde ich morgen mit Aristoteles ausrufen: «Es ist ein Teil des Wahrscheinlichen, dass viele unwahrscheinliche Dinge geschehen!»

Nochmals Tempo, Tempo: Denn der Unbekannte geht am

Sonnabend auf Urlaub! (Oder am Montag). Novickas hat noch ein recht geschicktes Dokument aufgesetzt, dessen Copie er mir geben wird.

Einen Tag später gesteht der Tagebuchschreiber seiner künftigen Leserin, warum er den Füllfederhalter überhaupt noch in die Hand nimmt.

Weshalb ich noch schreibe, wo ich doch im Augenblick nichts zu berichten habe? Stell's Dir vor: Einzig und allein aus Mangel an Konzentrationsvermögen; woraus Du ersehen magst, wie es auch um mich bestellt ist, wie nervös mich dieses Erwartungsfeuer macht.

Am gleichen Tag, dem 2. Juli 1942, legt Geist, als wollte er sich seines Arbeits- und Konzentrationsvermögens zumindest theoretisch versichern, ein Blatt mit Plänen an, von denen er wohl weiss, dass sie weit ins Ungewisse hinausreichen.

So Gott es will – Programm für die nächsten 10 Jahre:

- 1. Schlusschor und Partitur des Tanzlegendchens schreiben.*
 - 2. Musikalische Requiem-Restaurierung.*
 - 3. Dionysos-Korrektur beenden.*
 - 4. Ein neues Buch!*
 - 5. Ein neuer Einakter (heiter – phantastisch – arielhaft)*
 - 6. Ein neues abendfüllendes Werk.*
- ? (In Berlin die Entwürfe des vernichteten Werkes suchen und eventuell umschmieden)*

So Gott es will - Programm für die nächsten 10 Jahre:

1.) Schlusschor und Partitur des Familienchors
[Trio-Kantate] schreiben.

2.) Musikalische Requirere (Restaurierung)

3.) Dionysos-Kantate beenden.

4.) Ein neues Lied! / ~~ein Abendstück~~

5.) Ein neues Finale (heute plastischer
ausdrückt)

6.) Ein neues abendfüllendes Werk.
? [In den die Leitlinie des ver-
richteten Werkes stehen ein 8. und 9. ~~ein~~
einsetzen]

(einige Stücke für Klavier,
Pembalo (sonatine),
Opfer (Sonate))

✓ mehrere Lieder (auch mit Chor) aus
? Gesellen „Lieder“ [Chlorosen]
? Chöre (einige)

✓ Schizzo für 4 Holzbl. und Horn

✓ Streichquintett (ein Satz) („Rauhe“)

✓ Skizze für Streichorchester (ein Satz)
Pensativa f. Kammerorchester (Sonata, nocturne, ...)
? „Kindersymphonie“; „Peter des Klavier“!
(einige Stücke für Violine m. Chor (Lied)
Viola " " (Kant.)
Violoncello " ")

2. VII. 1942.
Eben

Das ist das Programm für die nächsten 10 Jahre

«So Gott es will – Programm für die nächsten 10 Jahre». 2. Juli 1942.

(Einige Stücke für Klavier, Cembalo (Sonatine), Orgel (Sonate))

Mehrere Lieder (auch mit Orch.)

? Goethes «Urworte» (Melodram)

? Chöre (einige)

Scherzo für 4 Holzbl. und Horn

Streichquartett (ein Satz) («Romanze»)

Musik für Streichorchester (ein Satz)

Concertino f Kammerorchester (Serenade, Nocturne, ...)?? '!

Kindersymphonie: «Peter der Kleine»! , (Einige Stücke für Violine m. Orch. (Tag)

Viola m. Orch. (Nacht)

Violoncello m. Orch.)

2. VIL 1942

Edwin Geist kann es nicht wagen, sich heimlich mit Lyda zu verabreden. Helene Holzman dagegen trifft die Freundin auch in dieser Zeit gelegentlich. Doch eines Tages geht etwas schief.

Einer der Wachtposten ertappte uns bei einem Treffen in der Schule und verhaftete uns beide... . Wir baten den Mann, versprachen ihm wer weiss was, aber er blieb eigensinnig. Ich hatte zum Unglück keinen Ausweis bei mir, und so verdächtigte er mich doppelt.

Ich hatte nur einen Gedanken: Gretchen! Ich stellte mir vor, wie sie nach Hause kommen würde, schon ein wenig erschrocken, mich nicht zu finden, wie ihre Qual immer mehr und mehr wachsen würde, und wie sie ganz allein, verzweifelt in der kahlen Woh-

nung bleiben würde... . Ich bereute meinen Leichtsin. Würde er nur dieses eine Mal unbestraft bleiben, von jetzt an wollte ich vorsichtiger sein. Aber gerade mein heisses Bitten schien dem Bayern verdächtig. Lydas Name wurde notiert. Sie wurde in ihrer Brigade gelassen und ich zur Polizei abgeführt.

So hat es mit Marie angefangen, so mit Max. Jetzt bin ich an der Reihe. Ach, Gretchen, Gretchen, es ist zuviel für dich. Mein Hals würgte mich, ich sah nur noch helles Flimmern. Die Menschen flitzten wie auf der Kinoleinwand vorbei.

Da erkannte ich eine Bekannte, die Bibliothekarin aus der Bücherei in der Schule. Ich bat sie, meinem Begleiter zu erklären, dass sie mich kenne und wisse, dass ich Deutsche sei. Der Bayer bedachte sich, noch immer misstrauisch. Vielleicht hatte er auch keine besondere Lust, in der Mittagshitze den weiten Weg zur Polizei zu machen – er kehrte plötzlich um und liess mich mit der Dame stehen. Es war wie ein Erwachen aus einem schrecklichen Traum, und merkwürdig – ich fand ohne sonderliche Erregtheit in die neue Wachheit zurück.

Gretchen sagte ich kein Wörtchen von dem Erlebnis. Nur Edwin teilte ich es gleich mit, und es ärgerte mich, dass seine Besorgtheit nur Lyda und ihn selbst umfasste und er die Gefahr, in der ich selbst mich befunden, nicht bedachte. Später verplapperte sich Edwin, und Gretchen war ganz untröstlich, so dass ich ihr versprach, fortan auch das kleinste Erlebnis mit ihr zu teilen. Der Bayer hatte zum Glück unterdessen meinen Namen vergessen, und auch Lyda kam mit einem Rüffel davon. Aber die Rendezvous in der Schule stellten wir ein.

Margarete Holzman erinnert sich daran, wie die alltäglichen Ängste und Verstörungen die Beziehung zwischen ihr und ihrer Mutter in Mitleidenschaft zogen.

Sie war ständig unterwegs und hat mir damals nicht alles gesagt. Das habe ich erst später und durch ihre Aufzeichnungen erfahren, dass sie auch oft sehr unangenehme Erlebnisse hatte und dabei dachte: Um Gottes willen, die Grete kommt jetzt aus der Arbeit zurück, und ich bin nicht da. – Ich habe ihr aber auch nicht alles erzählt. Also so ungefähr war die Situation. Wir waren oft sehr sprachlos, jeder mit sich beschäftigt und mit seinem eigenen Leben, um den andern auch nicht zu belasten. Aber ich habe meiner Mutter auch oft gesagt: Hör einmal, ich habe Angst, und du gefährdest mich!

Auch Edwin Geist ist ganz mit sich und seinem Leben beschäftigt – mit der Frage, was aus Lyda werden wird. So sehr, dass die Freundschaft mit Helene Holzman darunter ernstlich zu leiden beginnt. Der Verdruss wächst auf beiden Seiten, und je mehr er wächst, desto enger fühlt Geist sich dem Geiger seines Trios verbunden.

Vocelka gefällt mir von Tag zu Tag besser; er ist ein hilfsbereiter, warmherziger, musischer Mensch, den selbst meine vielen Marotten nicht stören, die abzugewöhnen mir so unendlich schwer fällt. – Aber mit der guten Freundin ist das so eine Sache. Oft mache ich mir die heftigsten Selbstvorwürfe, dass meine Einstellung ihr gegenüber ständig zwischen Anziehung und Abstossung hin und her pendelt. Sie hat doch Unbeschreibliches erlitten und ist dabei

immer sie selbst geblieben; ja, ihre Opferbereitschaft grenzt mitunter ans Fabelhafte. Was ist es also, das mich so stört? Ist es der grosse Unterschied der Charaktere oder bin ich einer Frauenfreundschaft nicht recht fähig?

Die «gute Freundin» hält es gerade in dieser angespannten Lage, da nichts entschieden ist und alles noch schiefgehen kann, für ihre Pflicht, Geist begreiflich zu machen, dass er die Wirklichkeit, so böse und absurd sie sein mag, nicht einfach ignorieren kann. Geist hingegen sieht in Helene Holzmanns Bedenklichkeit und ihren Mahnungen nur eine neue Zumutung, die sich gegen seine Kunst richtet, und dass sie diesmal nicht von irgendwelchen Widersachern, sondern von einer ihm ganz und gar wohlgesinnten Person kommt, macht sie nicht erträglicher. So wird die «gute Freundin» im Tagebuch wieder zu dem, was sie Jahre zuvor, als Geist die Gattin seines Kaunaer Verlegers kennenlernte, schon einmal gewesen sein muss: «Frau Holzmann».

Helene Holzmann ihrerseits, die ja kein Tagebuch geschrieben, sondern ihre Erinnerungen aus der Rückschau und im Wissen um alles, was noch kommen würde, aufgezeichnet hat, kann über die Streitereien mit Geist in einem gelasseneren Ton berichten.

Wir waren skeptisch gegen seine abenteuerlichen Pläne und sahen mit hoher Bewunderung, wie seine gewaltige Energie das Unwahrscheinliche voranbrachte. Wenn man ihm grössere Zurückhaltung anriet, wurde er böse. Mahnte man ihn, dem Verlangen Raucas zu folgen und eine Stellung anzunehmen, war er ausser

sich. Er wollte seine Lyda haben – alles Übrigen würde sich finden. Wir sahen uns fast täglich und zankten uns jedesmal wie Geschwister, die sich nicht vertragen und sich dennoch lieber haben als andere.

Auch mit seinem Anwalt ist Geist nicht mehr zufrieden. Kurz nach der Unterredung mit Rauca, als er sich von Novickas' «besten Beziehungen» prompte Wunder versprach, hatte er die seltenen Züge dieses «kultivierten», «anspruchsvollen», «verwöhnten» Mannes noch halbwegs amüsiert registriert: nicht nur fröne sein Rechtsbeistand dem Alkohol und dem Glücksspiel, er glaube auch an die Astrologie und lasse sich regelmässig die Karten legen. Nun aber gehen Geist die Versprechungen von Novickas zusehends auf die Nerven – vor allem dessen zermürbende Art, hoffnungsfroh immer wieder irgendwelche entscheidenden Zusammenkünfte einflussreicher «Persönlichkeiten» anzukündigen, die dann entweder im letzten Augenblick platzen oder nichts Wesentliches zur Folge haben.

Ich überzeuge mich immer mehr davon, dass der Anwalt sein Maul reichlich voll nimmt. Bei seiner Jugend ist das noch verzeihlich, doch sollte man gerade von einem Advokaten keine Übertreibungen und Phantastereien erwarten, weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin! Und wenn ich es mir recht überlege, so hat er bis heute eigentlich noch nichts geleistet. Nur Versprechungen und Versicherungen die Fülle – «allein wo bleibt die Tat»?

Aber wenn es nichts anderes gibt, woran sich die Hoffnung klammern kann, dann sind Geist auch Versprechungen recht. Er selbst denkt sich immer wieder neue Termine aus, an denen, gleichsam aus symbolischen Gründen, die grosse Wende kommen *muss*. Der 29. Juni, «unser dritter Hochzeitstag», ist so ein Datum; der 31. Juli, sein vierzigster Geburtstag, ein anderes, und der 12. August, an dem sich sein und Lydas Umzug ins Ghetto zum erstenmal jährt, ein drittes. Über den Fingerzeigen der eigenen Kalendermarge ein ums andere Mal verzweifelnd, lässt sich Geist von seinem Anwalt dann doch wieder alles gesagt sein. Eine Woche, nachdem er einen regelrechten Schock erlitten hat, weil sich verfrühte und viel zu hoch gespannte Erwartungen unversehens in Luft auflösen, schöpft er aus den dubiosen Versicherungen seines Anwalts schon wieder ein wenig Hoffnung.

Novickas sagte mir, unsere Sache geht auf Er behauptet das nicht nur als Anwalt, sondern durch den Mund einer ihm befreundeten Kartenlegerin. Ich glaube nicht an solchen Unsinn, aber in diesem Falle soil's mir nur recht sein. Ich finde es übrigens [seltsam (?)] von einem Anwalt, sich allem möglichen Aberglauben hinzugeben. Die Astrologie ist zwar keiner, doch bei einem Anwalt wirkt selbst das paradox. Gottes Flora und Fauna ist eben ungeheuer mannigfaltig.

Was der abergläubische, verwöhnte Anwalt unternimmt, um die Sache der Geists zu fördern, lässt sich aus dem Tagebuch nicht in allen Einzelheiten rekonstruieren. Er wird Geist auch nicht alles

mitgeteilt haben, und Geist wiederum hat nicht alles, was ihm zugetragen wird, für Lyda notiert. Dass der Staatsanwalt dem Anwalt erklärt habe, im Falle von Lydas «Halbariertum» wäre eine Scheidung gar nicht erforderlich, vielmehr werde auch Lyda dann einen deutschen Pass bekommen, teilt Geist freudig mit und fügt sogleich hinzu, dass er sich nun immer mehr mit dem Gedanken trage, zusammen mit Lyda möglichst bald nach Berlin zu reisen. Dass auf der anderen Seite zu den Bedingungen, die erfüllt werden müssten, damit die deutschen Behörden einer Freilassung Lydas aus dem Ghetto zustimmen, neben der Scheidung auch immer wieder die Sterilisation (ihre oder seine, in jedem Fall auf eigene Kosten) gerechnet wird, würde er am liebsten unerwähnt lassen, obgleich Lyda davon weiss. Lieber forciert er das, was ihm an Optimismus geblieben ist, und freut sich an Novickas' Mitteilungen über die neuesten Erkenntnisse von dessen astrologischer Gewährsfrau.

Übrigens erzählte mir der Anwalt, dass ihm die Kartenlegerin (!?) gesagt hat, wir würden reich (!) werden und bald eine – Tochter haben. Also keinen Peter – fürs erste – sondern eine Petersilia.

Es werden aber nicht die Zweifel über das etwaige Geschlecht eines noch gar nicht gezeugten Kindes gewesen sein, die Geist dazu veranlassten, in seinem «Programm für die nächsten zehn Jahre» vor das Projekt einer Kindersymphonie – «Peter der Kleine» – zwei Fragezeichen zu setzen.

Verzögerungssituation

Die zweite Hälfte des Juli vergeht mit Warten. Der «grosse Unbekannte» hat einen längeren Urlaub angetreten. Rauca ist für zehn Tage dienstlich unterwegs. Und bevor die bei» den nicht zurückgekehrt sind, lässt sich, wie es scheint, wenig bewegen. Der Anwalt versucht unterdessen, neue Kontakte zu knüpfen, und wenn er zu Geist kommt, um ihm von seinen Vorstössen zu berichten, dann will er par» tout Martell trinken und nicht Hennessy. «Wo bekomme ich den her?» fragt sich sein Mandant alarmiert. «Die Flasche zu 200 Mk! 1'000% teurer als früher!»

Geist liest viel in diesen Tagen. Sein «geliebter Platon» ist nicht zur Hand, wohl aber der «Don Quixote» und auch die eigenhändigen Berichte des Hernando Cortéz an Kaiser Karl v. über seine «Eroberung von Mexiko».

Die Vernichtung der Indianer – wie auch die Zerstörung der alten Inkakultur durch Pizarro von Peru – in einem grossangelegten Bühnenwerk zu gestalten, war seit je ein brennender Wunsch von mir.

Schon im April, über der Lektüre einer «Weltgeschichte», ist er in seinem Tagebuch auf den Untergang des Anden» Volkes zu sprechen gekommen:

Unheimliches Geschick der Inkas, das mich schon einmal brennend gefesselt hat. Heute sehe ich das alles mit andern Augen: Kreislauf des nun einmal Gegebenen; periodische Wiederholung

des Vorbestimmten; Rückkehr des Alten in neuer Gewandung; ewige Wiederkehr der Dinge; – Gleichnis hierfür im Rade Bud-dhas.

Nun nennt Geist den Bericht des Hernando Cortéz über die Niederwerfung des Aztekenreiches «sehr anregend», erkennt: «grossartiges Material» und «stärkste Beziehungen zu unserer Zeit», fügt aber hinzu: «... die Erscheinung des noch berühmteren Pizarro von Peru (wie man ihn nennt) ist ungleich dämonischer.» Geist hält Ausschau nach neuen Stoffen und denkt in dramatischen, ästhetischen Kategorien. Selbst die Retardation in allem, was ihm selbst in dieser Zeit widerfährt, empfindet er nicht nur als unerträglich zermürend, sie erscheint ihm auch unter künstlerischem Gesichtspunkt inakzeptabel. Am 31. Juli 1942, seinem vierzigsten Geburtstag, den er sich schon vor Wochen zum Anhaltspunkt neuer Hoffnungen auf eine Wende erkoren hat, notiert er:

... diese ewige Wartereie, das ständige Verschieben – um nicht zu sagen Hinausschieben – unserer Sache, kann selbst ein Lamm zur Raserei bringen! In der Kunst wären derartige «Verzögerungssituationen» absurd, aber das Leben ist nun einmal eine Sache, ein Ding für sich.

Mit retardierenden Elementen in der Kunst kennt sich Geist aus. Vorjahren, als er noch in Deutschland lebte, hat er einen kleinen Aufsatz über dieses Thema publiziert: «Verzögerungssituation in Wagners Werken. Ein Beitrag zur dramatischen und epischen

Oper». – An seinem Geburtstag erscheint ihm nicht nur die unmittelbare Gegenwart, sondern sein ganzes Leben durch Retardationen verunstaltet. Aber Rückschau zu halten, wie es an einem solchen Tag doch angebracht wäre, fällt ihm wegen des Verlusts seiner früheren Werke «unendlich schwer»:

Ich will nur hoffen mit allen meinen Sinnen, dass es mir vergönnt sein möge, wenigstens noch 20 Jahre mit Dir zusammen an Deiner Seite zu leben, um das zu sagen, was ich noch zu sagen habe, um zu vollenden, was zur Vollendung drängt, und um unserm Peterle das zu sein, was Du mir ewig bist!

Am Nachmittag des folgenden Tages sieht es plötzlich so aus, als sei die lang erwartete Wende endlich gekommen. Zunächst versetzt ein Anruf des Anwalts Geist in höchsten Schrecken. Novickas will am Telefon nichts sagen, kündigt nur seinen Besuch an. Geist missdeutet seinen feierlichen Ton und quält sich eine lange halbe Stunde mit den schwärzesten Gedanken.

... ein einziger Moment heillosester Aufregung. Jede Spur von Optimismus war mit einem Schlag vergangen... . Meine Nerven zitterten vor Exaltiertheit; ich glaubte mich wie eine Maschine heiss gelaufen – bis mich der Anwalt endlich von meiner Qual erlöste und mir mitteilte, DASS DU FREI BIST!!

Es ist Samstagnachmittag. Am Dienstag der folgenden Woche soll Geist noch ein letztes Dokument unterzeichnen, dann werde

Lyda aus dem Ghetto entlassen. Novickas vermutet, Geist solle darin bestätigen, dass er für Lyda die Verantwortung zu tragen habe, und Geist notiert: «Nichts wüsste ich, was ich lieber täte!» Kaum hat sich sein Anwalt verabschiedet, da beginnt er die frohe Kunde zu verbreiten.

Soweit ich die Freunde erreichen konnte, teilte ich ihnen die Neugeburt der Lyda Geist mit und vergass nicht zu erzählen, dass Novickas mit eigenen Augen das vom Kommandeur Jäger unterzeichnete Dokument gelesen hat, welches Dich mir wieder-schenkt!

Mit den Sätzen, die er am Abend dieses 1. August 1942 notiert, glaubt er, das Tagebuch ein für allemal zu beschliessen. Von Anfang an hat er es nur für Lyda und niemanden sonst geschrieben – und sehnt nichts mehr herbei, als dass er mit dem Schreiben endlich aufhören und stattdessen Lyda in die Arme nehmen kann.

Was ich noch zu sagen habe? Lassen wir über dieses Gemälde den Vorhang fallen; nun bedarf es wohl nicht mehr des Schriftlichen! Und wenn Du diese Zeilen Deines Tagebuches liest, so denk' daran, dass die einzig schönen Stunden während unserer Trennungs- und Prüfungszeit diejenigen waren, in denen ich an diesen Blättern so manche schlaflose Nacht verbrachte.

Das Schlusswort kommt zu früh. Die Kette der Verzögerungen reisst nicht ab. Wie gross die Enttäuschung diesmal ist, bleibt jedoch ungesagt. Geist rührt sein Tagebuch für Lyda zunächst nicht

mehr an, lässt sein Schlusswort zehn Tage lang Schlusswort bleiben, bis er sich durch das Datum des 12. August 1942 – den «Tag Deiner einjährigen Gefangenschaft» – zu einem neuen Eintrag genötigt fühlt.

Da ist er schon wieder «frohen Mutes» und deklariert alles, was er noch notieren werde, zum Nachtrag. An jenem Dienstag habe er den Herrn, zu dem er bestellt gewesen sei, nicht angetroffen – und das zu unterzeichnende Dokument nicht gesehen. Allerdings hege Novickas inzwischen neue Vermutungen über seinen Inhalt. Welche, das sagt Geist in seinem Tagebuch nicht, begnügt sich mit der Beteuerung, dass er ein *solches* Schreiben niemals unterzeichnet hätte.

Im Übrigen jedoch besteht Anlass zu den schönsten Hoffnungen. Lyda ist noch einmal vernommen worden und hat den «denkbar besten Eindruck» hinterlassen. Und bei einer dritten Fahrt nach Prienai haben Geist und sein Anwalt zwei weitere Zeugen zu Aussagen bewegen können, die seine Behauptungen über Lydas Abstammung noch überzeugender erscheinen lassen.

Zwar hatte ich die Blumen für Dich ein wenig zu früh gekauft, doch macht das weiter nichts, denn auch jedes Fest fordert seine Generalprobe.

Das Warten nimmt jedoch kein Ende, und vier Tage später haben sich die Aussichten schon wieder verdunkelt.

Jetzt faselt man wieder, wie mir Dolly sagte, von Scheidung! Muss man nicht bei diesem grauenvollen Spiel die Nerven verlieren?

... und dieser ständige Fliegeralarm ist auch nicht dazu angetan, mich ein bisschen zu beruhigen, obgleich man bisher nur einmal über Kaunas Bomben abwarf, was einige Menschenleben gekostet hat. – So bin ich unendlich allein, denn mit der guten Frau Holzman verstehe ich mich überhaupt nicht; Rutkunas ist verreist; nur Vocelka sehe ich oft, und unser Zusammensein ist mir lieb und teuer geworden . . .

Helene Holzman schildert in ihren Aufzeichnungen, wie selbst Meinungsverschiedenheiten über das korrekte Verhalten beim Heulen der Sirenen das Zerwürfnis zwischen ihr und Geist vertiefen.

Er war wirklich selber ein besonders todesfürchtiger Mensch. Bei den Fliegeralarmen, die im Frühling und Sommer häufig die Nächte störten, stieg er jedesmal in den Luftschutzkeller des Nachbarhauses und blieb dort angstschwitzend und zitternd bis zur Entwarnung. Da Luftangriffe nur selten stattfanden, sondern meistens die Stadt nur überflogen wurde, beachteten wir die Alarme nur wenig, worüber sich Edwin jedesmal sehr ärgerte. Er nannte es grobfühlig, so wenig Furcht vor einer offensichtlichen Gefahr zu haben.

Er war voller Glauben und Aberglauben, sah überall geheimnisvolle Beziehungen, besonders astrologische. Aber auch im täglichen Leben baute sich seine Phantasie ständig Symbole und Fetische, die er, wenn sie ihn narreten, wieder einriss.

Novickas, so stellt sich heraus, schön die Dinge, redet die Hindernisse klein, die noch zu überwinden sind, und verschweigt,

dass die Deutschen, mit denen er verhandelt, nur während seltener Anwandlungen von Wohlwollen und Friedfertigkeit eine Freilassung Lydas ohne weitere Bedingungen in Erwägung ziehen. Widerstrebend muss Geist erkennen, wie sich der Horizont für ihn und seine Musik, für ihn und Lyda wieder verengt. Von Opern- und Konzertaufführungen mit Hilfe neuer Freunde, von einem deutschen Pass für Lyda, von einer Reise nach Berlin zum Grab der Mutter und um die Entwürfe des vernichteten Werkes zu bergen, ist schon lange nicht mehr Rede. Es geht jetzt nur noch um das Allerwichtigste, Lebenkönnen und Zusammenkommen.

Nach und nach wurde mir zugetragen, dass ich voraussichtlich meine Staatsangehörigkeit verlieren werde. Mir soll schon alles gleich sein; als Künstler habe ich mit oder ohne Staatsangehörigkeit sowieso in Deutschland verspielt. Ungleich einschneidender ist die wieder auftauchende Frage der Scheidung (seitens der – Polizei!). In sie ist zur Not einzuwilligen; nur fürchte ich, dass man uns hiermit ein Bein stellen kann oder uns gar am Ende auseinanderreisst, räumlich und zeitlich trennt. Aber wie soll man sich dagegen wehren? Ich bin zwar keineswegs mürbe, aber wo es kein Recht gibt, kann man nicht klagen! Ich danke nur meinem Schöpfer, dass von der wahnwitzigen Verstümmelung nicht mehr die Rede ist!! Das kann, darf, soll und wird nicht geschehen!

Auch der Kommandeur Jäger hat zu Beginn des Monats seine Einwilligung zu Lydas Freilassung «vermutlich nur unter der

ominösen Bedingung» gegeben. Novickas jedoch, der das Schreiben mit eigenen Augen sah, hat es vorgezogen, Geist diesen Punkt zu verschweigen. Bei Laune gehalten werden muss er trotzdem – zumal Geist ihn für seine Bemühungen immer noch nicht bezahlen kann. Ende August lädt Geist seinen Anwalt in ein Etablissement ein, das unter dem Namen «Victoria» firmiert. Novickas kommt gern – aber er kommt nicht allein.

Er bat mich, auch Dolly mitzunehmen, was ich nicht gut abschlagen konnte. So weit wäre nun alles schön und gut gewesen – aber in letzter Minute hatten wir Fliegeralarm (ich glaube den sechsten); wir konnten das an und für sich schon überfüllte «Luxus-Etablissement» nicht mehr betreten und landeten bei Dolly, deren neuester Favorit... unser Anwalt ist (!!). Auf diese Weise kommt unsere «Madame sans gêne» recht billig dabei weg, denn sie zahlt in «Naturalien». Herr E. und ein Kamerad von ihm hatten sich inzwischen auch eingefunden, und man begann – wie nicht anders zu erwarten – «Vingt et un» zu spielen, – Mir wäre es lieb gewesen, in dieser Nacht zu verlieren, aber nichts dergleichen geschah; im Gegenteil: ich gewann zusehends. Und dies erschien umso rätselhafter, als E., sein Kamerad und ich bemerkten, dass die gute Dolly falschspielte, um mich nicht eines noch krasserem Wortes zu bedienen!

Allenthalben geraten die Verhältnisse aus den Fugen. Geist weiss, während er diese Anekdote in seinem Tagebuch notiert, dass Novickas am nächsten Tag, einem Sonntag, schon wieder in seiner Angelegenheit tätig sein wird und auch am Montag einen wichti-

gen Termin wahrzunehmen hat. Hätte sich Geist nicht schon so oft getäuscht, würde er nicht im Geringsten daran zweifeln, dass die Wende nun unmittelbar bevorsteht. Stattdessen ist er an diesem Samstagabend so niedergeschlagen, dass ihm selbst die «Kraft zum Beten» fehlt, Und als er seine Aufzeichnungen für diesen Tag gerade abgeschlossen hat, kommt ein neuer Luftalarm. Sechs Stunden lang sitzt Geist im «vermutlich bombensicheren Unterstand» des Telegraphenamtes in seiner Nachbarschaft und kann erst am Sonntagmorgen, früh um 3 Uhr, in sein Zimmer zurückkehren. Wieder einmal ist nichts vorgefallen, aber trotz seiner Erschöpfung findet er keinen Schlaf und nimmt sich noch einmal das Tagebuch vor.

Blutrot sank heute Abend wieder die Sonne; das verspricht einen neuen heissen Tag. Und der zarte Nebelflor, der das Auge so sonderbar täuschte, als ob er nicht zur Erde gehöre, sondern sich um die Sonne lagere wie ein unendlich feiner Gürtelring; dieser flaumige Hauch machte mich glauben, Saturn, der mystischrätselhafteste aller Planeten, stünde als eine neue Sonne am Himmel. Ja, wie schön könnten diese letzten Augusttage sein, mit ihren verspäteten, lauen Juninächten! Alle Gesetze scheinen aber über den Haufen geworfen zu sein! Ich warte und warte; manche Nacht von zehrendem Fieber geschüttelt – und doch vergeht alles so schnell wie im Fluge. Alles verzögert sich – und scheint sich doch überstürzen zu wollen. Stunden, Tage, Wochen schleichen dahin – und doch ist dieses Leben von einem rasenden Tempo erfüllt! Nur die rote Kirche steht noch immer unverändert und unverrück-

bar an ihrem alten Platz – Symbol der Schranke, [der] dämonischen Gleichmut!

Es gab in den vergangenen Monaten viele Tage, die Geist in grösserer Anspannung verbracht hat als diesen letzten Sonntag im August 1942. Er schildert den Anbruch eines schönen Sommertages, das «läppische Gewinsel» der durch das offene Fenster hereindringenden Kirchenmusik, das «Tönen der Stille». Er erwähnt einen kurzen Besuch, den er bei Helene Holzman macht – und nennt sie zum erstenmal seit Langem wieder so, wie er sie früher immer nannte: «Ich sage heute zum ersten Male wieder ‚Freundin‘ – so still ist es in mir geworden,» Den Abend will er mit Vocelka verbringen. Zwischendurch erscheint Stankevicius, der ihm vor Wochen den Anwalt Novickas empfahl und sich nun von Geist einige Akten in gutes Deutsch bringen lassen möchte. «Er, der alte Pessimist, rechnet bestimmt mit Deiner morgigen Entlassung.» Und abends ruft schliesslich Novickas selbst an, um mitzuteilen, dass die «Sache über alles Erwarten gut stehe». Aber wie oft hat er das nicht schon behauptet? «Liebste», so schliesst Geist seine Eintragung an diesem Tag, «sollte diesmal wirklich kein Irrtum vorliegen?» Geist mag es nicht glauben. Aber am Mittag des nächsten Tages notiert er:

31. August. In diesem Augenblick – mittags 1 Uhr – teilte mir Novickas im «Café Konrad» mit und zwar in Gegenwart seines Freundes und Stankevicius', dass es ihm heute früh gelungen ist, Dich nach «einstündigem, erbittertem Kampfe» endlich frei zu

bekommen!! Und zwar ohne Einschränkung!! Der Brief an den «Ältestenrat» ist bereits abgegangen! Und morgen ist der feierliche Moment (wie Rauca damals zu mir sagte), wo Dir die Sterne abgenommen werden! – Nun sage ich nichts mehr!!

Erdenpensum

Nun sage ich nichts mehr!» – Mit diesem Satz endet Geists Tagebuch für Lyda. Geist sagt nun tatsächlich nichts mehr. Im Chor der Stimmen, die seine und Lydas Geschichte erzählen, tritt er – als Stimme – von nun an weit zurück. Er tritt, könnte man sagen, neben Lyda, deren Stimme im Laufe dieser Geschichte ja ebenfalls nur dort vernehmlich wird, wo andere ein Wort oder einen Satz von ihr oder einen Wortwechsel mit ihr festgehalten haben. Helene Holzman ist Zeugin ihrer Wiederkehr.

Sie kam mit einer vollbeladenen Droschke voll abenteuerlicher Bündel, unter anderm ein Zahnarztstuhl, den ihr jemand aus dem Ghetto zum Verkauf aufgehalst hatte. So kam sie an, müde, verstaubt, verängstigt. Der Wirt und seine Nichte, denen Edwin erzählt hatte, dass er seine Frau aus Berlin erwarte, wunderten sich nicht wenig, wie die hässliche Bagage abgeladen wurde. Lyda sank auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

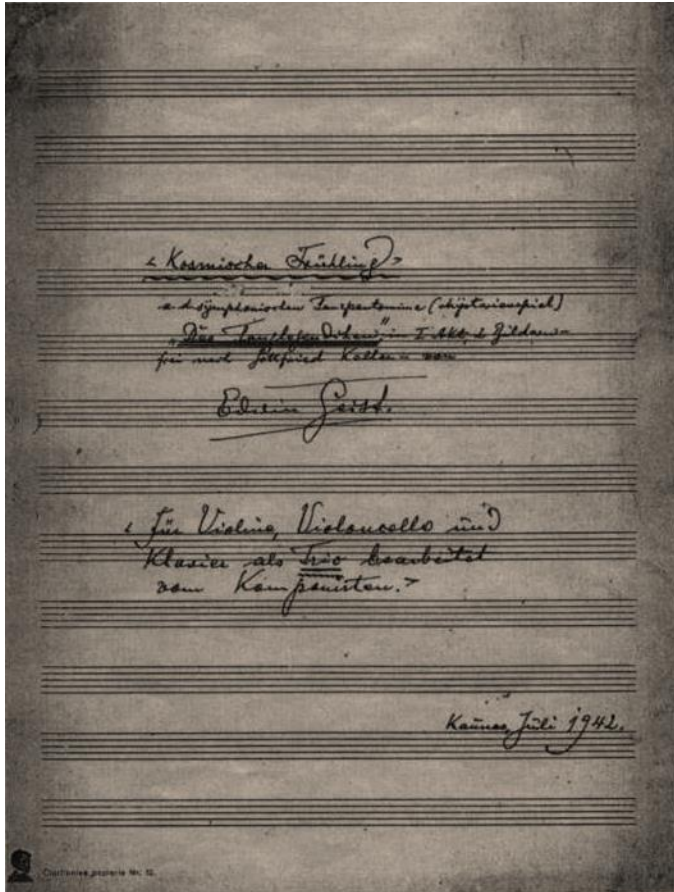
Sie weinte, weinte herzerbrechend und konnte sich gar nicht beruhigen und schluchzte wieder, und Edwin war ganz hilflos und wusste nicht, wie er sie beruhigen sollte. Er zeigte ihr seinen Blumenstrauss, der gerade im Stadium des Verwelktseins war, brachte ihr zu essen und klappte das Klavier auf. Lyda lächelte schon, aber es war doch so ganz anders, als wir uns ausgedacht

hatten. «Viel schöner», sagte Lyda, «man muss sich nur erst dran gewöhnen.»

Es scheint nicht leicht gewesen zu sein, Erleichterung zu empfinden, sich zu freuen und zu feiern. Die «Judenknechte» haben seit Wochen ein Programm für Lydas Empfang einstudiert – und ein fester Punkt darin ist der «Kosmische Frühling», die Trio-Version des Adagios, das im «Tanzlegend – chen» das Wunder nach dem grossen Donnerschlag und der Generalpause begleitet, die frische Begrünung des herbstlichen Waldes. Für diesmal sind Lyda, Dolly Kaplan und Helene Holzman die einzigen Zuhörer. Doch auch der Rechtsanwalt wünscht sich ein Fest. Margarete Holzman weiss noch, welche Komplikationen daraus erwachsen.

Novickas sagte das eines Tages so leichthin, ohne zu bedenken, wie sehr er Lyda damit unter Druck setzte. Aber die bereitete ein Fest vor und präparierte dazu eine grosse Eierspeise mit zwölf Eigelb. Späterfragte meine Mutter, was sie denn mit den Eiweiss gemacht habe, und Lyda antwortete: Die habe ich weggeworfen. – Aber wie kann man? sagte meine Mutter. In Kriegszeiten! Zwölf Eiweiss!! Man hätte Baiser daraus machen können... Darauf Lyda: Ich wusste nicht... – Im Beruflichen, was Fremdsprachen oder Organisation anging, war sie sehr praktisch veranlagt, aber nicht als Hausfrau.

Die praktischen Probleme beschränken sich nicht auf Haushalt und Eierspeisen. Unklar ist auch, wovon die Geists jetzt leben sollen. Edwin hat in den vergangenen Monaten bei Freunden und



Titelseite des «Kosmischen Frühlings» aus dem «Tanzlegendchen» –
 für die Feier der Rückkehr von Lyda aus dem Ghetto als Trio bearbeitet.
 Kaunas, Juli 1942.

näheren oder fernerer Bekannten Schulden gemacht und manches, was ihm entbehrlich schien, verkauft. Aber er hat wenig verdient. Die Zahl der Schüler ist nicht grösser geworden und er im Umgang mit ihnen nicht geduldiger. Einmal ist sogar die Frau des deutschen Stadtkommandanten Cramer bei ihm erschienen. Sie wollte ihre Kinder zum Klavierunterricht anmelden – bis Edwin sie, diesmal nicht ungeduldig, sondern verlegen, darauf aufmerksam machte, dass er «Halbarier» sei.

Wie in den Tagen nach ihrer Hochzeit gelingt es Lyda auch diesmal besser als ihm, das gemeinsame Leben zu organisieren. Helene Holzman schreibt:

Lyda war noch keine zwei Wochen hier, da hatte sie schon eine Stellung als Dolmetscherin in der Ernährungs- und Versorgungsstelle. Täglich neun Stunden im Büro – dafür bekam sie ein Gehalt, das damals den Wert von ungefähr zwei Kilogramm Butter hatte. Aber es gab mancherlei Extrazulagen, Kleidungsstücke, Seife und vor allem Schnaps, den man verkaufen konnte. Ihre Mitarbeiterin war die zarte Dichterin Eva Simonaityte, die in kurzer Zeit ihre Vertraute wurde.

Ieva Simonaityte, 1897 in der Nähe von Klaipeda (oder Memel) geboren, hatte 1935 einen Roman über den Konflikt zwischen Deutschen und Litauern um das Memel Land veröffentlicht, eine Familiensage mit dem Titel «Das Schicksal der Hochland-Simonis». Darin ergriff sie so eindeutig Partei für die litauische Seite, dass sie, als das umstrittene Gebiet Anfang 1939 nach massiven



*Ieva Simonaitė auf dem Balkon ihrer Wohnung in Kaunas.
Im Hintergrund die Auferstehungskirche.*

Drohungen der deutschen Reichsregierung gegen Litauen kampflos wieder von Deutschland übernommen wurde, Hals über Kopf in das Innere Litauens fliehen musste. Sie starb 1978 in Vilnius. In ihrer 1965 erschienenen Autobiographie «Nebaigta knyga» (Das unabgeschlossene Buch) widmet sie der Kollegin, die ihr im Spätsommer 1942 als Ersatz für einen von den Deutschen verhafteten Mitarbeiter zugewiesen wurde, ein ganzes Kapitel. Es trägt die Überschrift «Peiliukas» (Das Messerchen).

Ich glaube, die Ernährungsverwaltung gab damals eine Zeitungsannonce auf, und es ging dann so ähnlich, wie es auch bei mir gewesen war: Mir wurde eine Gehilfin zugewiesen. Sie war gesund, arbeitete gut und war für mich eine grosse Erleichterung. Es kam vor, dass ich nur meine Initialen unter ein Schreiben zu setzen brauchte. Ich konnte ihr so sehr vertrauen, dass ich diese albernen Schreiben manchmal gar nicht gelesen habe.

Mit meiner Gehilfin habe ich mich sehr angefreundet. Ich habe viel über ihr Leben erfahren – über ihre Vergangenheit und über ihr jetziges Leben. Es war so: Gegen goldene Uhren und Brillantringe war sie aus dem Ghetto befreit worden, die fünfzigprozentige litauische Jüdin Lyda Geist.

Sie sprach viele Sprachen, sie war Musikerin. Doch in dieser Zeit brauchte man keine jüdische Musikerin.

Ihr Mann, Edwin Geist, war früher in Berlin ein bekannter Dirigent und Komponist gewesen und war, wie ich selbst bemerkte, ausserdem ein Dichter.

Und weil Edwin Geist nur zu 40 Prozent ein deutscher Jude

war, durfte er frei leben. Diese Freiheit benutzte er, um seine Frau aus dem Ghetto zu befreien.

Wie sie zu ihren Prozentangaben gelangt, erklärt Ieva Simonaityte nicht. Fraglich ist auch, ob sie tatsächlich nicht gewusst hat, dass Edwin Geist ebenfalls im Ghetto gewesen war. Immerhin war sie mit beiden Geists gut befreundet und wusste, wie aus ihren Erinnerungen hervorgeht, über deren Geschichte und die Schwierigkeiten, mit denen sie im Herbst 1942 zu kämpfen hatten, genau Bescheid. Möglich, dass sie mit der seltsam anmutenden Absenkung des jüdischen Anteils bei Edwin Geist auf weniger als die Hälfte und der Nichterwähnung seines eigenen Ghettoaufenthalts Rücksicht auf gewisse Sprachregelungen und Erzähl-schablonen ihrer sowjetischen Gegenwart nimmt, von denen noch die Rede sein wird.

In ihrer neuen Dienststelle tuscheln die Kollegen über Lyda. Sie warnen auch Ieva Simonaityte:

Sei vorsichtig, die ist von der deutschen Gestapo gekauft, sonst würde sie ja hier nicht sitzen.

Es hat sich herumgesprochen, woher Lyda kommt, und zur Erklärung dieser Wiederkehr bieten sich Geschichten an, die einfacher und plausibler sind als jene unwahrscheinliche, die der Wahrheit am nächsten kommt. Aber die feindselige Haltung der Kollegen ist nicht Lydas grösste Sorge. Helene Holzman schreibt:

Man hatte sie mit dem Vorbehalt entlassen, dass sie sich von ihrem Manne trennt und in einer anderen Stadt lebt oder dass sie oder ihr Mann sich sterilisieren lassen, denn wenn man sie beide auch «versuchsweise» aus dem Ghetto entlassen habe, so müsse man doch eine Garantie haben, dass sie keine Kinder bekämen. Sie hatten damals alles ohne Bedenken versprochen. Aber nun, da es Ernst wurde, schien ihnen die eine wie die andere Lösung ein solcher Zynismus, dass sie wie gelähmt vor der entsetzlichen Entscheidung standen.

In ihrer Autobiographie schildert Ieva Simonaityte, wie Lyda eines Tages zu ihr gekommen sei und sie um Hilfe gebeten habe.

– Du bist doch so oft krank gewesen, du kennst so viele Ärzte. Hilf mir, einen zu finden, der bereit ist, mich zu operieren.

– Was hast du denn? Du warst doch bis jetzt ganz gesund.

Aber darum geht es nicht. Was herauskommt: die Deutschen befürchten, Lyda könnte ein kleines Judenkind gebären ...

– Ich muss selber einen Chirurgen finden, der mich sterilisieren soll, höre ich Lyda sagen. – Hilf mir doch, so einen Arzt zu finden, levute.

Wir machten uns zusammen auf die Suche. Aber wir fanden keinen. Einige sagten, eine solche Untat sei mit ihrem katholischen Glauben nicht vereinbar. Andere schickten uns mit der Beruhigung weg:

– Versprechen Sie alles, und versuchen Sie alles hinauszuzögern. Bald wird sich vieles ändern.

Helene Holzman rät den Geists, Kaunas zu verlassen. Sie sollten den Deutschen, die sich mit ihrem Fall befassen, aus den Augen gehen und eine Zeitlang getrennt leben. Doch davon will vor allem Edwin nichts wissen. Er hält so viel Vorsicht für übertrieben. Und dass Rauca sich nicht wieder meldet, nachdem man ihm mitgeteilt hat, wie die Suche nach einem Arzt verlaufen ist, scheint ihm recht zu geben. Edwin Geist hält Rauca immer noch für einen guten Freund. Helene Holzman schreibt:

Das Leben war auch ohne dies schwer zu bewältigen. Beide fielen ständig von einem Extrem ins andere, sie liebten sich, wie noch nie geliebt wurde. Ihre Liebe war Leidenschaft und Zartheit, Hingabe und Egoismus. Und sie zankten sich wie unartige Kinder um die Alltagsdinge, die zu meistern beiden so unbeschreiblich schwerfiel. Aber die kleine, starke Lyda wollte sie meistern. Sie verschönerte das öde Zimmer, sie schaffte Speck und Butter herbei, sorgte für ihren Mann und kräftigte sich selber.

Edwin gelingt es nicht, seinen abgelaufenen deutschen Pass zu erneuern. Lyda verfügt nicht einmal über einen ungültigen Ausweis.

Sie hingen in der Luft. Die menschliche Gesellschaft weigerte sich, sie aufzunehmen. Sie gingen auf das deutsche Gericht, denn groteskerweise lief auch noch die alte Scheidungsklage, die Edwin im Frühling eingeleitet hatte. Auf dem Gericht behandelte man dieses rührende Ehepaar, das überall vergeblich menschl-

ches Verständnis erhoffte, mit der eisigen Höflichkeit, in der die grossen Herren Virtuosen waren. Später hörten wir, dass diese jämmerlichen Virtuosen sich nicht wenig an der Hilsslosigkeit und Weltfremdheit der beiden geweidet haben und ihren Besuch als Extraspass in einer Gesellschaft zum Besten gaben.

Edwin Geist beharrt auf dem, was er Helmut Rauca bei der langen Unterredung im Juni gesagt hat – «Ohne meine Frau werde ich mein Erdenpensum kaum vollenden können» –, und klammert sich, so gut es geht, an seine kompositorische Arbeit. Eines Tages im Spätsommer 1942 kommt Helene Holzman bei einem Gang durch die Stadt auf einen Moment zu ihm herein, und wieder geraten die beiden in einen Streit.

Lyda war im Dienst. Edwin sass vor seinen Noten. «Ich muss sehr alt werden, um alles schreiben zu können, was in mir klingt.» Als ich ihm sagte, dass es besser wäre, jetzt gar nichts zu komponieren, sondern vorerst irgendeine Bürostelle anzunehmen, um den Forderungen der Gestapo zu genügen, wurde er sehr böse. Er sei fest entschlossen, sein bisheriges privates Leben weiterzuführen, und werde das auch durchsetzen. Ich ging nachdenklich weiter.

Helene Holzman ist nicht die einzige, die Geist drängt, die Forderungen, die an ihn gestellt werden, zu erfüllen und die Zusagen einzuhalten, die er bei seiner und Lydas Entlassung aus dem Ghetto gemacht hat. Auch Ieva Simonaityte besucht die Geists in

dieser Zeit oft und stösst mit ihren Ratschlägen auf taube Ohren.

Nach dem Abendessen setzte sich Lyda ans Klavier und spielte mir etwas vor, vielleicht Mozart oder auch Tschaikowsky. Ich verstehe von Musik nicht viel. Ich bin schon froh, wenn ich eine Melodie erfassen kann.

Edwin wartete ungeduldig darauf, seine Arbeiten vorzuspielen. Ach, er hatte ja so viele, so viele!

– Hier das Oratorium. Das wird so anfangen ... Natürlich, dazu braucht man eine Violine, man braucht Solisten, man braucht einen Chor, aber... Sie verstehen doch – und er setzte sich wieder ans Klavier. Die ganze Musik ist in seinem Kopf. Ich habe natürlich gar nichts verstanden, aber ich sitze da, bewundere ihn, lobe ihn. Aber mir gehen quälende Gedanken durch den Kopf. Schliesslich kann ich es nicht mehr aushalten ...

– Herr Geist, ich sehe – Sie sind ein Genie. Doch jetzt müssen Sie sich bemühen, bis der Krieg zu Ende ist, am Leben zu bleiben. Und dann werden Sie bei uns berühmt werden.

– Ja, ja, natürlich-, stimmt Edwin zu. – Aber warum sollten wir das Kriegsende denn nicht gesund und munter erleben? Dieser Krieg wird ja nicht ewig dauern.

– Edwin, hören Sie (ich habe Angst, es auszusprechen, aber es muss sein) – Sie müssen eine Arbeit annehmen. Arbeiten Sie!

– Was soll das heissen? Arbeite ich etwa nicht? – antwortet mir Geist erstaunt.

– Sie befassen sich mit einer Arbeit, die in dieser Zeit nicht nötig ist. Sie kennen das abgegriffene, aber manchmal doch zu-

treffende Sprichwort: «Wenn die Waffen klirren, schweigen die Musen.» Eigentlich stimmt es, dass man nicht schweigen sollte, auch wenn Krieg ist, aber... für Sie persönlich, verstehen Sie doch, für Sie ...

– Nein, ich verstehe gar nichts. Ich arbeite doch, ich schreibe Deutsch, nur Deutsch, anders kann ich gar nicht schreiben.

– Edwin, die Musik ist für alle da und allen verständlich. Die Sprache der Noten ist international. Wer die Musik liebt, dem ist sie verständlich ... Edwin, ich kann es Ihnen nicht erklären, aber Sie verstehen es doch selbst. Sie müssen irgendeine produktive Arbeit anfangen, irgendetwas ganz Einfaches, Bescheidenes. Es ist doch Krieg. Es ist doch nur wichtig, dass die Deutschen nicht sagen können: «Sehen Sie, er sitzt ohne Arbeit, und man muss ihm eine Lehre erteilen.»

– Welche Arbeit könnte man denn von mir verlangen? – sagt Edwin halb erbost. – Ich arbeite doch, was ich kann, und sogar sehr fleissig.

– Wenn Sie keine andere Arbeit bekommen, dann gehen Sie als Strassenfeger.

Aber Geist hört mir schon nicht mehr zu. Seine Finger gleiten über die Tasten und versuchen eine Melodie zu finden.

Ich schaue mich um, was Lyda macht. Lyda sitzt mit den Händen im Schoss, ganz bleich. Die Augen weit aufgerissen. Sie sieht irgendetwas. Sie sieht etwas, das ich nicht sehe – und, gebe es Gott, auch nie sehen werde.

Stürzende Partituren

Ob Edwin Geist in den Wochen nach Lydas Befreiung noch kompositorisch gearbeitet hat und woran, ist nicht klar. Unter seinen erhalten gebliebenen Arbeiten ist die Trio-Version des Adagios aus dem «Tanzlegendchen» die letzte, deren Entstehung sich zeitlich bestimmen lässt. Sie trägt das Datum des 17. Juli 1942. Dreissig Jahre später wird im sowjetischen Litauen die These in Umlauf gebracht, Geist habe sich noch im Sommer und Herbst 1942 jenes Projekt vorgenommen, das er anlässlich der Lektüre von Cortéz' «Eroberung von Mexiko» in seinem Tagebuch für Lyda skizziert: «... die Vernichtung der Indianer – wie auch die Zerstörung der alten Inkakultur durch Pizarro von Peru – in einem gross angelegten Bühnenwerk zu gestalten». Wegen dieser Oper, die man bei einer Hausdurchsuchung in seiner Wohnung gefunden habe, sei Geist bei den Deutschen und namentlich bei Rauca endgültig in Ungnade gefallen – so lautet diese Version der Geschichte. Aber ausser den Andeutungen in Geists Tagebuch über einen vagen Plan und den Erinnerungen von Margarete Holzman, dass in den Gesprächen ihrer Mutter mit Edwin Geist häufig von den Inkas die Rede gewesen sei, gibt es keine Hinweise auf ein solches Werk. In Geists erhalten gebliebenen Papieren findet sich nichts Einschlägiges, und in den zeitgenössischen Berichten – von Helene Holzman und Ieva Simonaityte – wird ein solches Projekt oder eine Hausdurchsuchung, bei der Werke von Geist beschlagnahmt worden wären, nirgendwo erwähnt. Es ist nicht

völlig unmöglich, dass Geist im frühen Herbst 1942 tatsächlich noch eine Oper über die Vernichtung der Inkas begonnen hat und dass die zugehörigen Papiere dann beschlagnahmt wurden und in den Archiven der Gestapo verschwanden. Aber es ist wenig wahrscheinlich. Das «Tanzlegendchen» ist nicht beendet. Das Schlusstück – «Te Deum laudamus» – fehlt immer noch. Kein günstiger Moment, sich auf ein neues Projekt von den Dimensionen einer Oper einzulassen. Und viel Zeit bleibt nicht mehr, allenfalls acht Wochen – die Monate September und Oktober. Anfang November bekommt Edwin Geist eine schwere Lungenentzündung. Lyda lässt sich vom Dienst beurlauben, um ihren Mann zu pflegen, und Helene Holzman leistet ihr Beistand, denn plötzlich geht es um Leben und Tod.

Das Fieber stieg auf 41°. Im Hause wohnte ein litauischer Arzt. Ich holte ihn noch am späten Abend. Er machte Injektionen von Strychnin. Das Herz sei angegriffen, morgen früh werde er wiederkommen. Ich sass am Bett des Fiebernden, der laut phantasierte. Er warf sich hin und her, sprang auf, wollte weglaufen, krächzte, spuckte, hustete zum Erbarmen ...

«Ich sterbe, ich sterbe», schrie er bei jedem Hustenanfall. «Ich will nicht sterben und muss noch viele Musikdramen schreiben. Alle Melodien sind schon da, ich brauche nur Zeit und Gesundheit. Die Idioten, die Ärzte, alles Idioten! Der Umschlag sitzt jetzt grossartig. Lenchen, Sie sind der beste Mensch, nein, der zweitbeste, denn Lyda kommt als erste. Lassen Sie nur mein Zicklein, mein Pusilein pennen. Hat sies nicht kalt in der Küche?»

So gings die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag. Der Arzt macht seine Spritzen, horcht das Herz, die Lungen ab. Der Zustand ist bedenklich, das Herz, das Herz – Lyda ist wie von Sinnen. Er muss, muss, muss gesund werden! Sie war den ganzen Tag herumgelaufen, hatte die schwer zu erhaltenden Ampullen beschafft, von Soldaten Apfelsinen und Zitronen erhandelt, irgendwoher Weissbrot bekommen. Sie beugte sich über ihn und lief wieder hinaus. Sie konnte den Anblick des röchelnden Kranken nicht ertragen.

Der stöhnt, schreit, singt, lacht und weint durcheinander. Plötzlich ist er ganz still. Ich bekomme Angst, wie er da so linnenbleich liegt, fühle die Stirn. Sie ist nass von Schweiss. Er schläft und atmet so schnell und leise wie ein Säugling... . Die Nacht ist endlos lang, und ich bin so schläfrig, dass ich mich nicht mehr halten kann. Ich nicke pflichtvergessen auf meinem Stuhl ein, bis der graue Tag durch die Ritzen der Verdunkelung dringt. Der Kranke schläft noch immer, leise schnaubend. Wir wissen nicht – ist das ein gutes oder böses Zeichen? Der Arzt wollte doch früh kommen. Wo bleibt er nur? Lyda will ihn rufen. Aber er ist nicht mehr zu Hause. Wir räumen das Zimmer auf und warten. Mittags kommt der Arzt. Er hatte früh an der Tür geklopft, aber wir hatten das Klopfen verschlafen. Er sieht den Patienten an, fühlt den Puls, hört ihn ab: «Die Krise ist vorüber» – und geht fort. In uns ist eine stille Feierlichkeit, als wäre uns ein Kind geboren. Wir sind beide die Mutter, aber ohne einen Funken von Eifersucht gegeneinander.

Die Gesundheit kehrt noch einmal zurück. Geist ist schon nach einer Woche wieder auf den Beinen. Aber Zeit – Zeit zum Auf-

schreiben seiner Musik – verschafft ihm die Genesung nicht mehr. Nur noch einen Augenblick der Ruhe. Ende November kommen Helene Holzman und ihre Tochter an einem Sonntag gegen Abend zu den Geists.

Sie sitzen im Dämmer und tun nichts.

«Was macht ihr?»

«Wir freuen uns, dass wir uns haben», sagt Lyda.

Die Stube ist schön aufgeräumt und gewaschen. In der Mitte des runden Tisches stehen noch die welken, gelben Immortellen, die an Edwins Krankheit erinnern. Aber Lyda duldet nicht, dass man sie wegnimmt.

Ich hatte eine kleine Novelle unseres gemeinsamen Freundes Benediktas übersetzt und las sie vor. Die lyrische, melancholische Stimmung dieses Winterbildchens gefiel allen sehr. Wir waren angeregt, unterhielten uns noch lange über andere litauische Dichtungen und besprachen die Möglichkeit weiterer Übersetzungen. Lyda erzählte von dem ausgezeichneten Roman ihrer jetzigen Arbeitskollegin Ieva Simonaityte, in dem das Memelland-Problem von litauischer Seite gesehen ist und die deutschen Memelländer sehr schlecht wegkommen.

Plötzlich stand sie auf, ging ans Klavier und spielte einen Satz aus einer Mozartschen Sonate. Wir hatten sie lange nicht spielen gehört und waren überrascht von ihrem meisterhaften Spiel.

«Sind das nicht Engelstimmen?» fragte sie während des Spiels. Sie sah selbst wie ein verklärter Engel aus, mit ihrem leidvollen, beseelten Lächeln.

«Seit Ausbruch des Krieges der erste schöne Abend», sagte Edwin. «Wir wollen doch viel öfter zusammensein.»

Daraus wird nichts. Einige Tage später, am 3. Dezember, wird Edwin Geist in seiner Wohnung verhaftet und ins Ghetto gebracht. Avraham Tory, Mitglied des Ältestenrates, hat ein Tagebuch geführt, in dem er die Ereignisse im Kaunaer Ghetto nach Art einer Chronik verzeichnet und viele Anordnungen der deutschen Behörden im Wortlaut beigefügt hat. An diesem 3. Dezember 1942 notiert er unter Verwendung von Edwin Geists zweitem Vornamen:

Ernst Geist, ein Musiker und Komponist, der längere Zeit im Ghetto lebte und dann als Halbarier die Erlaubnis erhielt, in der Stadt zu wohnen, wurde heute von der Gestapo ins Ghetto zurückgebracht und auf Befehl der Gestapo in das Ghetto-Gefängnis der jüdischen Polizei eingeliefert.

Tory ergänzt seine Eintragung durch den Wortlaut des offiziellen Befehls des SD:

Befehl des Kommandeurs des SD vom 3.12.42

Derjuedische Musiker und Komponist Geist, welcher zuerst in der Stadt gewohnt hat und heute nach dem Ghetto zurueckgebracht worden ist, ist in das Ghetto-Gefaengnis zu sperren und zur Verfuegung des SD bereitzuhalten.

Der Aeltestenrat.

Auch die junge Tamara Lazerson, deren Familie sich mit Edwin und Lyda Geist eine Zeitlang ein Zimmer im Ghetto geteilt hatte, erfährt, was geschehen ist. Am 9. Dezember notiert sie in ihrem Tagebuch:

Befehl des Kommandeurs des SD vom 17.11.42

Meck ist am 18.11. im Ghetto oeffentlich zu haengen. Der Galgen ist im Ghetto zu errichten und die Hinrichtung ist von der Jued.Ghettopolizei auszufuehren.

Der Aeltesterrat

Befehl des Kommandeurs des SD vom 18.11.42-
12 Uhr

Meck soll 24 Stunden am Galgen haengen bleiben.
Saemtliche Ghetto-Bewohner sind verpflichtet Gewehre abzuliefern.

Der Aeltesterrat

Befehl der Kommandeurs des SD vom 19.11.42

Die Mutter und Schwester des erhaengten Meck sind zur Hinrichtung zum IX.Fort zu bringen.

Der Aeltesterrat

Verordnung des Kommandeurs des SD vom 26.11.42

Es ist dem SD taeglich eine Aufstellung der Namen derjenigen Ghetto-Bewohner zuzustellen, die am betreffenden Tage nicht ins Ghetto zurueckgekehrt sind.

Der Aeltesterrat

Befehl des Kommandeurs des SD vom 3.12.42

Der juedische Musiker und Komponist Geist, welcher zuerst in der Stadt gewohnt hat und heute nach dem Ghetto zurueckgebracht worden ist, ist in das Ghetto-Gefaengnis zu sperren und zur Verfuegung des SD bereitzuhalten.

Der Aeltesterrat

Befehl von Mueller vom 4.12.42

Der Jude Schaffer ist wegen Unterlassung des vorschrittsmaessigen Grusses durch Abnahme des Hutes mit 5 Tagen Arrest zu bestrafen.

Der Aeltesterrat

Zwischen Juli 1941 und Mai 1943 dokumentierte der Ältestenrat des Kaunaer Ghettos die mündlich erteilten Anordnungen der deutschen Stellen auf mit der Maschine beschriebenen Zetteln, die auf Karten geklebt und in einer kleinen Mappe gesammelt wurden. Die hebräische Aufschrift auf dem Umschlag lautet: « Und das sind die Gesetze . . . deutscher Stil, 1941-1943».

Als Motto diente ein Ausspruch des SA-Führers und Referenten für Judenfragen Fritz Jordan von Anfang August 1941: «... Ihr werdet doch nicht erwarten, dass man mit Euch schriftlich verkehrt...» – Diese Sammlung der «Mündlichen Verordnungen und Verfügungen der Machtorgane» hat sich bei Avraham Tory, einem Mitglied des Ältestenrates, erhalten. Hier die Einträge von Mitte November bis Anfang Dezember 1942.

Zuerst wollte ich nicht über unseren Bekannten G. schreiben. Über ihn habe ich schon früher gesprochen. Er lebte in der Stadt, wurde aber wieder zurück ins Ghetto gebracht – in das Gefängnis. Was mit seiner Frau geschehen ist, wissen wir nicht. Alles, was erzählt wird, klingt wie ein sehr spannender Kriminalroman. Man nimmt an, dass G. wieder die Sterne auf seine Kleider heften und dann von Neuem im Ghetto leben muss.

Den detailliertesten Bericht von Geists Verhaftung gibt Helene Holzman, die am Morgen dieses Tages Lyda in ihrer Dienststelle besucht.

Ich sah ihre dunkelrote Strickjacke durch die grossen Fensterscheiben leuchten. Sie hatte mich schon erkannt und kam mir in die Vorhalle entgegengelaufen. Wir gingen in innigster Vertraut-

heit auf und ab. Ihre Hände waren kalt, und ich rieb sie mit meinen, im Muff gewärmten.

Heute ist ein besonderes Entzücken in ihrem Gesicht. Sie erzählt, dass sie am Morgen zu Edwin gesagt habe, dass es ihnen schon zu gut ginge, um an die Dauer des gegenwärtigen Glücks zu glauben. Edwin habe sich über ihren Zweifel an der Beständigkeit ihres Glücks geärgert und daraufhin ärgerlich geantwortet: «Unke nur nicht, es wird uns später noch viel, viel besser gehen, wenn man mir nur Zeit zu meiner Arbeit lässt.»

Während Lyda so fröhlich schwätzt, wird sie von einer Kollegin ans Telefon gerufen. Aber wir können uns noch nicht voneinander trennen, und Lyda lässt bitten, dass man in zehn Minuten noch einmal anrufen solle. Nach drei Minuten wird sie wieder dringend gerufen, Lyda eilt, nach wenigen Augenblicken kommt sie zurück. Ein Anruf ihres Hauswirts: Ihr Mann sei soeben verhaftet worden.

Wie kann man so plötzlich hereingebrochenes Unglück fassen? Wir laufen zusammen in ihre Wohnung, in das leere, verwüstete Zimmer. Der Wirt: Vor einer Stunde habe ein Auto der SS-Polizei vor dem Haus gehalten. Stütz mit noch einem andern seien hereingekommen. Sie hätten Edwin, der noch im Bett lag, aufgefordert, sich anzukleiden. Man sehe sich gezwungen, ihn vorläufig wieder ins Ghetto zurückzubringen, bis sich gewisse Unklarheiten über seine Person aufgeklärt hätten. Während sich Edwin anzog, habe sich Stütz schamlos im Zimmer umgesehen und habe sich die wertvolle goldne Uhr, ein Vermächtnis von Edwins Vater, in die Tasche gesteckt.

«Hier auf dem Tisch hat sie gelegen.» Der Wirt öffte die habgierige Bewegung des Einsteckens nach. Stütz habe dem Haufen

Noten, die auf dem Arbeitstisch am Fenster lagen, einen verächtlichen Stoss gegeben, so dass sie auf die Erde flogen: «Sind das Ihre Werke? Das brauchen Sie nicht mehr.» Als sich Edwin seinen Hut aufsetzen wollte, habe er ebenfalls gesagt: «Den brauchen Sie nicht, nehmen Sie eine alte Mütze. Sie werden jetzt im Ghetto mal endlich arbeiten lernen.» Dann seien sie zusammen in das Auto gestiegen und weggefahren.

Nein, wir konnten es nicht fassen. Da stand das Bett noch offen, der Pyjama über den Stuhl geworfen. Edwin ist fort, fort. Ich kannte das unsagbar schmerzhafteste Wort schon, die Schreie des Entsetzens, die den Hals würgen und sich nicht befreien können.

Wir gingen zu Dolly. Vielleicht kann sie vermitteln? Wir gingen zum Rechtsanwalt Novickas, ob er nicht ein Wort einlegen kann. Zurück in Lydas Büro, um ihr Fernbleiben zu entschuldigen. Alle waren entsetzt über das Geschehene, versuchten zugleich zu trösten und wollten das Mögliche tun, um zu helfen. Ich nahm Lyda mit zu mir. Sie fürchtete sich, allein in ihre verödete Stube zu gehen.

Was in den folgenden Tagen im Ghetto geschieht, erfahren Lyda und Helene Holzman erst nach und nach. Anfangs herrscht Ungewissheit. Doch Anlass zur Hoffnungslosigkeit besteht nicht. Auch Edwin Geist, so ist später von Leuten aus dem Ghetto zu hören, sei in den ersten Tagen voller Optimismus gewesen und habe mit seiner baldigen Entlassung gerechnet. Der Befehl der Gestapo, niemand dürfe mit ihm sprechen, wird von der jüdischen Ghettopolizei nicht so streng befolgt, wie er gemeint war.



*Die Kanzlei des Arresthauses im Kaunauer Ghetto,
davor ein Angehöriger der jüdischen Ghettopolizei.*

Lydas Tante Emma, die immer noch im Ghetto lebt, kann mit ihm sprechen, kann ihm auch etwas zu essen bringen. Als nach mehreren Tagen Haft noch immer nichts auf eine Befreiung oder wenigstens auf eine Besserung seiner Lage hindeutet, verliert Geist die Nerven – überlässt sich seiner Verzweiflung, weigert sich, noch etwas zu essen, tobt, schreit, weint, klagt.

Nach einer Woche erschien Stütz wieder. Edwin dachte, um ihn zu entlassen, und ging ihm erfreut entgegen. Er wurde in ein offenes Auto gesetzt, in dem einige bewaffnete Gestapisten saßen. Die Umstehenden sahen es mit Schrecken. Sie wussten, was das zu bedeuten hat. Der Wagen nahm die Richtung zum IX. Fort.



*Der Graben und die Mauer am Neunten Fort,
wo zahlreiche Erschiessungen stattfanden. April 2000.*

An diesem 10. Dezember 1942 notiert Avraham Tory in seiner Ghetto-Chronik:

Stütz von der Gestapo brachte den Musiker Geist aus dem Ghetto zum Neunten Fort, wo er sofort umgebracht wurde.

Ausserhalb des Ghettos herrscht weiter Ungewissheit. Von den Angehörigen der Brigaden in der Stadt ist zunächst nichts zu erfahren. Nur Dolly Kaplan weiss sofort Bescheid. Stütz selbst habe ihr gesagt, Geist sei «erledigt» worden. Aber da sie die Einzige ist, die so redet, wollen die anderen ihr nicht glauben. Lyda geht selbst in das Gebäude der ss, um sich zu erkundigen. «Ihrem

Mann geht es sehr gut», sagt man ihr dort. «Wir haben ihn von Ihnen getrennt, weil er sich nicht sterilisieren lassen wollte.»

Lyda hofft weiter. Aber nach und nach kommt ihr die Zuversicht abhanden. Sie versinkt in Verzweiflung. Margarete Holzman erinnert sich an diese Tage:

Sie hatte überall «Vorboten». Wenn das und das passiert, dann ist das ein schlechtes Zeichen ... – Und ich erinnere mich noch, wie wir mal zu dritt in Lydas Zimmer sassen, weil sie gar nicht mehr allein in diesen Räumen sein konnte, jeden Abend ging sie entweder zu uns schlafen, oder jemand kam zu ihr. Sie konnte nicht mehr allein sein, sie war eine gebrochene Frau – und die Ieva Simonaityte wollte sie etwas aufhellen und sagte: «Gut, ich werde dir die Karten legen». In Litauen legte man gern Karten, jeder konnte das, und man legte so schnell die Karten. Und da kam heraus, tatsächlich – immer kam heraus: das Pik-As. Simonaityte hoffte, dass es Lyda nicht gesehen hatte: «Nein, nein, ich habe die Karten schlecht ausgelegt», sagte sie, «ich will's noch mal versuchen.» Und wieder kam das Pik-As, und die Lyda hat das gesehen und hat kein Wort gesagt, aber... so irgendwie: «Siehst du, du kannst machen, was du willst – die Karten sind auch gegen mich.»

Ieva Simonaityte erzählt in ihrer Autobiographie, sie habe wenige Tage nach Geists Ermordung erfahren, was auf dem Neunten Fort geschehen war, habe es aber nicht über sich gebracht, ihrer immer noch zwischen Bangen und Hoffnung schwebenden Arbeitskollegin die schlimme Nachricht zu übermitteln.

Wir arbeiteten schnell und schweigend. Nur wenn auf der Strasse eine Gruppe besterter Ghattobewohner vorbeiging, hob Lyda ihre Augen und sah ihnen lange nach, auch als sie schon längst ihrem Blick entschwunden waren. Vielleicht hat sie Edwin unter ihnen gesucht? Wir können darüber nicht sprechen.

In ihrer Schublade hatte Lyda Spielkarten. Ich hatte nicht gewusst, dass sie so sehr an Karten glaubt. In einer fröhlicheren Stunde hatte ich ihr einmal erzählt, dass ich Karten legen kann und ihr «die ganze Wahrheit» sagen könnte. Lyda bittet mich nun, ihr die Karten zu legen. Ich lehne ab. Ach, wie habe ich gelitten. Es war wirklich schwierig. Denn mir ist klar: Wenn ich etwas weiss, dann zeigen die Karten das auch.

Als uns niemand zusah, hat Lyda das Kartenspiel in ihrer Schublade gemischt, hat eine Karte gezogen und mich gefragt: Was bedeutet diese Karte? – Hätte jemand anderes mir diese Frage gestellt und wäre nicht von Edwin die Rede gewesen, so hätte ich gesagt, dass diese Karte «Sarg» bedeutet. Aber ich weiss ja, dass er nicht mehr lebt. Deshalb sage ich: «Sie bedeutet ‚Geschenk‘.»

Lyda glaubt mir nicht, sie zieht eine neue Karte.

*– Und diese Karte? – O! Eigentlich müsste ich sagen:
Das sind Tränen, lauter Tränen!*

*– Bei dir wird nach einer Reise eine Frau erscheinen.
Vielleicht bringt sie Neuigkeiten, erkläre ich.*

Sie glaubt mir wieder nicht. Ich senke den Kopf und sage nichts mehr. Ich bin eine schlechte Schauspielerin.

Aber Lyda bekommt einen Brief von einer Frau, von einer «Reise», das heisst aus dem Ghetto.

«... Und wenn du Edwin nicht mehr sehen solltest», schreibt die Verfasserin des Briefes, «dann tröste dich damit, dass ihr euch mit Gottes Hilfe in der anderen Welt bestimmt wiedersehen werdet...»

Deutlicher kann man es ja nicht sagen. Trotzdem werde ich schweigen. Ich begleite sie aus dem Dienst nach Hause. Jetzt ist es dort kalt, ein grosses Durcheinander. Auf dem Bett liegt Edwins Morgenrock. Er ist warm und neu. Vielleicht hat Lyda gesehen, dass ich diesen Morgenrock etwas genauer betrachtet habe. Aber sie hat mich nicht richtig verstanden. Vielleicht hat sie sich auch gar nichts dabei gedacht:

- Nimm diesen Morgenrock, levute. Er wird dir helfen. Du hast doch gesagt, dir sei einer abhanden gekommen, den du jemandem geliehen hattest.

- Niemals Lyda, was denkst du denn? Wenn Edwin zurückkommt, dann kann ich doch nicht zu euch kommen und ihm den Morgenrock zurückbringen. Nein, das möchte ich nicht.

- Edwin wird nicht mehr kommen. – Lyda sank auf einen Stuhl.

Ein angekündigter Tod

Lyda hält es in dem Zimmer, in dem sie mit ihrem Mann gewohnt hat, allein nicht mehr aus. Nach der Arbeit sitzt sie bei den Holzmanns auf dem Sofa, blickt vor sich hin, spricht von Edwin, von dem, was war. Mit Helene Holzmann liest sie in seinem Tagebuch

und den Texten seiner Kompositionen. Es macht die beiden Frauen ganz beklommen, als sie erkennen, wieviel Vorahnung in den Gesängen der «Kleinen deutschen Totenmesse» zu liegen scheint, die Edwin Geist zwei Jahre zuvor, als der Krieg in Litauen noch gar nicht begonnen hatte, im Gedenken an die eigene Mutter geschrieben hat.

(Tenor-Solo:)

*Wie sollte ich nicht weinen,
Da du verlassen mich;
Mein Herz möcht' sich versteinen,
Nun ich bleib» ohne dich.*

(Knaben:)

*Wie waren wir geborgen,
Trotz aller Lebensnot;
Jetzt schweigen uns»re Sorgen,
Gesiegt hat ja der Tod.*

(Tenor-Solo:)

*Wie war der Sommer heiter,
Eh dich die Kälte schlug;
Steig nur zurück die Leiter
Zum Himmel, der dich trug.*

Margarete Holzman erzählt, dass Lyda in dieser Zeit immer wieder auf die Fabel vom Wolf und dem Lamm zu sprechen gekommen sei.

Ein Zicklein steht am Bach. Da kommt der Wolf und sagt: «Du hast mein Wässerchen getrübt!» – «Wie sollte ich dein Wässerchen trüben?» entgegnet das Zicklein. «Ich bin ja eben erst geboren und trinke nur meiner Mutter Milch.» – «Aber du stehst in meinem Schatten!» erwidert der Wolf und zerreisst es.

Den Abend des 24. Dezember verbringt Lyda Geist bei den Freunden. Sie und Helene Holzman haben im Laufe des Tages Vocolka besucht, den Violinisten aus Geists Trio, der mit seiner gefährdeten Frau und den Kindern in einer lichtlosen Wohnung in der Kaunaer Altstadt wohnt. Eines der Kinder ist vor wenigen Tagen an Diphtherie gestorben, weil sich Vocolka aus Angst, das Versteck seiner Frau könnte entdeckt werden, nicht getraute, einen Arzt in die Wohnung zu lassen, und den Gang ins Krankenhaus zu spät unternahm.

Eine jammervolle Hoffnungslosigkeit lag über der ganzen Familie. Als wir heimgingen, erinnerte Lyda an den Weihnachtsabend vor zwei Jahren, wo wir noch alle, alle zusammen waren und fröhlich feierten.

Das neue Jahr bringt einen Schimmer von Hoffnung. In Stalingrad zeichnet sich der Sieg der Roten Armee ab, von dem viele schon damals glauben, dass er einen Wendepunkt im Krieg markiert. Auch Lyda, so berichtet Helene Holzman, sei bei der überraschenden Neujahrsbotschaft aufgelebt. Aber die Erstarrung, in die sie nach dem Verschwinden ihres Mannes verfallen ist, löst

sich nicht mehr. Denen, die ihr nahe sind, verheimlicht sie nicht, mit welchen Gedanken sie umgeht. Ieva Simonaityte erzählt, wie Lyda eines Tages während der Arbeit in der Behörde aus der Tasche ihres Kleides ein Messer nimmt und damit zu spielen beginnt.

*Lyda, woher hast du denn dieses Frosch-Schlachtmesser?
neckte ich sie. – Wozu brauchst du das?*

– O, vielleicht wird es mir einmal sehr nützlich sein . . .

Ieva Simonaityte will das, was sie ahnt, nicht ernst nehmen. Sie erklärt Lyda, mit diesem Messerchen würde sie sich allenfalls verletzen. Lyda lässt sich das gesagt sein und geht zu Helene Holzman.

Eines Tages bat sie mich, ihr eine Dosis Gift zu geben. Sie wusste, dass wir uns für den Fall einer Verhaftung versehen hatten. Einige Tage später fragte sie, wie eigentlich Zyankali wirke, ob es schnell zum Tode führe oder man sich lange quälen müsse. Ich lachte sie aus, war aber im Innern erschrocken über diese Gedanken. Ich nahm mir vor, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Es scheint nicht Helene Holzman gewesen zu sein, die Lyda Geist das erwünschte Gift verschafft hat. Aber dass Lyda schliesslich über einen Vorrat davon verfügte, steht ausser Zweifel. Sie hat ihn ihrer Kollegin Simonaityte gezeigt.

Nach einigen Tagen zog sie ein Fläschchen aus ihrer Tasche. Es enthielt ein Pulver. An die Farbe kann ich mich nicht mehr erinnern.

– Was ist das?

– Zyankali. Wenn du mir sagst, dass das Messerchen untauglich ist, so wird das hier helfen.

– Lyda! Was hast du dir jetzt wieder ausgedacht...

– Pst! Schrei nicht so. Der Tag wird kommen. Dann wird mich kein Teufel lebendig in seine Klauen bekommen. Niemals!

Anfang Januar, drei oder vier Wochen nach der Ermordung des Mannes, mit dem sie so lange von einem Kind geträumt hat, wird Lyda Geist in einem Schreiben der Sicherheitspolizei noch einmal aufgefordert, sich der überfälligen Sterilisation nun endlich zu unterziehen. Margarete Holzman erinnert sich, wie Lyda in diesen Tagen immer mehr versteinert – wie sich alle litauischen Ärzte, zu denen sie noch einmal geht, unter ihnen der hochangesehene Professor Pranas Mazyllis, weigern, die Operation vorzunehmen, während ein deutscher Arzt, Professor Hagedorn, der in Kaunas eine Privatklinik betreibt, schliesslich knapp und ungehört erklärt: «Gut, ich mach's.» Aber auf dieses Angebot geht Lyda nicht ein und gibt es auch vor den Leuten der Sicherheitspolizei nicht preis.

Lyda wieder bei Stütz, bei Rauca, bei ihren entsetzlichen Quälern. Sie sei zu dem geforderten Eingriff bereit, aber fände keinen Arzt, der dazu bereit sei. «Wie und wo Sie das machen, geht uns nichts an. Suchen Sie irgendeinen Arzt. Unser Vertrauensmann,

Dr. Obst, muss bei der Operation zugegen sein, damit ihr Juden keine Schwindeleien macht!»

Es war zuviel. Lyda war zu einem grauen Schatten geworden. Wie kann sie jetzt noch eine Operation überstehen? Sie sass in unserer Sofaecke und sah still vor sich hin. «Wenn sie mich noch einmal rufen, gehe ich nicht», sagte sie.

Wenige Tage später klingelt das Telefon in ihrem Büro.

Ein Anruf für Frau Geist. Ob sie schon die Operation gemacht hat, wie es befohlen worden war und wie sie es versprochen hatte?

– Mein Mann ist schon nicht mehr da – höre ich Frau Geist sagen – wozu braucht man denn dann noch die Operation?

Frau Geist müsse doch wissen: wenn einmal ein Befehl ergangen ist, dann ist er unwiderruflich. Sie solle heute um drei Uhr in den Sicherheitsdienst kommen.

Frau Geist legt den Hörer auf. Ich habe schon vieles in meinem Leben gesehen, aber dass sich innerhalb einer Minute – vielleicht in noch kürzerer Zeit – einer Frau die Härchen im Gesicht sträuben, das habe ich noch nicht gesehen.

– Diese Teufel werden mich nicht lebendig bekommen – flüsterte Lyda Geist. Sie setzte sich ganz ruhig an ihren Schreibtisch. Ordentlich legte sie ihre Arbeit zusammen und schob mir die Sachen über den Tisch zu. Dann nahm sie Papier, schrieb einige Briefe und legte sie in ihre Schublade.

– Wenn sie kommen ... dann gib das ab. – Dann hat sie ordentlich einen kleinen Antrag gestellt, dass man sie in die Stadt gehen liesse. Während sie schrieb, zitterte ihre Hand nicht. Aber die

Härchen in ihrem Gesicht blieben gestäubt. Ich habe sie bis zum Ausgang begleitet. Wir gingen sehr langsam. Die ganze Zeit habe ich auf sie gesprochen. Sie solle laufen, sich verstecken. Sie hat nur den Kopf geschüttelt.

Margarete Holzman erinnert sich, wie auch sie an diesem Tag während der Arbeit zum Telefon gerufen wurde und wie Lyda zu ihr sagte: «Greta, ich möchte mich von Ihnen verabschieden» – und noch heute fragt sie sich manchmal, ob sie Lyda Geist damals von ihrem Vorhaben nicht hätte abbringen können. Doch dann fällt ihr ein, dass sie die Tragweite von Lydas Worten, als man sie aus einem Diktat ans Telefon rief, vielleicht gar nicht wirklich verstanden hat. Und ihr Büro einfach verlassen – das konnte sie auch nicht. Später an diesem Tag, als sie mit ihrer Mutter in der Wohnung der Geists vor der toten Lyda steht, hört sie den von der Hausbesitzerin gerufenen Arzt sagen: «Die Dosis war so hoch – die hätte ein Pferd umgebracht.»

Helene Holzman berichtet ebenfalls, Lyda sei an ihrem Todestag im Dienst angerufen worden – von Stütz, der auch Edwin Geist verhaftet hatte – und für drei Uhr in das Haus der Polizei bestellt worden. Bei dem Datum, das sie angibt – 10. Januar 1943 – scheint sie sich allerdings geirrt zu haben: der 10. Januar 1943 war für Lyda und wahrscheinlich auch für Stütz dienstfrei – ein Sonntag.

Ich hatte vergebens bei Lyda anzurufen versucht, war besorgt und ging mit Gretchen, sie aufzusuchen. Vorher gingen wir [ins] Nebenhaus zu Dolly. Lyda sei bei ihr gewesen und habe immer

wieder gesagt: «Ich gehe nicht zu den Mördern, ich weiss schon, was ich tun werde.» Von dort telefonierten wir noch einmal. Die Wirtin antwortete: «Bitte kommen Sie selbst. Frau Geist antwortet nicht auf mein Klopfen.»

Wir rissen den lockeren Türriegel auf. Die elektrische Tischlampe brannte. Dort auf dem Bett lag sie, bleich, entseelt. Auf der Erde, wie eben ihrer Hand entfallen, ein zerbrochenes Gläschen.

Der herbeigerufene Arzt stellte Tod durch Vergiftung fest. Der Wirt meldete es dem Polizeirevier. Ein litauischer Beamter kam am nächsten Tag, fragte gelassen, ob die Selbstmörderin Verwandte habe, und machte eine Aufstellung des Inventars. Die Stube wurde verschlossen. Unsere Bitte, die Tote begraben zu dürfen, wurde abgelehnt. Die Leiche käme in die Anatomie.

Am 13. Januar ging ich noch einmal in die Wohnung. Es war kaltes, trübes Wetter ohne Schnee. Die Haustür stand offen, und zwei Männer trugen eine bedeckte Bahre heraus. Sie war so flach, dass man sich kaum vorstellen konnte, dass ein Menschenkörper zwischen den Tüchern liegt, der Leib meiner Lyda, der schönen, liebenden Lyda. Die Bahre wurde auf einen Bretterkarren gelegt, und ein weisses Pferdchen mit braunrotem Zaumzeug zockelte mit der leichten Ladung die enge Gasse hinter dem Gefängnis entlang zur Hinterpforte der Anatomie. Ich ging ihm nach, einziger einsamer Begleiter des armseligsten Leichenbegängnisses.

Mit Hilfe einer russischen Freundin, die eine Ärztin in der Anatomie kennt, gelingt es Helene Holzman schliesslich doch, der toten Lyda ein Grab zu verschaffen.

Wir bestachen den Totengräber des Friedhofs, sie auf einem unregistrierten Plätzchen zwischen zwei alten Gräbern zu begraben.

Simonaityte gab uns Lydas zärtlichen, ergreifenden Abschiedsbrief: «Ich glaube, ich brauche Ihnen nichts zu sagen, denn Sie wissen mehr als ich.»

Nie sind Menschen qualvoller zu Tode gemartert worden als diese beiden Liebenden, Erfüllten.

v

Mutmassungen über das Vermeidliche

Helene Holzman wird verstanden haben. Wie Lyda zu ihrem Entschluss kam, scheint klar zu sein – wenn sich bei soviel Dunkel von Klarheit sprechen lässt. Nicht klar ist jedoch, warum Edwin Geist Anfang Dezember 1942 verhaftet und einige Tage später ermordet wurde, nachdem er im Frühjahr aus dem Ghetto entlassen worden war und bei den deutschen Behörden sogar die Freilassung seiner Frau erwirkt hatte.

Amtliche Dokumente zu seiner Verhaftung, ein Urteil, Akten, aus denen der Grund oder eine offizielle Begründung für seine Erschiessung hervorginge, haben sich nicht gefunden. Und keiner von denen, die über seinen Tod berichten – auch nicht Ieva Simonaityte und Helene Holzman, die am besten Bescheid wissen –, gibt eine Erklärung für das, was mit Edwin Geist geschehen ist. Niemand stellt die Frage: Warum? Und warum zu diesem Zeitpunkt?

Haben die deutschen Behörden am Ende doch erkannt, dass die Aussagen und Dokumente, mit denen Edwin Geist Lydas «Haibariertum» beweisen wollte, allesamt falsch sind? Aber hätten sie dann nicht zusammen mit dem Anstifter des Betrugs auch dessen Nutzniesserin ins Ghetto zurückgebracht?

Könnte es sein, dass die deutsche Zivilverwaltung im Laufe der Wochen und Monate die Geduld mit Geist verloren hat – diesem lästigen Individuum, das erst mit lächerlicher Hartnäckigkeit die Dienststellen belagert, dann keine seiner Zusagen erfüllt, keine der getroffenen Abmachungen einhält und trotzdem die Unverfrorenheit besitzt, weiter sichtbar und sogar auffällig zu bleiben.

Geist verhält sich in der Zeit nach Lydas Freilassung unvorsichtig. Es hat den Anschein, als sei er überzeugt, dass ihm nach der wundersamen, mit trauntänzerischer Zuversicht betriebenen und schliesslich bewerkstelligten Befreiung Lydas nun auch alles andere gelingen werde. Er schlägt nicht nur die Auflagen der Polizei, sondern auch den guten Rat der Freunde in den Wind. Die Polizei hat verlangt, dass er sich von seiner Frau scheiden lässt und keinen Umgang mehr mit ihr pflegt. Helene Holzman rät ihm, sich zeitweilig von Lyda zu trennen, in eine andere Stadt zu ziehen, seinen Verfolgern aus den Augen zu gehen. Sie rät ihm, wie es auch Ieva Simonaityte tut, wenn nicht in ein Versteck, so doch in die Unauffälligkeit abzutauchen, sich nicht um jeden Preis an seine Musik zu klammern, eine Zeitlang besser gar nicht zu komponieren und stattdessen eine gewöhnliche Arbeit anzunehmen. Er jedoch besteht darauf, sein Leben so zu führen wie bisher – zusammen mit Lyda.

Geist hätte gute Chancen gehabt, sich selbst und also auch Lyda zu retten, wenn er den Ratschlägen der Freundinnen gefolgt wäre. Stattdessen führt er, zur Unzeit, ein «normales» Leben, das – je länger es währt, desto deutlicher – von den deutschen Behör-

den als Provokation wahrgenommen worden sein könnte. Schon im Juni 1942, als sich herausstellte, dass die längst zugesagte Scheidung noch gar nicht in die Wege geleitet war, hatte ihm Rauca gedroht: «Sollten Sie meinen Befehl nicht ausführen, lasse ich Sie sofort festnehmen und in's Ghetto zurückbringen.»

Ins Visier deutscher Stellen könnte Geist Ende 1942 auch noch auf einem ganz anderen Weg geraten sein – im Zusammenhang mit Ermittlungen, die nicht ihn selbst, sondern Dora Kaplan betrafen, die Frau, die ihm mit ihren guten Kontakten zu einflussreichen Deutschen, namentlich zu Rauca, geholfen hatte, aus dem Ghetto freizukommen und in der Stadt wieder Fuss zu fassen. Eine Woche nach Lydas Tod wird Dora Kaplan verhaftet und wenige Tage später auf dem Neunten Fort erschossen. Helene Holzman berichtet darüber in ihren Aufzeichnungen.

Es zeigte sich, dass man über sie bis zur geringsten Einzelheit orientiert war und sie seit langer Zeit bespitzelt gewesen sein musste. Keiner ihrer Freunde, kein Advokat Novickas, kein Hochwürden Pater Fulst, der als Vertrauensmann des SD dort einen nicht geringen Einfluss hatte, konnte ihr helfen. Der Prozess war kurz: Fälschung von Dokumenten, trotz wiederholter Warnung ständige Beziehungen zu den Juden und zu staatsfeindlichen Elementen. Novickas, der sich genau orientierte, erzählte alle Einzelheiten.

Die Aufdeckung von Dollys Doppelrolle muss den führenden Nazis in Kaunas, bei denen sie mit ihren abenteuerlustigen Einsätzen

für Juden und andere Schutzbedürftige etwas zu erreichen versucht hatte, einiges Kopfzerbrechen bereitet haben. Die Sorge, sich mit ihrem Sturz selbst zu kompromittieren, wird diese Leute, zu denen neben Rauca auch Stütz gehörte, der Geist schliesslich verhaftete, gegen Mitwisser nicht gnädig gestimmt haben. Und zu den möglichen Mitwissern gehörten all jene, denen Dolly geholfen hatte. Auch dies ist nur eine Vermutung: Im Zuge der heimlichen Ermittlungen gegen Dora Kaplan könnte Geist als eine nicht unbedingt bedrohliche, aber doch missliebige Gestalt von Neuem ins Blickfeld der Nazi-Verantwortlichen geraten sein. Mit seinem kompromittierenden Wissen hätte er wahrscheinlich nicht viel anfangen können. Aber dass er es besass, darüber lässt sein Tagebuch keinen Zweifel. Ein «Hürchen» hätte er Dora Kaplan vermutlich nicht mehr genannt, wenn er ihr Ende erlebt hätte.

Der Koffer des Vladas Varcikas

Kaunas, Mitte Dezember 2000. Ich bin zum zweiten Mal in Litauen. Beim ersten Mal, im Frühjahr 2000, ging es noch um Helene Holzman und ihre Aufzeichnungen. Ende August sind sie erschienen und haben drei Monate später einen ehrenvollen Preis zugesprochen bekommen – fünfzig Jahre nach ihrer Niederschrift, dreissig Jahre nach dem Tod der Verfasserin. Die beiden Herausgeber durften das Preisgeld in Empfang nehmen. Mein

Anteil hat mir geholfen, diese zweite Reise nach Litauen zu unternehmen. Diesmal geht es um Edwin Geist.

Es nieselt in Kaunas, und es ist kalt. Mit Fruma Kucinskiene gehe ich die breite Kestucio gatve im Stadtzentrum entlang. Wir suchen das Haus Nummer 40, die letzte Adresse von Edwin und Lyda Geist, das Haus, in dem Edwin verhaftet wurde und in dem vier Wochen später Helene und Margarete Holzman die tote Lyda fanden.

In Litauen haben sich die Städte in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg langsamer und auf andere Weise verändert als bei uns. Bomben und Granaten haben dort während des Krieges vergleichsweise wenig zerstört. Nachher ist das, was vorher schon alt war, weiter gealtert, und das einst Moderne ist verwittert. Selten hat man etwas renoviert und noch seltener Älteres durch Neues ersetzt. Das Neue wurde ausserhalb des Zentrums, auf freiem Feld errichtet und ist seitdem rascher verfallen als alles, was schon da war. So kommt es, dass die Chancen, auf wenig veränderte oder zumindest noch erkennbare Schauplätze von Geschehnissen zu stossen, die sich vor fast sechzig Jahren zugetragen haben, in Litauen viel grösser sind als in Deutschland. Aber mit dem Haus Nummer 40, dessen Fassade von vier imposanten Halbsäulen gegliedert wird, haben wir wenig Glück. Es stammt zwar aus der Vorkriegszeit. Aber ausgerechnet auf der linken Seite im Erdgeschoss, dort, wo nach hinten hinaus die kleine Wohnung der Geists gelegen haben soll, ist ein neuer Laden eingerichtet worden, mit einem mondänen Schild über dem Eingang,

ein blauer Schriftzug auf goldenem Grund in litauischen Englisch: «Top ofisas» – ein Laden für Bürobedarf Wir treten ein.

Fruma hat sich schon im Frühjahr bei der Suche nach den Plätzen, an denen sich die Vorgänge zutrugen, über die Helene Holzman berichtet, als eine wunderbare Pfadfinderin erwiesen. Mit ihrer stillen, liebenswürdigen Beharrlichkeit gelang es ihr, Türen zu öffnen, an die zu rühren mir gar nicht eingefallen wäre. Jetzt fragt sie die Verkäuferin nach ihrem Chef, erklärt diesem unseren Besuch, versucht Auskünfte einzuholen. Nein, die alte Aufteilung des Erdgeschosses sei verschwunden. Wände seien entfernt, andere neu gezogen worden. Der neue Laden nimmt die ganze Breite des Hauses ein. Die Wohnung der Geists muss im rückwärtigen Teil dieses Ladens gelegen haben. Sie ist nicht mehr da. Aber den dunklen Hof hinter dem Haus, auf den die Fenster dieser Wohnung gingen, gibt es noch. Und dort findet sich auch noch eine Spur. Da, wo hinter der Hauswand heute das Bürogeschäft liegt, sind die Umrisse von drei Fenstern zu erkennen. Jetzt sind sie zugemauert. Es müssen die Fenster von Edwins und Lydas letzter Wohnung gewesen sein, und durch eines von ihnen muss Vladas Varcikas kurz nach Lydas Selbstmord in das Zimmer der Geists eingebrochen sein.

Wir haben Varcikas früher an diesem Vormittag besucht. Er hat uns gesagt, wo wir suchen sollen, wo genau die Wohnung der Geists gelegen habe. Fruma hatte gemeint, ich müsse die Geschichte von Varcikas mit eigenen Ohren aus seinem Mund hören, und hatte ein Treffen mit ihm verabredet – an seinem Ar-



Kaunas, Dezember 2000. Das letzte Haus der Geists, Kestucio gatve 40. – Die zugemauerten Fenster im Erdgeschoss zur Hofseite. – Vladas Varcikas und Fruma Kucinskiene vor dem Eingang des Kaunaer Musikgymnasiums.

beitsplatz. Mit mehr als achtzig Jahren gibt Vladas Varcikas noch immer Violinstunden im Kaunaer Musikgymnasium. Die Schule liegt ebenfalls an der Kestucio gatve, nur ein paar hundert Meter vom Haus Nr. 40 entfernt. Vor dem Krieg war in diesem Gebäude das Jüdische Realgymnasium untergebracht.

Wir fragen uns zu dem Klassenzimmer durch, in dem Varcikas unterrichtet. Er ist noch bei der Arbeit, aber er winkt uns, einzutreten. Es ist kalt in diesem Raum. Wir behalten die Mäntel an. Varcikas sitzt hinter einem Lehrerpult, ein rüstiger alter Herr. Vor ihm steht ein kleiner Schüler mit grosser Geige und bemüht sich um eine Tonleiter. Varcikas erklärt ihm etwas, lässt ihn die Tonleiter noch zweimal wiederholen, nimmt dann seine eigene Geige zur Hand und bringt die Tonleiter mit einigen vor allem für seine Besucher bestimmten Verzierungen ein letztes Mal zum Klingen. Nachdem sich der Junge höflich verabschiedet hat, rückt Varcikas zwei Stühle heran und kehrt hinter sein Pult zurück. Ich sitze ihm gegenüber, ungefähr da, wo der Junge gestanden hat. Fruma hat auf einem Stuhl seitwärts Platz genommen. Sie dolmetscht. Ich spreche kein Litauisch und Varcikas kein Deutsch.

Die Geschichte, die er erzählt, ist abenteuerlich. Aber so hat sie sich offenbar zugetragen. Varcikas war schon damals Musiker, Geiger im Orchester des Kaunaer Theaters. Eines Tages kam sein Freund Vincas Zigmantas, der in der Kestucio gatve wohnte, zu ihm und berichtete, in einem Zimmer in der Nachbarschaft sei ein Selbstmord geschehen und es lägen dort viele Noten herum, ob er sich die nicht mal ansehen wolle. Möglich, dass Varcikas

von seiner Schwiegermutter in dem riskanten Vorhaben bestärkt wurde. Ähnlich wie Helene Holzman hat Sofia Binkiene in der «deutschen Zeit» vielen Bedrohten und Verfolgten geholfen und wird deshalb im heutigen Litauen als «Retterin» geehrt. Sie war die Witwe des Dichters Kazys Binkis, der Ende der zwanziger Jahre für Max Holzman den «Struwelpeter» ins Litauische übersetzt hatte. Möglicherweise hatte sie auch durch Helene Holzman, mit der sie seit Langem gut bekannt war, von Edwin Geist und seiner Geschichte gehört.

Als Orchestermusiker besass Vladas Varcikas einen Spezialausweis, der ihm den Aufenthalt auf der Strasse auch nach der sogenannten «Kommandantstunde» noch erlaubte. Mit seinem Freund verschaffte er sich eines sehr frühen Morgens Zutritt zur Wohnung der Geists, die nach Lydas Tod von der Polizei versiegelt worden war.

Mit einem Schraubenzieher, so erzählt er, hätten sie eines der Fenster zum Hinterhof aufgehebelt. Das Zimmer sei fast vollständig ausgeplündert gewesen – ein grosses Durcheinander. Überall hätten Noten herumgelegen – einzelne Blätter und Bögen, Notizen, Angefangenes und Abgebrochenes, abgeschlossene, von Hand gebundene Partituren, auch ein Vorrat an frischem Notenpapier. In einem Koffer schleppten Varcikas und sein Freund die Papiere davon und versteckten sie zuerst bei Zigmantas und später, als dem die Sache zu heikel wurde, auf dem Dachboden im Haus der Schwiegermutter. Dort hätten sie jahrzehntelang gelegen – unbeachtet und halb vergessen. «Was soll ich damit?» habe Sofia Binkiene ihn, Varcikas, gefragt, als sie Jahre später von

Kaunas nach Vilnius umzog. Aber mitgenommen habe sie Geists Hinterlassenschaft trotzdem, und so sei sie erhalten geblieben.

Zuletzt zieht Varcikas aus einem Seitenfach seines Pults einige in gelbliches Papier gebundene Broschüren hervor und legt sie vor mich hin. Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Gesten, die er dazu macht, richtig deute – aber Fruma nickt mir zu: Varcikas wolle mir die Hefte zum Geschenk machen. Sie stammen aus seinem Einbruch in Geists Zimmer im Januar 1943 – vier Bände aus der Reihe «Eulenburg's kleine Orchester-Partitur-Ausgaben». In jedes Heft hat Edwin Geist seinen Namen und dazu ein Datum gesetzt. Eines enthält auf einer unbedruckten letzten Seite einige Bleistiftnotizen – Stichwörter, die ich zwar entziffern, aber in diesem Augenblick, während ich noch am Beginn der Suche bin, nicht verstehen und einordnen kann: Sterbende Seele. Die Einsamen. Requiem. Der Golem.

Friedhofsunruhe

Zu der Zeit, als Varcikas seine räuberische Rettungsaktion organisiert, ist Fruma neun Jahre alt und lebt mit ihren Eltern und ihrem Bruder noch im Kaunaer Ghetto. Im Spätherbst 1943 wird sie herausgeschmuggelt und übersteht die letzten Monate der deutschen Zeit unter falschem Namen in verschiedenen Unterschlupfen – bei den Holzmanns, in einem Kinderheim, in Ku-

lautuva an der Memel auf dem Hof einer russischen Gutsbesitzerin, Lidija Fugalevic-Goluboviene. Fruma hat als einzige aus ihrer Familie die deutsche Schreckensherrschaft überlebt. Ihre Grosseltern mütterlicherseits wurden schon bei der Grossen Aktion im Oktober 1941 ermordet, der Vater, die Mutter und ihr Bruder Anfang Juli 1944, bei der Liquidierung des Ghettos.

Nach dem Krieg, der in Litauen Anfang August 1944 zu Ende geht, bleibt sie bei den Holzmanns. Helene Holzmann nimmt sie wie eine Tochter auf. Fruma hat später in Litauen geheiratet und ist Radioingenieurin geworden. Ihr Arbeitsplatz war die riesige Backsteinkirche auf dem Grünen Berg, von der Geist in seinem Tagebuch für Lyda schreibt, sie weise ihm die Richtung, «wohin ich die Wellen meiner Seele zu senden habe». In sowjetischer Zeit wurde der unvollendete Bau in eine Radiofabrik umgewandelt. Auf dem Turm waren die Antennen einer Testanlage installiert.

Als Helene und Margarete Holzmann 1965 aus der Sowjetrepublik Litauen in die Bundesrepublik auswanderten, rissen die Verbindungen allen Widrigkeiten zum Trotz nicht ab. Bis heute sind Margarete Holzmann und Fruma Kucinskiene einander wie Schwestern zugetan.

Aus ihrer Zeit im Kaunaer Ghetto hat Fruma keine Erinnerungen an die Geists. Erst bei den Holzmanns, nach dem Krieg, hat sie von ihnen gehört. Und sehr genau erinnert sie sich an Lydas Grab auf dem grossen Friedhof am Rand des Kaunaer Stadtzentrums, zwischen Vytautas-Prospekt und Trakų gatvė. Heute wohnt sie mit ihrem Mann Donatas ganz in der Nähe. Damals mussten sie

und die Holzmans von deren Wohnung in der Visinskio gatve auf dem Grünen Berg einen langen Weg gehen, wenn sie Lydas Grab besuchten. Es blieb auch nach dem Krieg unbezeichnet. Aber es war da, und es wurde gepflegt. Fruma hat nicht vergessen, wie hart es sie gelegentlich ankam, auf Geheiss ihrer Pflegemutter allein oder zusammen mit der acht Jahre älteren Margarete Erde an Lydas Grab zu schleppen, damit dort die Blumen gut wuchsen. Und besonders deutlich erinnert sie sich an einen Tag, als eine Freundin von Margarete mit von der Partie war und die beiden älteren Mädchen hinter ihr gingen und sie wegen ihrer dünnen Beine mit einem russischen Liedchen aufzogen: «Hühnchen gebraten, Hühnchen gekocht, ging die Strasse entlang...»

Reguläre Gräber von Juden gab es auf diesem Friedhof nicht. Hier lagen vor allem katholische Litauer, und aus der Zeit, als Kaunas Hauptstadt des Landes gewesen war, gab es viele Gräber von Leuten, die sich auf diese oder jene Weise um das unabhängige Litauen der Zeit zwischen den Weltkriegen verdient gemacht hatten – Freiheitskämpfer zum Beispiel, die zu Beginn der zwanziger Jahre einen Versuch der Roten Armee abgewehrt hatten, das Land schon damals unter sowjetische Kontrolle zu bringen. Hier waren auch zwei besonders grosse, besonders tragische Helden des freien Litauen beerdigt: die beiden Ozeanflieger Steponas Darius und Stanislovas Girenas, die im Juli 1933, von New York kommend, den Atlantik schon überquert hatten und dann wenige hundert Kilometer vor Kaunas, wo 25'000 Menschen ihre Ankunft erwarteten, über damals deutschem, heute polnischem Ge-

biet abstürzten. Wegen solcher Erinnerungen war dieser Friedhof ein Ort des nationalen Gedenkens und in den Tagen des Ungarn-Aufstandes 1956 auch ein Ort des Protests gegen die Politik der sowjetischen Führung. Deshalb wurde er in den Jahren danach aufgelöst und in einen Park verwandelt. Der Geist des Protestes liess sich auf diese Weise nicht dauerhaft von dem Gelände vertreiben. Aber die Toten wurden umgebettet. Denkmäler und Gräber verschwanden. Auch das Grab von Lyda.

Ihr Bruder Volja, der den Krieg im Inneren der Sowjetunion überlebt hatte, nachher wieder in Kaunas wohnte und später nach Israel ging, wo er 1997 starb, sorgte in jenen Jahren dafür, dass Lyda ein neues Grab auf dem jüdischen Friedhof an der Minkovskiu gatve auf dem linken Memel-Ufer bekam – und nun auch einen Stein mit ihrem Namen: **ЈiH/ja reHCT**. Im Juni 2003 haben Fruma und ihr Mann Donatas dieses Grab, von dessen Existenz sie zwar gehört, das sie aber nie gesehen hatten, nach mehreren vergeblichen Gängen schliesslich gefunden. An den Jahreszahlen auf den umliegenden Gräbern lässt sich erkennen, dass es um das Jahr 1960 angelegt worden sein muss.

Edwin Geist hat kein Grab bekommen. Die Leichen derer, die auf dem Neunten Fort von Kaunas, ob einzeln oder in grosser Zahl, erschossen wurden, verschwanden in Massengräbern auf einem weiten Feld neben der Festungsanlage. Ende 1943, als sich abzeichnete, dass die deutsche Zeit in Litauen nicht ewig währen würde, erging der Befehl, die Spuren des Mordens zu verwischen. Die Totengruben neben dem Fort wurden geöffnet und die Lei-



*Der ehemalige katholische Stadtfriedhof und jetzige Stadtpark
zwischen Vytautas-Prospekt und Trakų gatvė. April 2000.*



*Das Feld neben dem Neunten Fort, auf dem sich in der Zeit der deutschen
Besetzung die Massengräber für die Ermordeten befanden. April 2000.*



Das Grab von Lyda Geist auf dem Jüdischen Friedhof an der Minkovskii gatve. Juni 2003. Die Inschrift lautet – mit irrtümlicher Zeitangabe: «Lida Geist, geborene Bagranskaja. Umgekommen als Opfer der Untaten des Hitler-Regimes, im Winter 1943-1944.»

chen in einer viele Wochen dauernden «Aktion» hinter ringsum ausgespannten Stoffbahnen, die als Sichtblende dienten, verbrannt.

Geschichte im Versteck

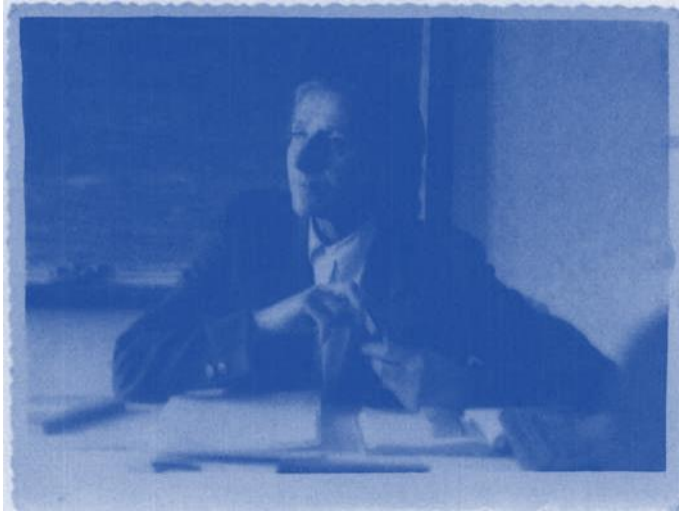
Fruma erinnert sich auch an fünf gewöhnliche, dünne Schulhefte, die in einem bestimmten Fach einer Kommode in der Wohnung der Holzmanns lagen. Mit einer Schnur seien sie zusammengebunden gewesen, so dass man sie nicht ohne weiteres öffnen konnte. Edwin Geists Tagebuch für Lyda blieb nach dem Krieg bei den Holzmanns. Helene Holzmann schickte damals ein Paket mit verschiedenen Dingen aus dem Besitz von Geist an seine Tante in Berlin. Aber das Tagebuch behielt sie. In ihren Aufzeichnungen zitiert sie einige Passagen daraus. Geists Tagebuch für Lyda gehört zu den wenigen schriftlichen Zeugnissen, auf die sie zurückgreifen kann, als sie acht Wochen nach dem Abzug der Deutschen, Ende September 1944 darangeht, ihre Erinnerungen an die Geschehnisse der drei vorangegangenen Jahre aufzuschreiben.

Sie beginnt mit dem Schicksal ihrer eigenen Familie – mit dem Verschwinden ihres Mannes bei den Pogromen in Kaunas während der ersten Tage nach dem Einmarsch der Deutschen, mit der Verhaftung und späteren Ermordung ihrer älteren Tochter Marie. Doch während der elf Monate bis zum August 1945, in denen sie

83

haben der Tradition des Regime
 gabe er sich als Halligrunder gabe
 können. Er gabe als Mitglied
 der 1. Klasse bei verbandes die
 beiden Kreistagungen und eine
 Opern-Oper von ihm selbst 1911
 der 1. Vorstellung von Bach.
 Andreassen als eine ~~Arbeit~~ ^{Arbeit} mit der
 selben ^{Art} geben beschränkt, und die ^{von}
 allmählich überall Verwendung
 zu haben auf einem Wagen nach
 Lohmann bei einem Besuch ^{bei}
 Freunden in Karmas hatte er
 seine Frau kommen, nach einem
 Jahr kam er wieder, das war
 eine und blieb hier. Der waf
 gabende Sohn geboren war
 ein zufriedener in die 1. Klasse
 Töchter und einem neuen Kin
 der, wollte nicht gehen und

Eine der zahlreichen Passagen über Geist aus den Aufzeichnungen
 von Helene Holzman.



Helene Holzman. Mitte der fünfziger Jahre.

drei Kladden mit mehr als siebenhundert Seiten füllt, weitet sich ihr Blick. Es gelingt ihr, aus den eigenen Erinnerungen und den Berichten anderer Zeugen ein panoramatisches Bild der jüngst vergangenen Schrecken zu entwerfen. Die Geschichte von Edwin und Lyda Geist ist darin nur eine zwischen vielen anderen – aber eine, die Helene Holzman mit besonderer Aufmerksamkeit und Anteilnahme erzählt. So wie Varcikas die Werke von Geist rettete, indem er sie fortschleppte und versteckte, hat Helene Holzman die Geschichte von Edwin und Lyda Geist gerettet, indem sie sie aufschrieb und – ebenfalls versteckte.

Unter den vielen Geschichten in ihrem Buch, die sich in gängi-



Margarete Holzman, Fruma Kucinskiene und Helene Holzman auf dem Balkon des Hauses in der Visinskio gatve. Ende der fünfziger Jahre.

ge Schemata nicht fügen, ist die Geschichte der Geists eine der irritierendsten. Wer oder was hat Lyda ums Leben gebracht? Das Zyankali, das sie sich selbst verabreichte? Die Gnadenlosigkeit der deutschen Behörden, die den Mann, von dem sie sich ein Kind wünschte, ermorden und nachher trotzdem darauf bestehen, dass sie sich sterilisieren lässt? Dieser Mann selbst, der, um den Künstler in sich zu retten, sich und seine Frau mehr als nötig gefährdet – sehenden Auges, gegen den guten Rat guter Freunde, eigensinnig, leichtsinnig, fahrlässig?

Helene Holzman wagt es, der Geschichte der Geists das, was sie an Verstörendem hat, zu lassen. Man kann nur ahnen, welche

Kraft es sie gekostet haben muss, in der Situation, in der sie schrieb, auf ihrem Interesse an den Einzelheiten und den Komplikationen zu beharren und das verwirrende Wirkliche nicht durch einfache Abkürzungen zuzudecken. Sie konnte nicht ahnen, dass es fünfundfünfzig Jahre dauern würde, bis ihr Bericht der ersten Stunde mit all dem Unwahrscheinlichen, Ungeheuerlichen und Unglaublichen, das er enthält, bei einer endlich aufmerksam gewordenen Nachwelt «ankommt». Aber schon während sie ihn schreibt, bekommt sie zu spüren, dass die eben anbrechende neue Zeit ihren unfügsamen Geschichten durchaus nicht günstig ist.

In den letzten Jahren der Herrschaft Stalins entwickelt die Sowjetunion ihre eigene Spielart von Antisemitismus. Absurde Theorien über Verschwörungen, Terrorismus, Sabotage kosten alle, die in sie verwickelt werden, unter ihnen zahlreiche jüdische Intellektuelle, wenn nicht das Leben, dann die berufliche Existenz und etliche Jahre im Lager. So wenig wie heimkehrende russische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter dürfen jüdische Überlebende mit Schonung oder Mitgefühl oder Respekt angesichts dessen, was sie erlitten haben, rechnen. Die blossе Tatsache, dass sie überlebt haben, stellt sie unter den Generalverdacht der Kollaboration. «Was? Ihr habt den Deutschen einen Flughafen gebaut? – Dann habt ihr ja mitgemacht!»

In den drei Kladden, die Helene Holzman mit ihren Aufzeichnungen füllt, finden sich auf den Seitenrändern regelmässig Datumsangaben. Sie beziehen sich nicht auf die geschilderten Ereignisse, sondern geben an, wann die Verfasserin an ihren Mitteilun-

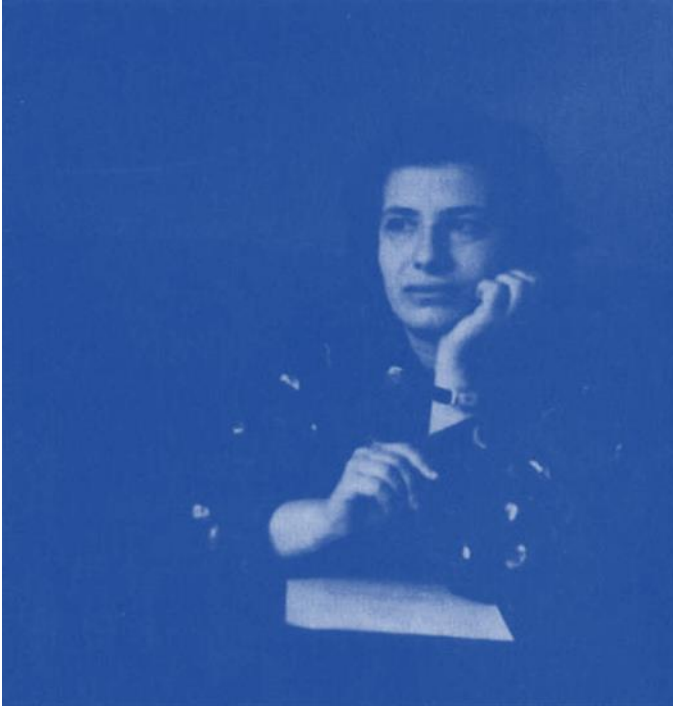
gen geschrieben hat. So lässt sich der Rhythmus der Arbeit und das Tempo, in dem sie vorankommt, gut erkennen. Manchmal schreibt sie an einem Tag nur zwei oder drei Seiten, manchmal acht oder zehn. Sie schreibt nicht an jedem Tag, aber auch nicht etwa nur an den Wochenenden. Anfangs, im Herbst 1944, und in den Wochen vor dem Abschluss, im Sommer 1945, arbeitet sie besonders intensiv. Aber zwischendurch gibt es auch eine – eine einzige – auffällig lange Unterbrechung: keine Zeile wird zwischen dem 25. April und dem 30. Mai 1945 zu Papier gebracht. Irgend etwas hat Helene Holzman in diesen Wochen nachhaltig von der Arbeit abgehalten.

In diese Zeitspanne fällt nicht nur das Ende des Krieges in Europa, sondern auch die Wiederaufnahme der «Verschickungen» durch die Sowjetmacht. Im Juni 1941, wenige Tage vor dem Einmarsch der Deutschen, hatte sie im gesamten Baltikum mit der Deportation von «Bourgeois» begonnen. Nun, in den letzten Tagen des April 1945, richtet sie ihr Augenmerk auf «Volksfeinde», «Kriegsverbrecher», «Angehörige ethnischer Minderheiten», vor allem auf Deutschstämmige, die nicht mit der abziehenden Wehrmacht nach Westen geflohen sind – auch auf deutschstämmige Juden, die gerade ihrer Vernichtung entgangen sind. Wie schon vor dem Krieg stehen die Holzmans erneut auf der Deportationsliste – und wieder kommt es nicht dazu. Damals kam der Einmarsch der Wehrmacht dazwischen. Diesmal ist es Fruma, das Kind aus dem Ghetto, das sie bei sich aufgenommen haben, das nun seine Retter rettet, indem es in letzter Minute den einen so-

wjetischen Funktionär, einen ehemaligen Schüler von Helene Holzman aus dem Deutschen Gymnasium, aufspürt, der bereit ist, mit seiner früheren Lehrerin und deren Tochter eine Ausnahme zu machen. So entgehen die beiden mit knappem Glück der Verbannung nach Tadschikistan. Sie dürfen in ihre bereits von neuen Bewohnern besetzte Wohnung zurückkehren.

Spätestens in diesen dramatischen Tagen wird Helene Holzman klargeworden sein, was die repressive Politik der neuen Machthaber in den folgenden Jahren dann wieder und wieder bestätigt: dass es auf absehbare Zeit keine Chance geben wird, ihre Aufzeichnungen und mit ihnen auch die Geschichte von Edwin und Lyda Geist in der Sowjetunion zu veröffentlichen. Die drei Kladden mit ihren eigenen Aufzeichnungen und die fünf Schulhefte mit dem Tagebuch für Lyda bleiben, wo sie sind – im Fach einer Kommode in ihrer Wohnung auf dem Grünen Berg in Kaunas.

Zwanzig Jahre später, nach einer langen Reihe abschlägig beschiedener Ausreisearträge, bekommt Helene Holzman schließlich die Erlaubnis, mit ihrer Tochter aus dem sowjetischen Litauen in die Bundesrepublik zu übersiedeln – im Juli 1965. Die eigenen Aufzeichnungen nimmt sie mit in den Westen, Edwin Geists Tagebuch nicht – aus Furcht vor zusätzlichen Komplikationen bei der Ausreise. Bei einer der Fahrten in die Hauptstadt Vilnius, die nötig sind, um die ohnehin verwickelten Formalitäten zu erledigen, gibt Margarete Holzman die fünf Hefte im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der Sowjetrepublik Litau-



en ab. Dem Mitarbeiter des Ministeriums, dem sie die Sachen überlässt, einem Mann namens Kapocius, der dort für die Beziehungen zu den Auslandslitauern zuständig ist, macht sie den Vorschlag, Geists Tagebuch an eine geeignete Stelle in der DDR weiterzugeben. Sie glaubt damals, im sozialistischen Teil Deutschlands würden die Hinterlassenschaft und das Schicksal eines von

den Nazis ermordeten Berliner Komponisten am ehesten auf Interesse stossen. Ihrem

Wunsch wird nicht entsprochen. Geists Tagebuch bleibt in

Ein neunzigprozentiger Antifaschist

Im Juni 1972 druckt die in Vilnius erscheinende Literatur- und Kunstzeitschrift «Pergale» (Sieg) ein Theaterstück, das schon drei Jahre zuvor in Taurage (oder Tauroggen) im Westen Litauens zum ersten Mal aufgeführt worden ist – sein Titel: «Kaino Zyme» (Das Kainsmal). Im Mittelpunkt der Handlung steht «Edvinas Geistas – kompozitorius». In weiteren Rollen erscheinen «Lida – seine Frau», «Walter Krebs – sein Freund», «Grundmann – sein Nachbar, ein Lehrer», «Rauca – Gestapomann», «Brundza – Arzt», «Navikas [sic] – Anwalt» und in einer Traumscene ein Onkel – auf litauisch «dede» – von Geist. Die beiden Verfasser, Mykolas Jackevicius und Jokubas Skliutauskas, nennen ihr Werk im Untertitel eine «Dokumentarchonik in drei Teilen». Den dokumentarischen Charakter soll ein Tagebuch verbürgen, über das die beiden Autoren in einer Vorbemerkung schreiben, sie hätten es «unlängst entdeckt».

Jokubas Skliutauskas, geboren 1925, Arzt und Schriftsteller mit guten Deutschkenntnissen, hat wahrscheinlich den Hauptteil der literarischen Arbeit besorgt. Mykolas Jackevicius, geboren 1921, ein hochrangiger, literarisch ambitionierter Mitarbeiter des

litauischen Aussenministeriums steuerte wohl vor allem das Ausgangsmaterial für das gemeinsame Projekt bei – die fünf Schulhefte, die Margarete Holzman 1965 in seinem Ministerium abgegeben hatte. Heute befinden sich diese Hefte im Gewahrsam von Jokubas Skliutauskas in Vilnius.

Ein Jahr nach dem Abdruck in «Pergale» erscheint das Theaterstück auch als Buch – mit verändertem Titel, ohne alttestamentarische Anklänge. Es heisst jetzt «As girdziu muzika...» (Ich höre Musik). Für das Fortleben der Erinnerung an Edwin Geist und sein Werk wird dieses Stück auf eine zwiespältige Weise äusserst folgenreich. Es sorgt dafür, dass der Name von Edwin Geist im sowjetischen und später im unabhängigen Litauen nicht völlig in Vergessenheit gerät. Es hat zur Folge, dass die von Varcikas gerettete Musik dreissig Jahre nach dem Tod ihres Schöpfers auf neues Interesse stösst und sogar gespielt wird. Es bewirkt aber auch, dass die wirkliche Geschichte Edwin Geists in sowjetischer Zeit nie bekannt wird. An die Stelle dieser wirklichen Geschichte schiebt sich die angebliche Dokumentarchronik. Sie verdrängt das, was sie zu dokumentieren behauptet, und ersetzt es durch die erbauliche Legende von einem antifaschistischen Musikmartyrer, der mit dem wirklichen Geist wenig mehr als den Namen und einige ausgewählte, neu zusammengesetzte Lebensumstände gemeinsam hat.

Der Preis dafür, dass Edwin Geist in sowjetischer Zeit nicht in Vergessenheit geriet, sondern auf der Bühne und im Konzertsaal sogar öffentlich in Erscheinung treten konnte, war hoch. Geist musste sich drastisch verändern, ehe er seinen Auftritt bekam.

Er musste zum Helden und Kämpfer für Millionen mutieren, und er durfte nicht jüdisch sein. Nur geschminkt und kostümiert konnte er ins Rampenlicht treten – so hergerichtet, dass er sich in die Wahrnehmungs- und Geschichtsschablonen des real existierenden Sozialismus mit seiner spezifischen Form von politischer Korrektheit, mit seinem heimlichen Antisemitismus und seinem deklarierten Antizionismus fügte und obendrein das Bedürfnis nach profaner Erbauung bediente.

«Ich höre Musik» erzählt von Geist eine Geschichte, die in wesentlichen Punkten von derjenigen abweicht, die sich aus den überlieferten Zeugnissen der Freunde und Zeitgenossen und aus seinem eigenen Tagebuch ergibt. Es erzählt die sehr ehrenwerte, sehr moralische, sehr geradlinige Geschichte von einem deutschen Komponisten, der es allen Verlockungen und allen Pressionen zum Trotz ablehnt, sein Talent in den Dienst der Nazis zu stellen und sich im Zuge der Auseinandersetzung mit ihnen vom naiven zum politisch bewussten Künstler entwickelt. Jüdische Ursprünge hat dieser deutsche Komponist nicht. Nur durch seine Ehe mit Lyda ist er in eine Verbindung mit dem Judentum getreten. Dafür verachtet ihn seine antisemitische Berliner Verwandtschaft, die in Gestalt jenes Onkels in einer Traumscene zu Wort kommt. Da er nicht jüdisch ist, bleibt dem Bühnen-Geist die Übersiedelung ins Ghetto erspart, und sein Tagebuch beginnt er nicht, wie der wirkliche Geist, an dem Tag, an dem er aus dem Ghetto freikommt, sondern in dem Augenblick, als die Nazis seine Frau ins Ghetto schicken.

M. JACKEVICIUS
J. SKLIUTAUSKAS
**GIRDŽIU
MUZIKA...**



*Das Programm zur Inszenierung des Theaterstücks »Ich höre Musik«
von Jokubas Skliutauskas und Mykolas Jackevičius
im Akademischen Theater Vilnius, 1978.*

In den Auseinandersetzungen mit dem Rauca des Theaterstücks bildet Geists Kampf um Lydas Befreiung nur einen Nebenschauplatz. Im Mittelpunkt steht seine eigene Einstellung zum Deutschland. Rauca, der Organisator des Massenmords, übernimmt dabei auf längeren Strecken die Rolle eines kulturellen Animateurs. Er erinnert Geist daran, was er als Deutscher seinem Land und seinem Volk schuldig sei. Er stellt ihm sogar eine klar umrissene künstlerische Aufgabe, an der Geist sich bewähren und mit deren Erfüllung er die Schande abtragen soll, die er durch die Verbindung zu einer Jüdin auf sich geladen hat, und lockt ihn gleichzeitig mit der Aussicht, Lyda tatsächlich aus dem Ghetto freizulassen. Geist jedoch lehnt den Auftrag Raucas ab, die Gedichte des Nazi-Expressionisten Hanns Johst mit Musik zu unterlegen. Sein Entschluss, statt deutsche Propagandapoese zu vertonen, den Untergang der Inkas in einer Oper darzustellen, fällt am Ende des zweiten Aktes. Gleich darauf klingelt das Telefon und Rauca teilt ihm mit, er habe Lyda soeben freigelassen.

Edwin und Lyda leben nun wieder zusammen. Sie arbeitet in einer Behörde, er komponiert insgeheim an seiner Inka-Oper. Doch bald bestellt Rauca Lyda Geist zu sich und erklärt ihr, dass sie nun zwar frei sei, aber mit Geist dennoch nicht Zusammenleben dürfe und sich obendrein sterilisieren lassen müsse. Der erschrockenen Lyda wird die Besessenheit, mit der ihr Mann an seiner riskanten Oper arbeitet, immer unheimlicher. Nach einigem Zögern offenbart sie ihm, was Rauca von ihr verlangt hat. Geist geht zu Rauca, stellt ihn zur Rede, kommt in einer immer hitziger

werdenden Debatte über die Forderung nach Rassenreinheit und Fragen der kulturellen Überlegenheit auf die Inkas zu sprechen und verplappert sich schliesslich vollends, als er Pizarro mit dem Führer des Deutschen Reiches zusammenbringt.

Wegen seiner unbedachten Äusserungen wird Geist verhaftet. Man findet auch das Libretto der neuen Oper, und Rauca liest es. Nun weiss er, dass es mit Geists künstlerischer Bewährung und seiner Bekehrung zum Deutschtum nichts geworden ist. Lyda fleht Rauca an, ihrem Mann noch eine Chance zu geben, erklärt sich zu allem bereit, was von ihr verlangt wird, auch zur Sterilisation, wenn nur ihr Edwin wieder freikommt. Der Gestapomann unternimmt einen letzten Versuch, Geist zur Umkehr zu bewegen. Er besucht ihn in seiner Todeszelle im Neunten Fort. Das Libretto der Inka-Oper hat er bei sich. Er erklärt dem Komponisten noch einmal, wie sehr es dem Reich an künstlerischen Talenten mangle und dass er ihn deshalb in die Freiheit zurückholen wolle. Er, Geist, müsse nur erst wieder der alte werden.

RAUCA: ... *Sie waren ein Komponist, der sich für Politik überhaupt nicht interessiert hat. Nur ein Gast im täglichen Leben ... Das ist das Vorrecht des Künstlers ...*

Sie sehen einander schweigend an.

Dahin sollten sie zurückkehren.

- GEIST: (verwirrt): *Meinen Sie das im Ernst?*
- RAUCA: Ja. *Ihre Frau hofft, dass Sie bald zurückkommen.* GEIST: *Und was versprechen Sie mir dafür, Herr Rauca?*
- RAUCA: *Ich kann Ihnen alles zurückgeben – das Leben, die Frau. Ist das nicht genug?*
- GEIST: (nach einer Pause): *Und was wird aus meiner Musik?*
- RAUCA: *Welcher Musik?*
- GEIST: *Ich bin schliesslich Künstler. Ich möchte komponieren.*
- RAUCA: *Das kann Ihnen niemand verwehren ... Aber Sie müssen den Text dieser unseligen Oper vergessen.* (Er tritt näher zu Geist.) *Ich hoffe, Sie haben mich verstanden.*
- GEIST: *Ich glaube, ich habe Sie verstanden. Was soll ich denn jetzt tun?*
- RAUCA: *Ihr Machwerk verbrennen. Hier.* (Er zündet ein Streichholz an.)
- GEIST: (wendet sich von dem Manuskript ab): *Warum? Warum soll ich mein Werk vernichten?*
- RAUCA: *Geist, ich bin nicht so sanftmütig, wie Sie glauben oder wie ich Ihnen erscheine. Wenn es sein muss, bin ich sehr entschlossen, dann kann ich über das Schicksal der Menschen bestimmen – die einen schicke ich nach rechts, die anderen nach links. Seien Sie ein Mann.*
- GEIST: *Nein.*
- RAUCA: *Wollen Sie sich denn das Vertrauen nicht wieder erwerben?*

Das Streichholz brennt ab, und Rauca wirft es weg.



*Die letzte Szene von «Das Kainsmal» (später «Ich höre Musik»)
aus der Uraufführung 1969 in Taurage/Tauroggen.*

GEIST: *Nein. Nicht zu diesem Preis. Ich höre Musik. Das Echo
des Leidens und der Schmerzen von Millionen von Men-
schen wird mich niemals ruhen lassen.*

RAUCA: *Denken Sie lieber an sich. Das ist Ihre letzte Chance.*

Rauca zündet wieder ein Streichholz an. Geist zögert einen Au-
genblick, dann geht er zu Rauca hinüber und bläst das Streichholz
aus.

Was haben Sie gemacht?!

Sehr plötzlich senkt sich der Vorhang. Es herrscht Stille.

Mykolas Jackevicius hat später versichert, der Text von «Ich höre Musik» beruhe zu neunzig Prozent direkt auf dem Tagebuch von Edwin Geist. Tatsächlich enthält das Stück eine Reihe Szenen, in denen Geist an seinem Tagebuch sitzt und vor sich hin spricht, was er gerade zu Papier bringt. Diese monologischen Passagen machen ungefähr ein Zehntel des Dramentextes aus, aber auch sie sind über weite Strecken keine Zitate und nicht einmal Paraphrasen von Ausschnitten aus Geists Tagebuch. In Wirklichkeit haben die Autoren nur kleine Splitter aus Geists Aufzeichnungen herausgebrochen und in ihr Stück eingefügt. Selbst aus dem dramatischen Dialog mit Rauca, den schon Geist wie einen Bühnentext protokolliert hatte, sind nur wenige Satzketten erhalten geblieben. Eine besondere Authentizität ist der «Dokumentarchiv» aus der angeblichen Nähe zum Dokument nicht erwachsen. Das Tagebuch liefert ihr vielmehr jene kleinen Wahrheitskerne, die dafür sorgen, dass die um sie herum angelagerten Erfindungen erst glaubwürdig wirken. Wie das funktioniert, lässt sich am besten an einem Beispiel veranschaulichen.

Die Auseinandersetzung um die künstlerische Aufgabe, die der Gestapomann Rauca dem deutschen Komponisten stellt – Poeme von Dichtern des Dritten Reiches zu vertonen und sich auf diese Weise zu rehabilitieren –, nimmt im Theaterstück viel Raum ein. Geists falscher Freund Walter Krebs hat aus Berlin eine Anthologie zeitgenössischer, reichsdeutscher Lyrik mitgebracht. Geist liest sie und erklärt Krebs nachher, dass ihn diese Texte unendlich langweilen und dass er zu ihnen nichts Glaubhaftes, Trag-

fähiges werde komponieren können. Für Lyda notiert der Geist des Dramas nach dem Gespräch mit Krebs einige Sätze, die aufhorchen lassen:

GEIST (schreibt an seinem Tagebuch): ... *Du möchtest wahrscheinlich wissen, was ich Walter geantwortet habe ... Ich habe mich gezwungen, diese Sammlung mit Gedichten der Troubadoure des Reiches zu lesen. Glaub mir, von dieser «Liebespoesie» lief es mir kalt über den Rücken. Ich kam mir vor, als würde ich an einem kalten Novembertag in einem kalten Coupé von Berlin nach Halle oder Bitterfeld fahren. ... Es war ungemütlich, geradezu schmerzhaft langweilig.*

Im wirklichen Tagebuch des wirklichen Geist gibt es weder einen Freund namens Walter Krebs noch eine Anthologie regimetreuer Nazidichter. Es gibt keinen Auftrag von Rauca, sich durch ihre musikalische Aufbereitung zu bewähren, und auch der Name des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer Hanns Johst wird nirgendwo erwähnt. Es gibt nur das kalte Eisenbahncoupé zwischen Berlin und Halle oder Bitterfeld und ein Buch, das seinen Leser im Juni 1942 unendlich langweilt. Es heisst «Natur und Kunst» und enthält Reiseessays von Rudolf Binding, die 1939 erschienen sind, ein Jahr nach dem Tod des Autors. Im wirklichen Tagebuch für Lyda schildert Geist sein Missfallen so:

Wenn man eine Art Reisebuch schreibt, muss im Leser vor allem die Reiselust geweckt werden. Liest man aber diesen Binding, bleibt man lieber zu Hause und wirft sein Buch in die Ecke. Ja,

die Wonne am Reisen muss einen derart überwältigen, als ob man sich in einer grossen Bahnhofshalle befände, wo jeder Wagen, jeder Lokomotivenpfeiff, ja selbst der Kohlenstaubgeruch einem zuzurufen scheint: Komm fort'. Fahr ab! Ich bringe Dich überall dorthin, wohin dein Herz begehrt! – Aber nichts von alldem bei unserm viel gepriesenen Binding. Träge wird der Herzschlag und man meint an einem kalten Novembertag in einem kalten Coupé von Berlin nach Halle oder Bitterfeld zu fahren.

Zu vertonen ist an dieser Sammlung von Reiseschilderungen und Landschaftsporträts natürlich nichts, und wenn Binding auch ein dem Schwulst nicht abgeneigter Poet mit nationalistischen Neigungen war, so war er doch kein Nazi.

Den visionären Satz aus der oben zitierten Schlusszene des Theaterstücks – «Ich höre Musik» –, der dann zum Titel der Buchfassung erhoben wurde, soll Geist auf einer der letzten Seiten seines Tagebuchs notiert haben. Das versichert Jokubas Skliutauskas noch im Jahre 2002 – im Vorwort zu seiner Ausgabe von Geists Tagebuch. Aber weder dieser noch irgendein ähnlich lautender Satz findet sich in Geists Tagebuch. Am nächsten kommt ihm noch, was Geist am 30. August 1942, einen Tag, bevor er sein Tagebuch beendet, über die ihn umgebende Geräuschkulisse an diesem Sommersonntag schreibt:

Wieder ist ein Sonntag angebrochen, wieder hörte ich durch mein offenes Fenster arg verschleppte Kirchenmusik, deren läppisches Gewinsel nichts anderes als Blasphemie ist, wenn man in diesen wundervollen Tag blickt, der so viel Gnade verheisst und eine

Milde verströmt, als ob bereits die ersten Herbsttage angebrochen wären. ... Mag auch das Kämpfen weitergehen, ich höre nur die Grillen zirpen, höre selbst das Tönen der Stille, so wund und weich scheint meine Seele zu sein ...

Dieser in sich gekehrte, nach den Grillen, der Stille und der eigenen Seele lauschende Geist, der durchaus nicht von der Kraft beflügelt ist, für Millionen Menschen zu kämpfen, wohl aber die eigene Frau in sein Boot holen will, um mit ihr, mit ihr allein, dem Schrecken zu entkommen – dieser bürgerliche Individualist hätte zu sowjetischen Zeiten keine öffentliche Aufmerksamkeit erlangen können,

Mykolas Jackevicius und Jokubas Skliutauskas haben ihr Theaterstück nicht als freie, nur sich selbst und ihrer Kunst verpflichtete Autoren verfassen können. Sie hatten es mit einer Zensur zu tun, die von Anfang an – schon in den Köpfen der Autoren, schon durch Antizipation und wahrscheinlich auch in der gegenseitigen Beaufsichtigung der beiden – ihr Teil dazu beigetragen haben wird, die sperrige Geschichte Edwin Geists konformistisch und idealistisch zu schönen, und die es nachher nicht damit genug sein liess, sich das Theaterstück vorzunehmen und darin herumzustreichen, die vielmehr auch die Quellen sehen wollte, das Tagebuch für Lyda, um selbst zu vergleichen und besser beurteilen zu können, wie die Autoren ihre Arbeit getan hatten. Wo es innerhalb dieses Aufsichtswesens Spielräume gab, wie gross sie waren und ob die beiden Verfasser sie genutzt haben und wenn ja, wie geschickt, lässt sich heute und von aussen schwer beurtei-

len. Es hat allerdings den Anschein, als seien sie bei ihrer Dramatisierung der Geschichte Edwin Geists eher kleinlaut und nicht etwa aus einem Geist listiger Opposition zu Werke gegangen.

Jackevicius und Skliutauskas wussten über den wirklichen Geist damals auch weniger, als heute bekannt ist. Die Aufzeichnungen von Helene Holzman oder die lebendigen Erinnerungen ihrer Tochter standen ihnen nicht zur Verfügung. Aber auch das, was sie wussten, was sie dem Tagebuch für Lyda an Tatsachen entnehmen konnten und was sie bei der Befragung von Zeitzeugen in Litauen und bei Recherchen in der DDR erfuhren, haben sie nur verwendet, sofern es dem Bild vom heroischen Antifaschisten nicht widersprach. Und wenn sie nach Informationen über Edwin Geist gefragt wurden, haben sie es stets vorgezogen, statt der wirklichen Geschichte den Inhalt ihres Stückes zum Besten zu geben. So kam es, dass sich im Falle Geists die Literatur vor die Wirklichkeit schob. In einer grossen sowjet-litauischen Enzyklopädie, die Edwin Geist 1978 – nach den Erwähnungen in den beiden Schwarzen Listen – den ersten und bis heute einzigen Lexikon-Artikel widmet, wird das Theaterstück selbst zur autoritativen Quelle für biographische Auskünfte über den Komponisten erhoben:

Geistas (Geist) Edvinas (1902-42), deutscher Komponist. Absolvent des Berliner Konservatoriums. Nach 1933 Übersiedelung nach Kaunas. Von den Hitlerleuten im ix. Fort von Kaunas ermordet. Schöpferisches Werk: die Oper «Heimkehr des Dionysos» (1938), Deutsche Totenmesse, symphon. Bilderzyklus «Aus Litauen», Ouvertüre «Antacos» [Antaeos], Lieder.

Harmonisierte lit. Volkslieder. Buchveröffentlichung: «Antikes und Modernes im litauischen Volkslied» (1940, in deut. Spr.). Biographische Daten über G. in dem Theaterstück von M. Jakkevicius und J. Skliutauskas «Das Kainsmal» (gedruckt 1972; 1973 unter dem Titel «Ich höre Musik» als Buch veröffentlicht).

Auf die Spuren der Legende, die die beiden Dokumentaristen in die Welt setzten, stösst man in fast allen Artikeln, die im sowjetischen Litauen und in der DDR – vor allem in den siebziger Jahren – über Geist und seine Musik erschienen sind. Aber nicht nur dort.

Blaue Augen – blondes Haar

Sol Littman, geboren 1920 in Toronto, bezeichnet sich selbst als «Journalist, Historiker und Nazi-Jäger». Von 1983 bis 1999 war er Direktor des Simon Wiesenthal Center in Kanada. Der Beginn dieser Tätigkeit fällt in das gleiche Jahr, in dem sein Buch «War Criminal on Trial. The Rauca Case» erschienen ist. Darin schildert er, wie es Helmut Rauca nach dem Krieg gelang, in Kanada unterzutauchen, wie er dort schliesslich aufgespürt und an die Bundesrepublik ausgeliefert wurde, wo er dann, bevor ihm der Prozess gemacht werden konnte, am 29. Oktober 1983 während der Untersuchungshaft in Kassel starb.

Die Recherchen zu seinem Buch führten Sol Littman auch in

die damalige Sowjetunion, nach Vilnius. Dort hörte er die Geschichte von Edwin und Lyda Geist – und es war Mykolas Jackevicius, der sie ihm erzählte. Littman wusste, dass sein Gewährsmann an einem Theaterstück über Geist beteiligt gewesen war. Vermutlich hielt er ihn deshalb für eine besonders kenntnisreiche und glaubwürdige Quelle. Aber dass ihm Jackevicius an jenem denkwürdigen Nachmittag im Juli 1983, statt Auskünfte über den wirklichen Geist zu geben, im Wesentlichen den Inhalt des von ihm mitverantworteten Bühnenwerkes erzählte, hat er nicht bemerkt. Seinem Bericht ist anzumerken, wie sehr ihn die Geschichte von Lyda und Edwin Geist berührt hat. Es wird aber auch deutlich, dass sich sein Informant in bester Erzähl-laune befand. Anders als das Theaterstück lässt er nicht unerwähnt, dass Geist mit Lyda ins Ghetto ging. Im Übrigen jedoch spart er nicht mit ebenso effektvollen wie unverbürgten Details, und Sol Littman nahm alles für bare Münze.

Geist galt als begabter Komponist, vielleicht sogar als einer der besten in Deutschland. Vor dem Krieg hatte er als Dozent am Berliner Konservatorium grossen Zulauf. Unter seinen Studenten war auch eine schöne junge Frau mit schulterlangem, blondem Haar namens Lyda Bagriansky.. . Bald waren die gutaussehende Schülerin und ihr schmaler, bebrillter Lehrer in Liebe zueinander entbrannt. Geist war ein völlig unpolitischer Mensch in einem durch und durch politisierten Land, und kümmerte sich kaum darum, wer in Deutschland an der Macht war, solange man ihn und seine Musik in Ruhe liess. Er bekam kaum mit, dass das Le-

ben in Berlin für Lyda immer unbehaglicher wurde – dass sie, weil sie jüdisch war, Hitlers Aufstieg zur Macht fürchtete.

Als im September 1935 das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre in Kraft trat, das die Ehe, den Geschlechtsverkehr und sogar Freundschaften zwischen Juden und Deutschen untersagte, setzte das Paar seine Beziehung heimlich fort. Aber jeder Schritt im Treppenhaus, jedes Klopfen an der Tür nahm nun einen bedrohlichen Klang an. Lyda wurde das Leben in Deutschland zu gefährlich, sie kehrte nach Litauen zurück. Geist folgte ihr wenig später, und sie verbrachten einige glückliche Jahre zusammen in Kaunas ... Als der Krieg kam und die Deutschen Kaunas besetzten, zögerte Geist nicht, zusammen mit Lyda in das Ghetto von Vilijampole zu gehen. Bald jedoch erkannte er, wie sehr Lyda gefährdet war und dass er ihr, solange er im Ghetto wohnte, nicht würde helfen können. Als deutscher Staatsangehöriger von makellos arischer Herkunft konnte er das Ghetto ohne Schwierigkeiten verlassen und sich ungehindert unter die Soldaten, Polizeileute, Verwaltungsbeamten und zwielichtigen Geschäftemacher mischen, die sich abends im Deutschen Club trafen. Hier lernte er Helmut Rauca kennen.

Es folgt die Geschichte, wie Geist das Material zusammensucht, mit dem er beweisen will, dass «die blonde, blauäugige Lyda» allenfalls eine Halbjüdin sei. Rauca durchschaut zwar Geists Manöver «mit dem Blick des erfahrenen Polizisten», aber er bleibt ihm wohlgesinnt: ihm liegt daran, Geists musikalische Begabung

für das Dritte Reich zu sichern. Dafür ist er bereit, Lyda aus dem Ghetto zu entlassen. Aber mit Geist zusammenleben darf sie nicht.

Zuerst lebten sie und Geist getrennt, doch die Anziehungskraft zwischen ihnen war zu stark. Trotz Rauca's Verbot zog Geist bald zu Lyda. Doch das einfache Glück, das sie in der Zeit vor der deutschen Besetzung erlebt hatten, wollte sich nicht wieder einstellen. Dem politisch naiven Musiker war bewusst geworden, welche gemeinen Grausamkeiten die Nazis den Menschen in Litauen antaten, und er war entschlossen, diese Grausamkeiten mit Hilfe der einzigen ihm zur Verfügung stehenden Waffe – der Musik – zu entlarven. Er begann eine Oper über die Inkas in Peru zu schreiben. Es war leicht zu verstehen, wer die edlen Inkas und wer die herzlosen conquistadores waren. Lyda flehte ihn an, die Oper aufzugeben und ein politisch derart heikles Libretto nicht zu verwenden, aber Geist liess sich nicht abschrecken.

Sol Littman widmet den Erzählungen des Mykolas Jackevicius über Edwin und Lyda Geist in seinem Buch volle vier Seiten. Zuletzt berichtet ihm Jackevicius, wie Rauca auf die Sterilisierung Lydas zurückkommt, wie Geist ihn in seinem Büro bestürmt und die Selbstkontrolle verliert, wie er sich verplappert, wie Rauca eine Hausdurchsuchung bei ihm durchführen lässt, die das Libretto der Inka-Oper zu Tage fördert, wie Geist wochenlang in einer Zelle des ix. Fort sitzt, wo Rauca ihn mehrmals besucht, um ihn doch noch zur Vernunft zu bringen – vergeblich.

Auch die teils unklaren, teils unwahrscheinlichen Angaben,

mit denen Jackevicius den Weg des Tagebuchs nach Geists Tod und die dokumentarische Glaubwürdigkeit von «Ich höre Musik» erläutert, teilt Sol Littman so leichtgläubig mit, wie Lyda nach dem Bericht seines Gewährsmannes blauäugig war.

Die Geschichte von Geist und Lyda hat mir Mykolas Jackevicius, der Aussenminister [sic] der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik und selbst Dichter und Dramatiker, am 28. Juli 1983 in seinen Amtsräumen in Vilnius erzählt. Nach Geists Tod wurde seine Hinterlassenschaft an seine Verwandten in Deutschland zurückgeschickt. Darunter befand sich auch ein Tagebuch, das den Kampf zwischen Rauca und Geist aufzeichnet. Einige Jahre nach dem Krieg gelangte das Tagebuch zur Kenntnis von Jackevicius, der sein dramatisches Potential sofort erkannte; zusammen mit einem anderen Autor schrieb er ein Stück mit dem Titel «Ich höre Musik», dessen Dialog zu neunzig Prozent direkt auf dem Tagebuch von Geist beruht. Das Stück erlebte mehrere erfolgreiche Aufführungen.

Dass auch er selbst im litauischen Aussenministerium einer solchen erfolgreichen Aufführung beigewohnt hatte, ahnte Sol Littman nicht. Gerade darin bestand ihr Erfolg.

Hüten, Pflegen, Verschieben

Den Blick auf die wirkliche Geschichte von Edwin Geist hat die «Dokumentarchronik» von Jackevicius und Skliutauskas bis in die jüngste Zeit gründlich verstellt, aber das Interesse an seiner Musik hat sie befördert. Schon die Veröffentlichung der ersten Fassung des Stücks im Juni 1972 in der Zeitschrift «Pergale» scheint die Suche nach den Partituren in Gang gebracht zu haben, die Vladas Varcikas und sein Freund dreissig Jahre zuvor aus der versiegelten Wohnung der Geists entwendet hatten. Ein Jahr später publiziert Leonas Stepanauskas, ein litauischer Journalist, im «Neuen Deutschland» einen Artikel über das «Schicksal des antifaschistischen Musikers Edwin Geist», in dem es heisst:

Der Verfasser dieser Zeilen hat im Sommer 1972 erfahren, wo sich die Noten von Edwin Geist befinden. Sie waren in privaten Händen, wohl geschützt, aber nicht an Fachleute weitergeleitet worden. Der Chefdirigent der Philharmonie der Litauischen SSR Juozas Domarkas widmete sich dem nachgelassenen Werk.

Die privaten Hände waren wahrscheinlich diejenigen von Sofia Binkiene. Das ergibt sich aus einem Brief, in dem sich Leonas Stepanauskas Ende 1972 bei Margarete Holzman in Giessen nach weiteren Einzelheiten über Edwin Geist erkundigt. Margarete Holzman beantwortet ihm seine Fragen, so gut sie kann, hat aber zu diesem Zeitpunkt selbst kaum begonnen, die eigenen Erinnerungen an Edwin und Lyda durch Recherchen zu ergänzen.

Unterdessen bereitet Juozas Domarkas in Vilnius ein Konzert mit Musik von Edwin Geist vor. Die Originalpartituren werden kopiert, die einzelnen Instrumentalstimmen herausgeschrieben. Das Symphonieorchester der Litauischen SSR probt. Bei dem Konzert, das schliesslich am 23. Februar 1973 in Kaunas und einen Tag später noch einmal in Vilnius stattfindet, werden die meisten der erhalten gebliebenen und vollendeten Werke von Geist zum ersten Mal nach dem Krieg und möglicherweise überhaupt zum ersten Mal aufgeführt: zwei «symphonische Bilder» mit dem Titel «Aus Litauen», vier Lieder für Orchester und Sopran, die Konzertouvertüre «Antaeos» und nach der Pause die «Kleine deutsche Totenmesse» und die «Tanzpantomime», die Geist zur Ergänzung der Dionysos-Oper nachträglich in Litauen komponiert hatte. Die Oper selbst hätte den Rahmen der Veranstaltung gesprengt – ebenso das unvollendete, nur in groben Entwürfen vorliegende «Tanzlegendchen». In einem Anfang März in Litauen erschienenen Zeitungsbericht über das Konzert heisst es:

Die Musik, die vor fast 35 Jahren geschaffen wurde, klingt sehr modern. Ein gewisser Einfluss des Spätwerks von R. Strauss, ebenso der jüngeren Wiener Schule und insbesondere von A. Webern ist spürbar, der jedoch den Eindruck der Werke bei den Hörern nicht beeinträchtigt hat. Hervorzuheben ist auch die Leistung der Sängerin G. Apanaviciute... . Mit heftigem Beifall dankten die Zuhörer dem Dirigenten]. Domarkas, dessen Verdienst es war, die Musik des talentierten deutschen Komponisten aufzuführen.

The image shows an open concert program booklet. The left page is titled 'KONCERTO PROGRAMA' and lists two parts of the program. Part I includes 'Eksperimentinė praeivė "B. Liscovs"', 'Mirtis', and 'Kritinis debesis skrenda su orkestru'. Part II includes 'Tiesios vaivada (Joh. S. Genes)', 'Laidotas mokytojas', and 'Cvikių dešimė mokytojų'. The right page is titled 'ПРОИЗВЕДЕНИЯ ЭДВИНА ГЕЙСТА' and 'ПРОГРАММА КОНЦЕРТА'. It lists works by Edvinas Geysta, including 'Вперед к мечте', 'Соннолюбивые картины или Лесная Пастораль', and 'Море'. Below the program is a portrait of Juozas Domarkas, with the caption 'EDVINAS GEYSTAS DE LIETUVA'. To the right of the portrait is a short biography in Lithuanian. At the bottom of the right page, it identifies the Lithuanian State Symphony Orchestra and its conductor, Juozas Domarkas.

*Das Programm der Geist-Konzerte am 23. und 24. Februar 1973
in Kaunas und Vilnius.*

Zwei Wochen später unternimmt Juozas Domarkas eine Konzertreise in die DDR. Mitte März gibt er mit dem Thüringischen Landesorchester Konzerte in Arnstadt und Gotha. Musik von Geist steht dort nicht auf dem Programm, sondern Dvorak, Tschai-kowsky und die 1901 entstandene symphonische Dichtung «Im Walde» von Mikalojus Konstantinas Ciurlionis. Dennoch weckt Juozas Domarkas bei seinem Besuch auch in der DDR ein Interesse an der Geschichte des Komponisten Geist. Kurz nach seiner Ankunft in Berlin überreicht er dem stellvertretenden Kulturminister, Werner Rackwitz, ein Gastgeschenk: ein Tonband mit Musik von Edwin Geist, das bei dem Konzert in Vilnius aufge-



Juozas Domarkas (rechts) übergibt dem stellvertretenden Kulturminister der DDR, Werner Rackwitz, Partituren von Geist und ein Tonband mit einer Aufnahme des Konzerts in Vilnius. Aus: «Tiesa», Vilnius, Ende März 1973.

nommen wurde, und eine Mappe mit Manuskripten von Geist – Partituren von einigen seiner Werke, Die Nachrichtenagentur ADN meldet:

werke des antifaschistischen komponisten edwin geist kehrten nach berlin zurück

berlin, 8. maerz 1973 adn – werke des antifaschistischen deutschen komponisten edwin geist, der 1942 in litauen von der gestapo ermordet wurde, uebergab am donnerstag der litauische dirigent juozas domarkas in berlin dem ministerium fuer kultur der Stellvertreter des ministers fuer kultur, dr. werner rackwitz,

dankte dem dirigenten und allen antifaschistischen kaempfern, wissenschaftlern und publizisten, die an der rettung und bewahrung des kuenstlerischen vermaechtnisses dieses komponisten anteil haben.

edwin geist gehoerte zu den progressiven kuenstlern, die nach der errichtung der hitlerdiktatur das faschistische deutschland verliessen, der berliner komponist emigrierte 1933 nach litauen, wo er 1942, nach der faschistischen Okkupation, verhaftet und in kaunas ermordet wurde, sein werk retteten litauische antifaschisten und bewahrten es auf. nachdem durch ein theaterstueck die sowjetische oeffentlichkeit auf den komponisten aufmerksam geworden war, wurden ende februar mehrere werke von ihm in gedankkonzerten in Vilnius und kaunas aufgefuehrt...

minister dr. rackwitz dankte dem dirigenten, der gegenwaertig konzerte in der DDR gibt, fuer seine beispielhaften bemuehungen, das werk edwin geists zu neuem kuenstlerischem leben zu erwecken. die DDR werde das werk dieses kuenstlers, der sich einordne in die traditionen der proletarisch-revolutionaeren kunst, hueten und pflegen und der musikalischen oeffentlichkeit wieder zugaenglich machen, sagte er.

Das Hüte- und Pflegeversprechen scheint so ernst nicht gemeint gewesen zu sein. Werner Rackwitz, nach der Wende befragt, was aus den in deutsche Obhut heimgekehrten Werken Geists geworden sei, erklärte, er könne sich nicht erinnern. Das Tonband mit der Konzertaufnahme hat sich unterdessen im Deutschen Musikarchiv in Berlin gefunden. Wo die damals übergebenen Manuskripte geblieben sind, war bisher nicht zu klären. Substantielle

Verluste sind auf diese Weise jedoch anscheinend nicht entstanden. Juozas Domarkas, der den musikalischen Nachlass von Edwin Geist heute in seiner Wohnung in Vilnius aufbewahrt, freut sich noch immer darüber, dass er im Frühjahr 1973 für sein Gastgeschenk an die DDR nur Dubletten ausgewählt habe – Partituren, von denen Geist selbst schon Kopien angefertigt hatte.

Die Veröffentlichung des Theaterstücks, die Konzerte in Kaunas und Vilnius, die Gastreise von Juozas Domarkas – all das entfacht im sowjetischen Litauen und in der DDR ein Interesse an Geist. In zahlreichen Presseberichten wird immer wieder die Geschichte vom unpolitischen Künstler, der zum kämpferischen Antifaschisten heranreift, erzählt. Ein fester Bestandteil dieser Version ist auch das Kennenlernen von Edwin Geist und seiner «nicht-arischen» Schülerin Lyda Bagriansky in Berlin und ihre Heirat in Deutschland – oft noch vor 1933. Dieses Handlungselement ist auf seine Weise nicht weniger wichtig als die Inka-Oper. Es erklärt, warum der nicht-jüdische, noch unpolitische Geist Deutschland überhaupt verlässt und sich nach Litauen, dem Schauplatz seiner späteren Politisierung und Ermordung, begibt – nicht, weil ihm selbst wegen seines Judentums das Leben und Arbeiten unmöglich gemacht wird, sondern weil die Nürnberger Rassegesetze seine Verbindung mit Lyda bedrohen und weil ihr selbst das judenfeindliche Klima im Deutschen Reich immer unheimlicher wird.

Gelegentlich kommt in den deutschen Artikeln auch der Wunsch zur Sprache, dem Versprechen Taten folgen zu lassen

und Geists Musik wieder aufzuführen. So schliesst Julius Finkelsteinas in der Berliner Tageszeitung «Der Morgen» einen Artikel über die Entdeckung und Erstaufführung der Werke von Edwin Geist mit der Bemerkung:

In den Kritiken der litauischen Tagespresse, die ausnahmslos positiv waren, wurde die Hoffnung ausgesprochen, dass die Musik des tragisch ums Leben gekommenen deutschen Komponisten von dem musikliebenden Publikum auch anderer Städte und Länder, vor allem seiner deutschen Heimat, entdeckt werden möge.

Und Juozas Domarkas erklärt nach einem Bericht der Berliner «Wochenpost»:

Unser Orchester möchte sein Schaffen natürlich nicht nur dem litauischen Hörer nahebringen, sondern in der gesamten Sowjetunion verbreiten. Ich wünschte mir, dass diese wieder zum Leben erweckte Musik auch in der Heimat des Komponisten erklingen möge.

Dazu ist es anscheinend nie gekommen. Auch das Theaterstück von Jackevicius und Skliutauskas wurde nicht ins Deutsche übersetzt. Und die Suche nach Spuren von Geists deutscher Existenz, die von einigen begonnen wurde, erwies sich auch im Jahre 1973 schon als schwierig.

Die Biografie Geists kann nur mühevoll aus eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen weniger Zeitgenossen zusammenge-

fügt werden. Das genaue Geburtsjahr und -datum ist noch nicht bekannt... Die Initiatoren der Wiederentdeckungsaktion des Komponisten Edwin Geist hoffen, dass möglicherweise auch über den Lebensabschnitt vor 1933, also den Berliner Aufenthalt, noch interessante Einzelheiten bzw. Manuskripte ans Tageslicht kommen.

Den grössten Einsatz bei der Suche nach Geist zeigt in dieser Zeit die «Freie Welt», eine Zeitschrift, die sich der Freundschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion besonders verpflichtet fühlt. Anfang April veröffentlicht sie einen vergleichsweise gut informierten Artikel unter der Überschrift «Wer war Edwin Geist?», der weitere Nachforschungen ankündigt und selbst geradezu als Suchmeldung angelegt ist.

«Freie Welt» wird in eben begonnenen Recherchen in der Litauischen SSR versuchen, mehr über das Schicksal des Komponisten und seiner Werke zu erfahren. Ein Teil des schöpferischen Nachlasses – von dem wiederum ein Teil an das Ministerium für Kultur der DDR übergeben wurde – befindet sich bei Juozas Domarkas... Wo aber sind die Noten einer Oper über die Inquisition [sic], die Geist geschrieben haben soll? Welche anderen Werke existieren noch? ... Die Frage «Wer war Edwin Geist?» muss jetzt heissen: Wer von unseren Lesern weiss mehr über den Komponisten Edwin Geist, etwa 1936/38 wohnhaft in Berlin-Friedenau, Friedrich-Wilhelm-Platz 6? Wo befinden sich noch Noten, Notizen und Bilder? Wer kannte ihn persönlich? Wer kennt Augenzeugen der Geschehnisse in Kaunas?

Die «Freie Welt» machte Ernst mit ihrer Ankündigung. Als der Artikel erschien, war ihr Chefreporter Hans Frosch schon in Litauen gewesen, um nach weiteren Informationen für einen grossen Beitrag über Geist zu fahnden. In Kaunas hatte er mit Fruma Kucinskiene gesprochen, so dass er gleich nach seiner Rückkehr einen ausführlichen Brief mit einer dringenden Bitte in den westlichen Teil Deutschlands, an Margarete Holzman in Giessen, schreiben konnte.

... Während das Werk Edwin Geists jetzt seine künstlerische Würdigung erfährt... liegt das Leben des Komponisten nur in einigen Bruchstücken vor uns. Es gibt in den spärlichen Veröffentlichungen viele Lücken und Widersprüche, und vor allem mir als Autor eines geplanten literarischen Tatsachenberichts ist die Gestalt dieses ungewöhnlichen Mannes keineswegs deutlich. Deshalb richte ich im Auftrag der Redaktion FREIE WELT, 108 Berlin, Ruf 2208 605/607 die dringende Bitte an Sie, uns bei der Erfüllung dieser Aufgabe zu helfen. Wir haben allen Grund, anzunehmen, dass jedes Wort, was Sie uns sagen könnten, aufgrund Ihrer genauen Kenntnis der Dinge von ausserordentlichem Wert ist.

Dieser Brief, drei Monate nach der ähnlich lautenden Anfrage von Leonas Stepanauskas eintreffend, war wohl der eigentliche Auslöser dafür, dass Margarete Holzman nun ihrerseits begann, sich nach Material und Auskünften über Edwin und Lyda Geist umzutun. Sie schrieb an verschiedene Freunde und Bekannte –

auch an Lydas Brüder, an Zeba Bagriansky in Israel und an Paul, der mit seiner Frau Gerta und den Kindern Rosian und dem nach dem Krieg geborenen Joachim in den Vereinigten Staaten lebte.

Als Hans Frosch Ende Mai 1973 tatsächlich nach Giessen kam, hatte Margarete Holzman schon einige zusätzliche Informationen ermitteln können. Auch in den Jahren danach setzte sie ihre Suche fort. Aber die wichtigsten Auskünfte hatte sie immer bei sich gehabt: die Bilder und Geschichten im eigenen Kopf und in einem der Schrankfächer unter ihrer Bücherwand die drei Kladden mit den Aufzeichnungen ihrer Mutter.

Margarete Holzman erinnert sich gern an das Wochenende, an dem der Chefreporter Frosch aus Ostberlin sie unter Einsatz wertvoller Westdevisen besuchte. Wahrscheinlich geschah es bei dieser Gelegenheit, im Beisein dieses freundlichen, offenen Mannes und während sie sich auf seinen Besuch vorbereitete, dass sie es zum ersten Mal über sich brachte, in den Erinnerungen ihrer Mutter wirklich zu lesen. Hans Frosch erwies sich als neugieriger, ideologisch nicht festgelegter Gesprächspartner, der tatsächlich wissen wollte, «wie es wirklich gewesen». Später notierte Margarete Holzman über diese Begegnung:

Ich las ihm aus den Heften meiner Mutter – sie lebte damals schon nicht mehr – alles vor, was darin über Edwin Geist enthalten ist. Er war bewegt, doch auch etwas verwirrt, den strahlenden Helden nun auf Menschenmass geschrumpft zu wissen. (Wenn jemand heroisch war, dann war es Lyda.) Wie dem auch sei, nach

einiger weiterer Korrespondenz mit Hans Frosch hörte ich nichts mehr von ihm. Seine Reportage ist meines Erachtens niemals erschienen.

Kurz nach dem Treffen in Giessen, bevor ein langes Schweigen einsetzte, hatte Hans Frosch seiner Gastgeberin noch behutsam angedeutet, welche Zweifel ihn plagten und weshalb es ihm schwerfiel, seine neuen Erkenntnisse über Geist zu verarbeiten.

Der Vorschlag, auf den ich mich mit meinem Chef geeinigt habe, sieht eine Art «Literarischer Chronik» vor, denn eine freie künstlerische Gestaltung würde die Gefahr bringen, dass der Tatsachengehalt leidet.

Leider muss ich fürchten, dass dieser Mangel auf das Drama «Ich höre Musik» zutrifft. Nach der ersten inhaltlichen Übersicht, die ich aus Litauen erhalten habe, scheint da vieles recht subjektiv, um nicht zu sagen, falsch und verzerrt zu sein ...

Natürlich bleiben auch für mich noch viele Fragezeichen. Vor allem die Oper «Die Inkas». War sie vollendet? War sie Geists kämpferisches Bekenntnis? Wo ist sie geblieben?

Ich glaube gespürt zu haben, dass Sie an jenem Sonntagnachmittag ein wenig betroffen waren, als ich auf die unmittelbare Frage antwortete, dass ich noch um meine Auffassung zur Person Edwins ringen muss. Aber: Bei einer solchen Persönlichkeit kann das wohl nicht anders sein. Und damit, dass ich diesen Umstand nicht offen aussprechen würde, wäre für die Sache nichts gewonnen ...

Hans Frosch war in diesem Brief so aufrichtig, wie er sein konnte. Aber erst zwanzig Jahre später, nach dem Fall der Mauer, schrieb er Margarete Holzman, weshalb er um die Person Edwin Geists so sehr gerungen hatte und warum sein literarischer Tatsachenbericht nie erschienen war.

Damals konnte ich Ihnen – bei der kompletten Überwachung von Post- und Telefonverkehr – nicht den Grund mitteilen, warum meine Veröffentlichung zur bewegenden Geschichte des Ehepaars Geist unterblieb. Es stellte sich heraus, dass in allen litauisch-russischen wie auch deutschen Artikeln eine Kerntatsache ausgelassen wurde: der gelbe Stern! – Unter den Verhältnissen des latenten Antisemitismus wäre eine solche Erwähnung «peinlich» gewesen. Zur selben Zeit lief wegen israelisch-arabischer Kriegshandlungen eine wüste Kampagne gegen den «Zionismus». So konnte ich meinem Chefredakteur damals nur sagen: Ohne den gelben Stern werde ich die Geschichte nicht schreiben. Die Auslassung wäre eine komplette Unwahrheit. Der Mann – das rechne ich ihm hoch an – drängte mich nicht, das Projekt zu realisieren. Wir einigten uns auf eine Verschiebung des Themas...

Vorhang auf

Im Jahre 2000, fast dreissig Jahre nach der «Verschiebung des Themas», auf die sich Hans Frosch mit seinem Chefredakteur geeinigt hatte, beginnen sich die Abläufe zu wiederholen – unter

veränderten historischen Bedingungen, teils in derselben, teils in neuer Besetzung. Litauen ist nicht mehr sowjetisch, sondern selbständig. Was vom «antifaschistischen Schutzwall» noch steht, hat sich zu einem Fall für den Denkmalschutz entwickelt. Die Grenzen sind offen. Austausch ist möglich und findet statt.

Wieder weckt Jokubas Skliutauskas mit «Ich höre Musik» in Litauen Interesse an Geist. Er besucht Vladimir Tarasov, den Direktor des Russischen Theaters in Vilnius, und schlägt ihm vor, sein altes Stück noch einmal aufzuführen. Tarasov liest, fasziniert und zugleich befremdet. Er lässt sich von Jokubas Skliutauskas Geists Tagebuch zeigen und die historischen Zusammenhänge erklären. Er beginnt selbst, nach Spuren von Edwin Geist in Litauen zu suchen, und gerät dabei an Fruma Kucinskiene in Kaunas, die ihm, wie einst dem Chefreporter aus der DDR, von Margarete Holzman in Giessen erzählt. Diesmal kann sie hinzufügen, dass die Aufzeichnungen von Helene Holzman mit allem, was sie über Edwin und Lyda Geist enthalten, in Deutschland eben erschienen sind. Da trifft es sich gut, dass Vladimir Tarasov ohnehin wegen eines seit Langem vereinbarten Auftritts Anfang September 2000 nach Frankfurt am Main reisen muss. Er ist ein Mann mit vielen Talenten – nicht nur Theaterdirektor, sondern auch bildender Künstler und Percussionist. Am Nachmittag vor seinem Konzert treffen wir uns. Margarete Holzman ist mit dem Zug aus Giessen gekommen.

Wir haben ihm ein Exemplar des Buches von Helene Holzman mitgebracht. Er überlässt uns eine Cassette mit Ausschnitten aus

dem Geist-Konzert von 1973 in Vilnius und einige Proben aus Geists «Tagebuch für Lyda» – Fotokopien einer mit der Schreibmaschine hergestellten Abschrift aus der Zeit, als Jokubas Skliutauskas und Mykolas Jackevicius an ihrem Stück arbeiteten. Ausserdem hat er Fragen bei sich – die gleichen Fragen, die vor dreissig Jahren auch Hans Frosch Umtrieben, als er in den Westen kam. Die Frage nach der Inka-Oper. Wo ist sie? Gibt es sie überhaupt? Die Frage nach Geists Judentum. Weshalb wir eigentlich annahmen, dass Edwin Geist jüdisch oder «halbjüdisch» gewesen sei? Und wieder kommt es, wie vor dreissig Jahren, über der Frage nach dem gelben Stern zu einer Verschiebung des Themas – diesmal keiner zeitlichen, sondern zu einer Verschiebung des Themas von einer Kunstform in eine andere. Statt des Theaterstücks *über* Geist wird Tarasov schliesslich eine Oper inszenieren – eine Oper *von* Geist. Doch diese Idee ist noch nicht geboren, als wir zum erstenmal zusammensitzen und uns austauschen. Noch plant er, die Dokumentarchronik von Jokubas Skliutauskas und Mykolas Jackevicius in einer gründlich bearbeiteten Fassung auf die Bühne zu bringen.

Vilnius. Mitte Dezember 2000. Das Erscheinen von Helene Holzmanns Aufzeichnungen und der Preis, der dem Buch im November zuteil wurde, befördern die Suche nach Geist. Als hilfreich erweisen sich nun auch die Kontakte, die Vladimir Tarasov in Litauen stiftet. Unverhofft öffnen sich Türen. Neue Verbindungen bahnen sich an. Am ersten Tag der Litauen-Reise, in deren Verlauf ich in

Kaunas Viadas Varcikas begegne und mit Fruma nach Edwin und Lyda Geists letzter Wohnung suche, lerne ich in Vilnius Jokubas Skliutauskas kennen. Zusammen mit Vladimir Tarasov und Martin Wälde, dem Gründer und Leiter des Goethe-Instituts in Vilnius, sprechen wir über Geist und sein Tagebuch, darüber, ob und wie es veröffentlicht werden könnte, und über das Bühnenprojekt, für das Tarasov auf deutsche und litauische Unterstützung hofft.

Später an diesem Tag besuche ich mit Martin Wälde und Vladimir Tarasov den Dirigenten Juozas Domarkas in seiner Wohnung an der Zydu gatve. Auf dem Tisch in seiner Wohnküche liegt ein Stapel alter Papiere, teils gebundene, teils lose Manuskripte – die Partituren, Entwürfe und Notizen von Edwin Geist, die Vladas Varcikas einst in Geists Zimmer zusammengerafft und davongeschleppt hat. Wir blättern behutsam. «Dreissig Jahre hat sich niemand dafür interessiert», sagt Juozas Domarkas. «Warum jetzt auf einmal? Ich verstehe das nicht. Aber hier sind sie!»

Am nächsten Tag soll ich auch den anderen Teil von Geists Hinterlassenschaft zu sehen bekommen. Ich habe mich für den Vormittag mit Jokubas Skliutauskas in meinem Hotel zu einem zweiten Treffen verabredet, um das Tagebuch für Lyda genauer in Augenschein zu nehmen, um es, wenn möglich, ganz zu lesen. Bisher kenne ich nur die Ausschnitte, die Vladimir Tarasov mir und Margarete Holzman vor drei Monaten nach Frankfurt mitgebracht hat.

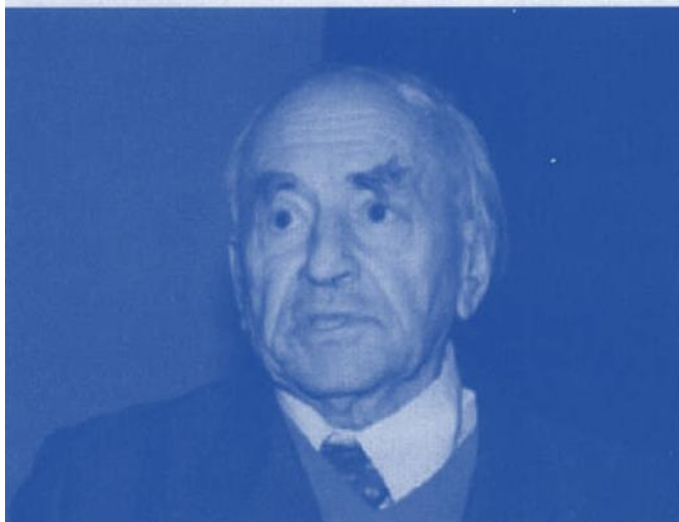
Zur Wiederbelebung der Musik von Geist werde ich als musikalischer Nicht-Profi wenig beitragen können und allenfalls indi-



Vladimir Tarasov.



Juozas Domarkas.



Jokubas Skliutauskas.

rekt, indem ich die Geschichte dieser Musik und die Geschichte von Geist weitererzähle. Aber für eine Veröffentlichung des Tagebuchs könnte das, was ich an Einzelheiten über Geist gesammelt habe und noch zu finden hoffe und was sich bei der Arbeit an den Aufzeichnungen von Helene Holzman an Aufschlüssen über ihn ergeben hat, nützlich sein. Wenn es gelänge, dies mit dem Wissen von Jokubas Skliutauskas zusammenzubringen, mit dem Material, das er gesammelt hat, mit seinen Erinnerungen an die erste Wiederbelebung von Geist zu Beginn der siebziger Jahre, an das politische und literarische Klima in der sowjetischen Zeit, an seine Erlebnisse mit der Zensur, dann könnte etwas Solides entstehen.

Um zehn Uhr erscheint er, ein scharf um sich blickender alter Herr mit silberweissem Haar. Wir setzen uns an einen der niedrigen Tische in der Hotelhalle.

«Sie sind ein grossartiger Schriftsteller!» beginnt er. «Sie haben Kraft!»

Es dauert einen Moment, bis ich begreife, was ihn dazu bringt, mir solche Komplimente zu machen. Er hat Helene Holzman gelesen. Zu unserem Treffen gestern hatte ich ihm ein Exemplar ihrer Aufzeichnungen mitgebracht. Er habe gar nicht aufhören können, berichtet er, habe die Nacht hindurch alles bis zum Ende verschlungen, bewundere meinen Stil, meine Kraft.

«Aber das alles stammt von Helene Holzman, das habe nicht ich geschrieben!»

Er sieht mich mit verschwörerischem Lächeln an.

«Ach, geben Sie es nur zu – das waren Sie! Helene Holzman, bah...»

Ich versichere ihm noch einmal, dass ich Helene Holzman nur ins reine geschrieben und mit Anmerkungen versehen habe und dass sich meine Arbeit an ihrem Text darauf beschränkt hat, hier und da einen Schreibfehler zu korrigieren, ein fehlendes Wort zu ergänzen.

Jokubas Skliutauskas sieht mich an und glaubt mir nicht.

Mir fällt ein, wie er gestern das Gespräch über die Herausgabe des Tagebuchs eröffnete. Es gebe da in Geists Tagebuch eine problematische Stelle, eine boshafte Bemerkung über die Schwester von Ciurlionis. Sie sei verrückt, schreibe Geist, nicht richtig im Oberstübchen.

«Das können wir nicht drucken. Das müssen wir streichen.»

Es ist sein erster praktischer Vorschlag für die Herausgabe von Geists Tagebuch.

«Aber warum denn streichen?» erwidere ich. «Wir können doch nicht...»

«Hören Sie! Sie machen sich keine Vorstellung! Ciurlionis! In Litauen ... er ist hier ein Heiliger! Und von seiner Schwester zu behaupten, sie sei verrückt...»

Ich überlege.

«Und wie wäre es mit einer Fussnote? Vielleicht können wir herausfinden und erklären, warum Geist so schlecht auf sie zu sprechen war. Man könnte auch hinzufügen, dass sich Geist hier irrt... Man kann vieles machen. Aber den Satz einfach streichen, das geht nicht.»

Jokubas Skliutauskas sieht mich verblüfft an.

«Eine Fussnote, meinen Sie?» Dann nach kurzem Bedenken:
«Gute Idee!»

Er klopft mir auf die Schulter, und bald bewegt sich das Gespräch in konstruktiveren Bahnen, Später sagt er: Ich sei sensibel, er normalerweise sehr hart, aber er spüre, dass Vertrauen entsteht.

So weit reicht das entstandene Vertrauen jedoch nicht, dass er mir am Tag danach Geists Tagebuch für ein paar Stunden zur ruhigen Lektüre überlassen würde. Jokubas Skliutauskas hat sich auf einen langen Vormittag eingestellt und eine Zeitung mitgebracht. Er wird bleiben, während ich lese.

Aus seiner Aktentasche nimmt er die fünf Schulhefte und legt sie vor mich hin, ausserdem die mit der Schreibmaschine hergestellte Abschrift und einen gleichzeitig entstandenen Durchschlag – drei Fassungen also – und kommt sofort auf einen Punkt zu sprechen, über den mir Vladimir Tarasov schon in Frankfurt Andeutungen gemacht hatte: es gibt Streichungen in Geists Tagebuch, Manipulationen, Verfälschungen. Jokubas Skliutauskas zeigt mir mehrere Stellen, an denen einzelne Sätze oder längere Passagen geschwärzt oder auf andere Weise unleserlich gemacht worden sind.

Nun sind Streichungen in einem Manuskript ja eigentlich so selbstverständlich wie andere Korrekturen auch. Aber diese Streichungen hier sind tatsächlich so beschaffen, dass kein einziges der gestrichenen Wörter noch zu entziffern ist. Ausserdem waren anscheinend mehrere Hände in unterschiedlichen Streichstilen

am Werk. Jokubas Skliutauskas zeigt mir vergrösserte Reproduktionen einiger dieser Stellen und berichtet von Versuchen, das Unleserliche mit kriminalistischen Methoden lesbar zu machen. Alles vergeblich. Auch ich muss bald erkennen, es ist unmöglich, hinter das Schwarz zu sehen.

Jeder, der das Tagebuch je in Händen hatte, kann auch darin herumgestrichen haben. Zuerst Geist selbst. Dann Lyda. Auch Helene Holzman. Auf eine der zwiespältigen, distanzierten Eintragungen Geists über sie aus der Zeit, als es um die Freundschaft zwischen den beiden besonders schlecht steht, folgt eine längere Schwärzung. Könnte es sein, dass Helene Holzman, von irgendeiner begründeten oder unbegründeten Sorge ergriffen, bei den Vorbereitungen zu ihrer Übersiedlung in die Bundesrepublik eine sie selbst betreffende Passage geschwärzt hat, ehe ihre Tochter das Tagebuch im Aussenministerium in Vilnius abgab? Eine Frage – auf die es keine Antwort gibt. Ausserdem gilt für diese wie für die anderen Schwärzungen: Über ihren Sinn und Zweck zu spekulieren ist müssig, solange man nicht sagen kann, was da eigentlich gestrichen wurde.

Es gibt aber auch Manipulationen an Geists Tagebuch, über die sich mehr sagen lässt und die sich sogar ungefähr datieren lassen. Es gibt im Original Entstellungen, die in den für die Arbeit am Theaterstück hergestellten Kopien nicht vorhanden sind – oder nur in einer von ihnen. Sie wurden im Original offenbar erst vorgenommen, *nachdem* diese Kopien angefertigt waren. Und von ihnen lässt sich auch sagen, worauf sie zielten: auf ebenjene Stellen im Tagebuch – zwei Halbsätze in dem langen Dialog mit

Helmut Rauca –, die den jüdischen Hintergrund von Geist betreffen.

Schon in den Fotokopien des Typoskripts, die mir Vladimir Tarasov in Frankfurt gegeben hatte, war mir ein Satz aus diesem Dialog aufgefallen, der dort handschriftlich verändert worden war. Er folgt auf die Stelle, an der Rauca verkündet: «Alle J. sind schuldig» und Geist ihm widerspricht: «Alle J. sind bestimmt nicht schuldig.» Rauca reagiert auf diesen Einwand mit dem sonderbaren Satz:

Vielleicht, aber davon verstehen Sie nichts, xxxx Sie sind NOCH reiner Arier.

Ein Wort ist hier gestrichen worden, ein zweites mit einem «noch» überschrieben. Das Resultat dieser Redaktion klingt nicht überzeugend, aber was ursprünglich dort gestanden hatte, war auf der Fotokopie nicht zu erkennen. Nun, an Hand des wirklichen Typoskripts lässt es sich klären:

Vielleicht, aber davon verstehen Sie nichts, denn Sie sind kein reiner Arier.

Ich schlage diesen Satz im Original des Tagebuchs nach. Dort, so stellt sich heraus, ist sein zweiter Teil – ab dem «denn» – durch Auskratzen unleserlich gemacht worden. In der zweiten Kopie ist er mit der Oberkante der Seite weggeschnitten.

Gegen Ende jenes Zwiegesprächs stellt Rauca fest:

R: Alle v. sind schuldig.
 Ich: Ja, Herr R., nein. Wenn wir schon von Schuld sprechen,
 alle v. sind bestimmt nicht schuldig.
 R: Vielleicht, aber darin verzweifeln Sie nicht, ← Sie sind
 noch ~~noch~~ polimer weiter.
 Ich: (schweige)
 R: Ich möchte Sie hier nicht mehr sehen! Und wenn Sie noch
 den geringsten Kontakt zu Ihrer Frau haben, schicke ich
 Sie wieder zurück oder ich lasse Sie einsperren! Haben
 Sie mich verstanden?
 Ich: Ich schicke damals meiner Frau einzig und allein aus dem
 Grunde, um mich einige Punkte zu klären, die ich zwecks

- 75 -

bestimmt nicht schuldig.
 R: Vielleicht aber dass verstanden Sie nicht,
 Ich: ~~(schweige)~~ ^{ich will nicht...}
 R: Ich möchte Sie hier nicht mehr sehen!
 Und wenn Sie noch den geringsten Kontakt
 zu Ihrer Frau haben, schicke ich Sie zurück
 zurück oder ich lasse Sie einsperren!
 Haben Sie mich verstanden?
 Ich: Ich schicke damals meiner Frau einzig
 und allein aus dem Grunde, um mich
 einige Punkte zu klären, die ich zwecks

Eine der verfälschten Passagen in Geists Tagebuch –
oben das Typoskript, darunter das Original.

«Wären Sie Vollarier, könnten Sie Ihre j. Frau aus dem Gh. herausnehmen, unter der Bedingung, dass sie sich auf eigene Kosten sterilisieren lässt.» – Der Satz im Konjunktiv, der darauf hindeutet, dass Geist in Raucas Augen eben kein «Vollarier» ist, blieb in den Kopien erhalten. Im Original jedoch, wo er ebenfalls an der Oberkante einer Seite stand, ist er weggeschnitten.

Der Verfälscher hat nachlässig gearbeitet. Oder ihm waren nicht alle drei Fassungen von Geists Tagebuch zugänglich. Aber was er auf seine plumpe Weise erreichen wollte, scheint klar zu sein. Die Entstellungen, die der Geschichte Geists in ihrer sowjetischen Variante widerfahren sind, sollten nachträglich bis in das originale Dokument zurück verlängert werden. Geists jüdischer Hintergrund sollte auch aus den Quellen getilgt werden.

Ich frage Jokubas Skliutauskas, ob er sich vorstellen könne, wer hier am Werk gewesen sei. Er schüttelt den Kopf. Die Zensur habe, bevor das Theaterstück veröffentlicht wurde, auch die Materialien sehen wollen, die ihm zugrunde lagen. Was damals geschehen sei, wisse er nicht.

Dann lese ich – die Uhr im Blick – nicht das Original, sondern eines der beiden Typoskripte. So erspare ich mir das Entziffern der Handschrift. Die Schulhefte nehme ich nur gelegentlich zur Hand, um zu vergleichen. Stichproben zeigen: Die Abschrift ist im Grossen und Ganzen gut gemacht. Orthographische Fehler sind sehr selten, falsch oder gar nicht entzifferte Passagen gibt es, aber sie sind nicht allzu häufig.

Jokubas Skliutauskas sitzt neben mir in einem Sessel und liest

in seiner Zeitung. Wenn er sie sinken lässt, kann er sehen, was ich tue: lesen, Notizen machen, vergleichen – von Viertel nach zehn bis zwei Uhr. Wegen einer Verabredung, die ich für den Nachmittag ausgemacht habe, reicht nachher die Zeit nicht für ein Gespräch. Erst am Abend sehen wir uns wieder. Nun versuche ich ihm die Zweifel zu erklären, die mir bei der Lektüre am Vormittag gekommen sind.

Edwin Geist einem Publikum, das noch nie von ihm gehört hat, vorstellen zu wollen, indem man als erstes dieses Tagebuch herausbringt, erscheint mir nun unklug. Als Zeugnis ist das Tagebuch ergreifend und wertvoll. Aber von einem Komponisten als erstes intime, ungeschützte, für die geliebte Frau bestimmte Aufzeichnungen zu veröffentlichen, in denen er der eigenen Musik, die kaum jemand kennt, hohen, wenn nicht höchsten Rang bescheinigt, hiesse: von der falschen Seite anfangen. Vorher sollte man zumindest den Versuch unternehmen, die Musik selbst und ihren Komponisten mit seiner ganzen Geschichte bekannt zu machen.

Ich bin mit der gleichen Hoffnung nach Litauen gekommen, die Jokubas Skliutauskas noch immer hegt: mit der Hoffnung auf ein bald zu realisierendes, aus sich heraus überzeugendes Buchprojekt mit dem Titel «Tagebuch für Lyda». Nach der Lektüre plädiere ich für mehr Geduld. Möglich, dass schon an diesem Abend das Vertrauen, von dem er Tags zuvor gesprochen hat, wieder zu schrumpfen beginnt. Seither hat es sich nicht wiederbeleben lassen. Die in Aussicht genommene Kooperation kam nicht zustande.

Jokubas Skliutauskas hat die Sache allein in die Hand genommen. Im Herbst 2002 hat er in einem in Vilnius ansässigen Verlag eine deutsche Ausgabe unter dem Titel «Für Lyda. Tagebuch 1942» herausgebracht – und er hat darin Geists boshafte Bemerkung über die Schwester des berühmten Ciurlionis nicht gestrichen, sondern mit einer Anmerkung versehen. Ich war froh über das Erscheinen dieser Ausgabe – nicht über ihre Beschaffenheit im Einzelnen, umso mehr aber darüber, dass ich nun endlich mit dem beginnen konnte, was nach einmaliger Schnellektüre, ohne die Möglichkeit, nach eigenem Belieben zu blättern und zu lesen und wiederzulesen, kaum zu machen gewesen wäre: die ganze Geschichte von Edwin und Lyda Geist so detailliert wie möglich aufzuschreiben.

Vladimir Tarasovs Theaterpläne wandeln sich im Laufe der Monate. Der Impuls, der von Jokubas Skliutauskas' Anregung ausging, bleibt erhalten, ändert jedoch seine Richtung. Eine Zeitlang spielt Vladimir Tarasov mit dem Gedanken, in einer Art von Revue Musik von Geist und unverfälschte Passagen aus dem Tagebuch für Lyda auf die Bühne zu bringen. Schliesslich verwirft er auch dieses Vorhaben und fasst ein plausibleres, allerdings auch erheblich aufwendigeres Projekt ins Auge: Geists Musikschauspiel «Die Heimkehr des Dionysos» selbst zu inszenieren.

Als dieser Plan im Laufe des Jahres 2001 Gestalt annimmt, sind die Voraussetzungen für seine Verwirklichung besonders günstig. Im Juli 2002 jährt sich der Geburtstag von Edwin Geist zum hundertsten Mal, und wenig später wird sich Litauen als

Gastland auf der Buchmesse in Frankfurt vorstellen. Eine bessere Chance, Aufmerksamkeit und Mittel für deutsch-litauische Geschichten und Projekte zu finden, wird sich so bald nicht wieder ergeben, und Vladimir Tarasov nutzt sie. Dass die Zeit knapp ist, schreckt ihn nicht, es spornt ihn an.

Er wirbt um Unterstützung und findet sie beim litauischen Kulturministerium, beim Goethe-Institut, bei der Deutschen Botschaft in Vilnius, bei einigen deutschen und litauischen Firmen, die sich als Sponsoren beteiligen, und nicht zuletzt bei seinem russischen Stammlokal in der Nähe des Theaters, dessen Chef sich bereit erklärt, den Raum, das Essen und die Getränke für die Premierenfeier zu stiften.

Im Frühsommer 2002 ist es soweit, kurz vor dem Beginn der Theaterferien. Am 5. Juni – so nah wie möglich an das Datum von Geists hundertstem Geburtstag herangerückt – wird die Premiere stattfinden, am 7. Juni eine zweite Vorstellung. Am Tag dazwischen soll ich über Geist sprechen.

Als ich Vladimir Tarasov am Telefon sage, dass ich schon am Tag vor der Premiere nach Vilnius kommen werde, lädt er mich zur Generalprobe ein. Allerdings könne er mich diesmal nicht vom Flughafen abholen, fügt er hinzu – eben wegen der Generalprobe. Nicht nötig, sage ich, eine Fahrgelegenheit habe ich schon. Aber ob ich es rechtzeitig zum Theater schaffe, weiss ich nicht. Die Probe beginnt um 19 Uhr, und mein Flugzeug, wenn es pünktlich ist, soll kurz nach halb fünf landen. Die Entfernungen in Vilnius sind nicht sehr gross, und wenn ich mein Gepäck erst

einmal ins Hotel gebracht habe, kann ich zu Fuss zum Theater gehen» Unklar ist bloss, ob ich mich der Kostbarkeit, die ich bei mir haben werde, wirklich so schnell werde entledigen können, wie es mir die Pressedame von der Deutschen Botschaft versichert hat.

Ihr verdanke ich die Fahrgelegenheit. Diesmal werde ich nicht nur als gewöhnlicher Reisender, sondern auch als Kurier nach Vilnius reisen. Es sei durchaus üblich, hat mir Frau Haacke am Telefon versichert – die einfachste und sicherste Methode, wertvolle, zerbrechliche Dinge zu transportieren. Ob ich also bereit sei, ein Köfferchen von Frankfurt nach Litauen mitzunehmen. Schwer sei es nicht, und schon am Flughafen werde mich jemand erwarten, der es in Empfang nimmt.

Zwei Tage vor meinem Flug bringt mir eine Dame aus Mainz das Köfferchen und darin die Kostbarkeit. In ganz Litauen gebe es keine Oboe d'amore, so erfahre ich. Dabei sei sie dringend erforderlich, wenn man bestimmte Werke von Bach angemessen aufführen wolle. Anders als die gewöhnliche Oboe habe diese einen birnenförmigen Schallbecher, einen «Liebesfuss». Er erzeugt einen besonders zarten, besonders lieblichen Klang. Ein deutscher Freundeskreis hat das wertvolle Instrument gestiftet. Demnächst soll es einem litauischen Orchester feierlich übergeben werden. Die Dame aus Mainz zeigt mir im Begleitheft zu einer CD ein Foto des Orchesters und deutet auf den Dirigenten, einen kleinen, munter dreinblickenden Herrn mit sehr rundem Kopf.

«Das ist Herr Katkus. Sie werden ihn wiedererkennen.

Er erwartet Sie am Flughafen, und er kann Sie bestimmt mit in die Stadt nehmen.»

Die Maschine nach Vilnius ist fast leer. Auf dem Platz neben mir liegt während des ganzen Fluges das Köfferchen mit der Oboe d'amore. In Wolkenlücken sind gelegentlich Bruchstücke der Erdoberfläche zu erkennen. Wie jedesmal, wenn ich im Flugzeug einen Fensterplatz gefunden habe, vermisse ich eine Landkarte, die mehr taugt als die Routen-Skizzen in den Hochglanzheften, die die Fluggesellschaften ihren Passagieren in die Netze auf der Rückseite der Sitze stecken. Unter mir sehe ich einen breiten Fluss, der sich in der Sonne schimmernd durch flaches Land windet, und weiss nicht, ob es die Oder oder schon die Weichsel ist. Der Steward, der doch auf dieser Strecke häufig unterwegs sein muss, versteht nicht mal meine Frage.

Vor drei Monaten war ich zum letzten Mal in Litauen – zu Interviews für eine Radiosendung über die Geschichte Litauens, zu einem weiteren Besuch bei Juozas Domarkas, um noch einmal und diesmal gründlicher den kompositorischen Nachlass von Edwin Geist in Augenschein zu nehmen. Und natürlich auch, um Vladimir Tarasov zu besuchen. In seinem Arbeitszimmer im Russischen Theater zeigte er mir voller Stolz das Modell des Bühnenbildes zur «Heimkehr des Dionysos». Die Inszenierung nahm Gestalt an. Die Proben hatten begonnen. An zwei Vormittagen lud mich Vladimir Tarasov ein, ein bisschen dabei mitzutun. Wir sassen um einen grossen Tisch. Die litauischen und russischen Sängerinnen und Sänger nutzten die Anwesenheit eines Deut-

LIETUVOS RUSŲ DRAMOS TEATRAS
 РУССКИЙ ДРАМАТИЧЕСКИЙ ТЕАТР ЛИТВЫ



2002 m. BIRŽELIS

ИЮНЬ 2002 г.

5

Trečiadienis
 Sreda
 19.00

◆ **PREMJERA**
 Edwin Geist
 „Dioniso sugrįžimas“
 3-ų dalių muzikinė drama
 Rež. Vladimir Tarasov

◆ **ПРЕМЬЕРА.**
 Эдвин Гайст
 „Возвращение Дионисия“
 Музыкальная драма в 3-х частях
 Реж. Владимир Тарасов

7

Penktadienis
 Пятница
 19.00

◆ **PREMJERA**
 Edwin Geist
 „Dioniso sugrįžimas“
 3-ų dalių muzikinė drama
 Rež. Vladimir Tarasov

◆ **ПРЕМЬЕРА.**
 Эдвин Гайст
 „Возвращение Дионисия“
 Музыкальная драма в 3-х частях
 Реж. Владимир Тарасов

8

Šeštadienis
 Суббота
 19.00-22.30

◆ Molière
 „Tartuifas“. 2-ų dalių komedija
 Rež. Vladimir Mirzoev

◆ Мольер
 „Тартюф“. Комедия в 2-х частях
 Реж. Владимир Мирзоев

12.00-14.15

9

Sekmadienis
 Воскресенье
 19.00-22.30

◆ Aleksej Tolstoj
 „Buratino nuotyčiai“
 2-ų dalių pasaka
 Rež. Jurij Popov

◆ Алексей Толстой
 „Приключения Буратино“
 Сказка в 2-х частях
 Реж. Юрий Попов

◆ Aleksandr Ostrovskij
 „Be kaltės kalti“
 2-ų dalių
 Rež. Artiom Inozemcev,
 Dalia Tamulavičiūtė

◆ Александр Островский
 „Без вины виноватыс“
 В 2-х частях
 Реж. Артем Иноземцев,
 Лана Тамулавичюте

Das Russische Theater in Vilnius – Programm für Juni 2002.

schen, um die korrekte Aussprache etlicher Wörter in den Gesangspassagen von Geists Oper zu besprechen. Die gesprochenen Partien dagegen will Vladimir Tarasov in litauischer Übersetzung bringen. Ein Kompromiss – im Hinblick auf das Publikum und die Möglichkeiten der Akteure wohl unvermeidlich, vielleicht jedoch dem zuwiderlaufend, was Geist mit seinem Musikschauspiel im Sinn hatte. Wird nun der Gegensatz von gesprochenem Wort und Gesang, in dem Geist den Streit zwischen Intellekt und Gefühl hörbar machen wollte, nicht durch die Kluft zwischen zwei Sprachen überlagert – zwischen gesprochenem Litauisch und gesungenem Deutsch?

Die Darsteller, der grosse Chor und das Orchester unter der Leitung von Juozas Domarkas werden jedenfalls ihr Bestes geben. Und an offiziellem Zuspruch wird es bei der Premiere nicht fehlen. Das musikalisch, literarisch, historisch interessierte Publikum von Vilnius wird sich das Ereignis nicht entgehen lassen. Margarete Holzman ist schon vor mir nach Litauen gereist. Sie wird zusammen mit Fruma aus Kaunas kommen. Rosian Zerner, Lydas Nichte, hat sich aus Boston angesagt. Vladas Varcikas soll erkrankt sein. Aber wenn er nicht kommen kann, wird ihn seine Tochter vertreten. In den Gedanken der Lebenden werden die Toten gegenwärtig sein – Edwin Geist und Lyda, Helene und Max Holzman und Marie, ihre ältere Tochter, auch Lydas Tante Emma und ihre Brüder Paul und Volja, auch Franz Vocelka, Dora Kaplan, der Anwalt Novickas und Sofia Binkiene –, und alle werden sich freuen. Selbst das Ineinander von Litauisch und Deutsch auf

der Bühne des Russischen Theaters passt, symbolisch betrachtet, nicht schlecht zu diesem Projekt und dieser Premiere.

Ein glückliches Ende also.

Aber wenn es wirklich ein Ende wäre? Müsste man es dann nicht ein besonders unglückliches nennen?

Der Flughafen in Vilnius ist so angenehm überschaubar wie die Schalterhalle eines deutschen Kleinstadtbahnhofs alten Stils. Ich erkenne den Herrn mit dem runden Kopf sofort und er mich. Wir verständigen uns leicht. Herr Katkus spricht vorzüglich Deutsch. Ich übergebe ihm das Köfferchen mit der Oboe d'amore. Ein Fahrer des Goethe-Instituts ist bei ihm. Marius. Er führt uns zu seinem Minibus und gibt mir beim Einsteigen zwei Faltblätter, das Veranstaltungsprogramm des Instituts für Juni in Litauisch und in Deutsch. Die Premierentermine und mein Vortrag bilden den Anfang. Herr Katkus hat von der Geist-Aufführung gehört, würde auch wohl zur Premiere kommen, wenn er nicht durch eigene Proben und ein Konzert abgehalten wäre. Er sieht sich das Programm an, liest den Ankündigungstext und stösst auf eine Stelle, die ihn stutzen lässt: «Helene Holzman? Bei ihr habe ich Deutsch gelernt! In Kaunas, am Ende der fünfziger Jahre. Was hat sie mit Geist zu tun?»

Nachdem mich Marius schliesslich beim Hotel Narutis abgesetzt hat und ich mich plötzlich in der hohen Halle wiederfinde, in der ich vor anderthalb Jahren zum erstenmal Geists Tagebuch für

Lyda gelesen habe, wird mir klar: wenn ich mich beeile, kann ich es zur Generalprobe gerade noch schaffen,

Im Foyer des Russischen Theaters herrscht ein nicht sehr festlich anmutender Trubel, Still stehen in dem allgemeinen Hin und Her nur die Platzanweiserinnen, Ich frage nach Vladimir Tarasov, Aber der ist an diesem Abend natürlich die am schwersten auffindbare Person im ganzen Haus, Während ich warte, werfe ich einen Blick in den Saal. Es wimmelt von Leuten in sommerlicher Strassen-, Sport- und Freizeitkleidung, Generalprobenpublikum, Freunde, Verwandte, Bekannte der Mitwirkenden und des Theaterpersonals, erklärt mir Vladimir Tarasov, als er schliesslich erscheint, Er führt mich in den ersten Stock und schliesst mir seine Loge auf – die grosse Loge gegenüber der Bühne.

Von hier aus wird er nachher – das aufgeschlagene Regiebuch von einer schwachen, immer wieder verlöschenden, immer wieder zum Leuchten erweckten Glühbirne beschienen – diese letzte Probe verfolgen, und kann sich, wenn nötig, über Mikrofon und Kopfhörer mit den Assistenten und Akteuren an der Bühne verständigen. Vorn an der Brüstung hat ein Fotograf Stativ und Kamera aufgebaut, um Szenenfotos zu machen. Ich suche mir einen Platz, wo ich niemandem im Weg sein werde.

Der Beginn der Vorstellung verzögert sich. Mir wird deshalb die Zeit nicht lang – nicht in Erwartung einer nie gehörten Musik, nicht in dieser Loge, in der ich das Gefühl habe, im nächsten Augenblick durch den Saal in Richtung der Bühne zu schweben. Vor kaum zwei Stunden bin ich in Vilnius gelandet. Nun kommt es

mir vor, als würde ich gleich wieder abheben. So kann es von mir aus noch lange bleiben, so in der Schweben, während dieser kleinen Ewigkeit vor dem Beginn der Aufführung, wenn alles, fast alles noch möglich scheint.

Das Publikum ist laut. Die Leute quirlen durcheinander, in munterer Erwartung des Spektakels. Viele kennen sich, begrüßen einander quer durch den Saal. Wie viele von ihnen mögen wissen, dass das, was sie gleich hören und sehen werden, seit es erdacht und aufgeschrieben wurde, mehr als sechzig Jahre lang aus verschiedenen Gründen nur auf dem Papier gestanden hat? Aber müssen sie das wissen? Müssen sie diese Gründe kennen, um mit dem, was ihnen da für ihre Freikarten geboten wird, etwas anfangen zu können?

In das Stimmengewirr mischt sich das Orchester. Die Musiker stimmen ihre Instrumente. Vladimir Tarasov hat den seit Jahrzehnten nicht mehr benutzten Orchestergraben öffnen lassen – eine Art Keller, der bis tief unter die Bühne reicht, erfüllt vom warmen Licht der Lampen, die über den Notenpulten glühen. Der Dirigent schiebt sich auf sein Podest. Langsam verlöscht das Licht im Saal, während die Lärmwolke verfliegt. Das Brausen mündet in Gemurmel. Länger dauert es, bis wirkliche Stille eintritt und mit ihr die Aufmerksamkeit. Dann hebt sich der Vorhang.

Anhang

Zeittafel

- 1902 31. *Juli*: Edwin Ernst Moritz Geist wird in Berlin geboren, als wahrscheinlich einziges Kind von Sigismund Geist und seiner Frau Gertrud, geb. Bormann (*24. Juli 1872).
- 1910 24. *Juni*: Alexandra Brodowsky wird in Berlin geboren.
11. *November*: Lyda Bagriansky wird in Prienai, Litauen, geboren.
- 1913/14 *etwa*: Geists Vater stirbt.
- 1924/25: Geist arbeitet während einer Spielzeit als Korrepetitor an den Städtischen Bühnen in Stettin.
- 1928 23. *August*: Geist heiratet in Berlin Alexandra Brodowsky.
September bis März 1929: Er geht mit seiner Frau nach Zürich und arbeitet während einer Spielzeit als Kapellmeister im Schauspielhaus am Heimplatz.
- 1931 19. *März*: Die Ehe mit Alexandra wird in Berlin geschieden.
- 1937 8. *Oktober*: Die Reichsmusikkammer teilt Geist mit, dass er binnen zwei Wochen das «Recht zur weiteren Betätigung auf jedem zur Zuständigkeit der Reichsmusikkammer gehörenden Gebiete» verliert.
- 1938 10. *Februar*: Geist beendet in Berlin die Arbeit an seinem

Musikschauenspiel «Die Heimkehr des Dionysos».

1939 12. *Juni*: Unter den erhaltenen Werken die erste in Kaunas datierte Komposition: «Schwerer Abend», ein Lied nach einem Gedicht von B. Rutkunas.

29. *Juni*: Edwin Geist und Lyda Bagriansky heiraten.

1. *September*: Mit dem deutschen Überfall auf Polen beginnt der Zweite Weltkrieg. Im Laufe des September besetzt die sowjetische Rote Armee Ostpolen. Vilnius wird im Oktober an Litauen zurückgegeben.

1940 23. *Januar*: Geists Mutter stirbt in Berlin.

Etwa Mai: Im Verlag von Max Holzman in Kaunas erscheint Edwin Geists Abhandlung «Antikes und Modernes im litauischen Volkslied».

15. *Juni*: Das seit 1918 selbständige Litauen wird von der Roten Armee besetzt.

1941 22. *Juni*: Die deutsche Wehrmacht beginnt den Krieg gegen die Sowjetunion. Pogrome in Kaunas und anderen Orten bilden den Auftakt zur systematischen Ermordung der Juden in Litauen.

12. *August*: Edwin und Lyda Geist ziehen ins Kaunaer Ghetto.

1942 28. *März*: Mit Unterstützung von Helmut Rauca, einem der Hauptverantwortlichen für die Ermordung der Kaunaer Juden, kann Geist das Ghetto verlassen. Am nächsten Tag beginnt er sein Tagebuch für Lyda.

31. *August*: Lyda kommt aus dem Ghetto frei. Geist schliesst sein Tagebuch für Lyda.

3. *Dezember*: Geist wird in seiner Wohnung verhaftet und ins Ghetto zurückgebracht,
10. *Dezember*: Geist wird im Neunten Fort in Kaunas erschossen.
- 1943 10. *Januar* (?): Lyda Geist nimmt sich mit Gift in ihrer Wohnung das Leben. Wenig später verschafft sich Vladas Varcikas zusammen mit einem Freund Zugang zu der von der Polizei versiegelten Wohnung und schleppt die Partituren und Papiere von Geist davon.
- 1944 1. *August*: Die Rote Armee gewinnt Kaunas zurück.
25. *September*: Helene Holzman beginnt mit der Niederschrift ihrer Aufzeichnungen. Sie beendet die Arbeit daran im August 1945.

- 1965 *Juli*: Helene und Margarete Holzman verlassen die Litauische SSR. Margarete gibt das Tagebuch für Lyda im Ministerium für Auswärtige Beziehungen der SSR Litauen in Vilnius ab.
- 1969 Das Theaterstück «Das Kainsmal» von Jokubas Skliutauskas und Mykolas Jackevicius wird in Taurage/Tauroggen aufgeführt.
- 1972 *Juni*: «Das Kainsmal» erscheint gedruckt in der Literaturzeitschrift «Pergale».
- 1973 23. und 24. *Februar*: In Kaunas und Vilnius finden unter der Leitung von Juozas Domarkas Konzerte mit Kompositionen von Edwin Geist statt.

Anfang März: Juozas Domarkas unternimmt eine Konzertreise als Gastdirigent in die DDR. Am 8. März 1973 übergibt er dem stellvertretenden Kulturminister Werner Rackwitz in Berlin Handschriften aus dem Nachlass von Geist und eine Tonbandaufnahme des Konzerts in Vilnius.

Ende Mai: Die Zeitschrift «Freie Welt», Berlin-DDR, schickt Hans Frosch nach Giessen zu Margarete Holzman, um für einen ausführlichen Artikel über Geist zu recherchieren.

1973: Die Buchausgabe des Stückes von Skliutauskas und Jackevicius erscheint im Verlag Vaga in Vilnius unter dem Titel «As Girdziu muzika» (Ich höre Musik).

1983 28. *Juli:* Mykolas Jackevicius, ein hoher Beamter im Außenministerium der Litauischen SSR, erzählt in seinem Büro in Vilnius dem kanadischen Journalisten Sol Littman für sein Buch über Helmut Rauca von Edwin und Lyda Geist.

1983 29. *Oktober:* Helmut Rauca stirbt während der Untersuchungshaft in Kassel.

2000 *Frühjahr:* Jokubas Skliutauskas schlägt Vladimir Tarasov in Vilnius vor, sein Theaterstück «Ich höre Musik» noch einmal aufzuführen.

Ende März-Anfang April: Meine erste Litauenreise, zusammen mit Margarete Holzman. Recherchen und Gespräche zur Edition der Aufzeichnungen von Helene Holzman.

Meine erste Begegnung mit Fruma Kucinskiene und ihrem Mann Donatas.

Sommer: Die Aufzeichnungen der Helene Holzman erscheinen unter dem Titel «Dies Kind soll leben».

1. September: Erste Begegnung mit Vladimir Tarasov in Frankfurt.

11-15. Dezember: Meine zweite Litauenreise. Begegnungen mit Vladas Varcikas, Jokubas Skliutauskas und Juozas Domarkas.

2002 *23-29. März:* Zum dritten Mal in Litauen. Bei den Proben zu «Die Heimkehr des Dionysos». Genauere Durchsicht der Werke und Schriften von Geist bei Juozas Domarkas.

5. und 7. Juni: Geists Musikschauspiel «Die Heimkehr des Dionysos» wird im Russischen Theater in Vilnius zum ersten Mal aufgeführt.

Oktober: Zur Frankfurter Buchmesse, deren Gastland Litauen ist, erscheint, von Jokubas Skliutauskas herausgegeben, Geists Tagebuch für Lyda.

Edwin Geist.
Kompositionen, Tonaufnahmen,
schriftlicher Nachlass
und veröffentlichte Schriften

1. Kompositionen

Als Manuskripte erhaltene Werke.

Sämtliche Notenmanuskripte befinden sich bei Juozas Domarkas in Vilnius.

Drei Lieder für Bariton und Solo-Violine

2. Tagesanbruch (Gustav Falke)
3. Abbild (Peter Hille)
4. Durch die Nacht (Richard Dehmel)

Entstehungszeit: Datiert Zürich 1928.

Lieder nach Conrad Ferdinand Meyer

für gemischten Chor, Kinderchor, Blechbläser und Pauke.

1. Chor der Toten
2. Schnitterlied

Entstehungszeit: Datiert Berlin-Friedenau – Chor der Toten, 24. April 1933; Schnitterlied, 27. April 1933. – Notiz von Geist im Manuskript: «Beide Gesänge sind miteinander thematisch verwandt und sind deshalb möglichst nicht getrennt aufzuführen.»

Der seltsame Abend

Nach einem Gedicht von Hugo Salus (1866-1929)

Für Sopran, eine Violine, eine Viola, ein Violoncello Entstehungszeit: Datiert Berlin 1. Mai 1933.

Ich finde dich in allen Dingen

nach Rainer Maria Rilke, für eine hohe Stimme und Streichorchester (oder Orgel – ad libitum Klavier).

Entstehungszeit: Datiert Berlin-Friedenau 4. Januar 1936. Instrumentiert 18. April 1939. Fussnote im Manuskript: Studie zu «Die Heimkehr des Dionysos» (Pentheus' Tod). Aufführungen: Von Geist im eigenhändigen Werkverzeichnis, Juli 1941, als «aufgeführt» bezeichnet. – Mit litauischem Text am 23. und 24. Februar 1973 in Kaunas und Vilnius.

Die Heimkehr des Dionysos

Ein «Musikschauenspiel» in 3 Akten (7 Bildern) Dichtung und Musik von Edwin Geist

Entstehungszeit: Datum der Fertigstellung auf der letzten Seite: Berlin-Friedenau am 10. Februar 1938. – Ausserdem ein *Textbuch* (Typoskript) mit einer «Einführung-Vorrede» und dem gesamten gesungenen und gesprochenen Text des Werkes. – Uraufführung: Vilnius, Russisches Theater, 5. und 7. Juni 2002. Regie: Vladimir Tarasov. Musikalische Leitung: Juozas Domarkas.

Apollinisch-dionysische Tanzpantomime

(des HL Aktes) aus dem Musikschauspiel «Die Heimkehr des Dionysos». Für grosses Orchester und Orgel ad libitum. Nachkomponierte Szene.

Entstehungszeit: Kaunas 1939.

Aufführung: 23. und 24. Februar 1973 in Kaunas und Vilnius.

Drei litauische Lieder

nach Gedichten von Benediktas Rutkunas

für eine mittlere Stimme und Orchester oder Klavier Deutsche

Nachdichtung von Horst Engert

1. Schwerer Abend (mit Streichorchester)

Nach einer Sutartine für eine mittlere Stimme und Streichorchester oder Klavier (ad libitum Orgel).

Sutartine aus der Sammlung von Jadvyga Ciurlionyte Entstehungszeit: Datiert Kaunas 12. Juni 1939.

2. Seeballade (mit kleinem Orchester)

Entstehungszeit: Datiert Kaunas 25. Mai 1940. Instrumentiert 1. Juni 1940.

3. Frühlingsdynamik (mit grossem Orchester) Entstehungszeit:

Datiert Kaunas 27. Mai 1940. Instrumentiert 10. Juni 1940.

Aufführungen: Von Geist im eigenhändigen Werkverzeichnis, Juli 1941, als «aufgeführt» bezeichnet. – Mit litauischem Text am 23. und 24. Februar 1973 in Kaunas und Vilnius.

Kleine deutsche Totenmesse (Requiem)

für Orchester, Sopran- und Tenorsolo, Knabenstimmen und gemischten Chor

1. Chor der Toten an die Lebenden
2. Totentanz (Orchesterzwischenpiel)
3. Im Volkston («Wie sollte ich nicht weinen...»)
4. Fugato («Ewig kreisen hier die Fernen...»)
5. Chor der Lebenden an die Toten

Entstehungszeit: Datiert Kaunas 7. September 1940. – Widmung: «In memoriam: 23.1.1940, Berlin» [= Todesdatum der Mutter von Edwin Geist].

Aufführung: 23. und 24. Februar 1973 in Kaunas und Vilnius.

Kleine deutsche Totenmesse.

Klavierauszug (vom Komponisten)

Entstehungszeit: Klavierauszug datiert am 29. Oktober 1940.

Antaeos

Eine Konzertouvertüre für Orchester nach einem «Sonett an Antaeos» von Edwin Geist.

Entstehungszeit: Datiert April/Mai 1941.

Aufführung: 23. und 24. Februar 1973 in Kaunas und Vilnius.

Antaeos-Ouvertüre

Skizze in Bleistift. – Datiert: Kaunas, November 1940.

Aus Litauen

für kleines Orchester

1. Introduction (Pastorale)
2. Fugierter Marsch (Allegro marciale, quasi Rondo fugato) Entstehungszeit: Datiert Kaunas 9. Juni 1941.

Aufführung: 23. und 24. Februar 1973 in Kaunas und Vilnius.

Aus Litauen

Skizze in Bleistift

1. Introduction Pastorale
2. Finale

Das Tanzlegendchen

Eine symphonische Pantomime (Mysterienspiel) in 1 Akt (2 Bildern) frei nach Gottfried Kellers «Die sieben Legenden».

Bleistiftskizze mit zahlreichen Streichungen und Korrekturen in zehn dünnen blauen Notenheften, etwa Din-A5 quer:

1. März 1942, datiert am Anfang: 28.2.42
2. Passacaglia 24.2.42
3. Rezitativ (a) März 42
4. Rezitativ (b)
5. Fugato
6. Phantasie, März 42
7. März 42 (Auf Seite 2 in grüner Tinte: «Wieder in Kaunas» – das heisst: aus dem Ghetto entlassen)
8. Volkstanz, April 1942
9. Volkstanz, Adagio April 42
10. Adagio Fortsetzung. April/Mai 1942.

«Kosmischer Frühling»

Adagio aus dem «Tanzlegendchen». Bearbeitung vom Komponisten für Klavier allein

Undatiert. Die Tatsache, dass sich überall im Manuskript Bezeichnungen der verschiedensten Orchesterinstrumente finden, lässt diese Bearbeitung für Klavier allein eher als einen Klavierauszug bzw. als ein Particell erscheinen.

«Kosmischer Frühling»

für Violine, Violoncello und Klavier als Trio bearbeitet vom Komponisten

Entstehungszeit: Datiert auf dem Titelblatt Kaunas Juli 1942; am Schluss: 17.7.1942.

Vorbemerkung/Besetzung des Orchesters

Entstehungszeit: Datiert Osterwoche 1942. – Handschriftlich zum «Tanzlegendchen». 4 Seiten.

Choreographie des «Tanzlegendchens».

Entstehungszeit Datiert 16.2.42 – Handschriftlich.

Choreographie des «Tanzlegendchens».

Entstehungszeit: Datiert 16.2.1942 (aber später getippt, vgl. Tagebuch für Lyda, 25.4.1942, S.43) – Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen.

Kopft Themen.

Ein Blatt zum «Tanzlegendchen». Undatiert.

Nicht erhaltene Werke:

Sterbende Seele

Musikdramatisches Werk

Entstehungszeit: vor dem 1925 entstandenen «Requiem». – Erwähnt in: «Auch mir ging es nicht anders wie so manchen andern...» (undatiertes Manuskript, Sommer 1942, S. 5) und in einer handschriftlichen Notiz auf der letzten Seite einer Taschenpartitur des Vorspiels von Wagners «Parsifal» aus dem Besitz von Geist.

Requiem

Eine szenische Kantate (Traumspiel) in einem Akt (6 Szenen)

Entstehungszeit: 1925; im Sommer 1941 vernichtet. – Erhalten hat sich nur das zehnsseitige Typoskript des rekonstruierten Textes mit neuer Vorrede, datiert Juni 1942, und eine handschriftliche Notiz über die Besetzung des Orchesters. Die Rekonstruktion ist anscheinend nicht vollendet – sie reicht nur bis zum Ende der 5. Szene. Das Vorhaben einer «musikalischen Requiem-Restaurierung» wird im «Programm für die nächsten zehn Jahre» vom 2.7.1942 erwähnt (vgl. S. 176). Weitere Erwähnungen im Tagebuch für Lyda, 11.6.1942, S. 68 und auf der letzten Seite der Taschenpartitur des «Parsifal»-Vorspiels.

Die Einsamen

Einaktiges «nordisches Kammerspiel»

Entstehungszeit: nach «Sterbende Seele», vor oder nach dem

1925 entstandenen «Requiem»; später vernichtet. – Erwähnt im Tagebuch für Lyda, S. 68, 11.6.1942. Auch auf der letzten Seite der Taschenpartitur des «Parsifal»-Vorspiels.

Der Golem

Musikschau-spiel

Entstehungszeit: vor dem 1938 vollendeten Musikschau-spiel «Die Heimkehr des Dionysos». – Erwähnt in: Stengel / Gerigk, «Lexikon der Juden in der Musik», Sp. 318. Geist erwähnt den Titel «Golem» auch auf der letzten Seite der Taschenpartitur des Vorspiels von Wagners «Parsifal». In «Auch mir ging es nicht anders wie so manchen andern...» (undatiertes Manuskript, Sommer 1942, S.9) heisst es: «... ein kurz vor diesem (= «Die Heimkehr des Dionysos») entstandenes, abendfüllendes Musikschau-spiel fiel leider – wie so manche andere Arbeit auch – der Vernichtung anheim!» Erwähnt auch im Tagebuch für Lyda, 11.6.1942, S. 68. Im «Programm für die nächsten zehn Jahre» heisst es, wahrscheinlich mit Bezug auf den «Golem»: «In Bin. die Entwürfe des vernichteten Werkes suchen und eventuell umschmieden.»

Drei Chor-Studien mit Orchester zu Goethes Faust II, 5 1. Ich heisse der Mangel (Frauenstimmen)

2. Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen (Männerstimmen)
3. Neige, neige, Du Ohnegleiche (Gemischter Chor) Chronologisch nicht bestimmt. Erwähnt im eigenhändigen Werkverzeichnis, Juli 1941.

2. Tonaufnahmen

Mitschnitt eines Konzerts mit Werken von Edwin Geist

24. Februar 1973 in Vilnius

Das Symphonieorchester der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik unter der Leitung von Juozas Domarkas.

1. Aus Litauen. 2. Vier Lieder («Ich finde dich in allen Dingen», «Schwerer Abend», «Seeballade», «Frühlingsdynamik», Grazina Apanaviciute, Sopran). 3. Konzertouvertüre «Antaeos». 4. Kleine deutsche Totenmesse. 5. Apollinisch-dionysische Tanzpantomime. Deutsches Musikarchiv, Berlin. Band 12-503 / CD 0332.

The Return of Dionysos

Mitschnitt der Aufführung am 7. Juni 2002 im Russischen Theater, Vilnius. 2 CDS (1 St. 45 Min.) Nicht im Handel.

Dionisio Sugrizimas (Die Heimkehr des Dionysos) Reklamis filmas. Videoband mit Ausschnitten aus der Uraufführung in Vilnius. 25 Min.

3. Schriftlicher Nachlass

1. Postkarte von Edwin und Lyda Geist an Geists Tante, Else Bormann, 18.8.1940,
2. Eigenhändiges Werkverzeichnis von Edwin Geist. Kaunas, Juli 1941. Ein Blatt beidseitig beschrieben.
3. «So Gott es will – Programm für die nächsten zehn Jahre», 2. Juli 1942. Eine Seite.
4. «Vom Standpunkt des Musikschauspiels vorwiegend zu betrachten ...», Juli 1942. Eine Seite mit Stichwörtern.
5. «Auch mir ging es nicht anders wie so manchen...» Undatiertes Manuskript. Wahrscheinlich Sommer 1942. 10 Seiten. Dazu ein Blatt aus einem Entwurf des Textes.
6. Tagebuch für Lyda, März-August 1942. Handschriftlich in fünf Schulheften und auf beigelegten Zetteln.
7. Eine Seite mit handschriftlichen Notizen in einer Taschenpartitur des Verlags Eulenburg von Wagners Vorspiel zum «Parsifal». Undatiert.

Die Postkarte (1.) und die Taschenpartitur (7.) sind im Besitz des Verfassers; die musikalischen Manuskripte (2.-5.) befinden sich bei Juozas Domarkas in Vilnius; das Tagebuch für Lyda (6.) bewahrt Jokubas Skliutauskas in Vilnius auf.

4. Veröffentlichte Schriften

- «Rundfunk – Film – Schallplatte. Bedeutung und Aufgabe der elektrischen Musikinstrumente», in: *Melos* 12. Jg., 1932, S. 49-52.
- «Die künstlerischen Aufgaben elektrischer Musikinstrumente», in: *Funk. Die Wochenschrift des Funkwesens*. Heft 20, 13. Mai 1932, S. 77-78.
- «Verzögerungssituation in Wagners Werken. Ein Beitrag zur dramatischen und epischen Oper», in: *Signale für die musikalische Welt*, Berlin, 92. Jg. 1934, Nr. 13/14, S. 196-199.
- «Die Bedeutung des Volksliedes», in: *Signale für die musikalische Welt*, Berlin, 92. Jg. 1934, Nr. 34/35, S. 473-474.
- «Form und Stil. Alban Bergs ‚Wozzeck‘», in: *Signale für die musikalische Welt*, Berlin, 93. Jg. 1935, Nr. 1/2, S. 2-3.
- «Vom litauischen Volkslied», in: *Schweizerische Musikzeitung*, Zürich, Jg. 79, Heft 1, Januar 1939, S. 4-6.
- «Opernkrise?», in: *Schweizerische Musikzeitung*, Zürich, Jg. 79, Heft 5, März 1939, S. 107-110.
- «Die Volksoper», in: *Muzikos Barai*, Kaunas, April 1939.
- «Über das lettische Volkslied», in: *Lietuvos Aidas* [Litauisches Echo], Kaunas, 23.10.1939.
- Antikes und Modernes im litauischen Volkslied*. Mit einem Vorwort von Vladas Jakubenas, Kaunas: Pribacis 1940.
- Für *Lyda. Tagebuch 1942*. Hrsg. von Jokubas Skliutauskas. Vilnius: Baitos Lankos 2002.

Literaturverzeichnis

1. Bücher und Aufsätze

- Brückner, Hans und Rock, Christa M., *Judentum und Musik mit dem ABC jüdischer und nichtarischer Musikbeflissener*, München: Hans Brückner 1938 (3. Aufl.).
- Deutsches Bühnenjahrbuch. Theatergeschichtliches Jahr- und Adressbuch*. Berlin: Verlag Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger 1925 (Stettin 1), 1926, 1927, 1929 (Zürich 11), 1930, 1931.
- Dümling, Albrecht, «Auf dem Weg zur Volksgemeinschaft. Die Gleichschaltung der Berliner Musikhochschule ab 1933», in: Horst Weber (Hrsg.), *Musik in der Emigration 1933-1945. Verfolgung, Vertreibung, Rückwirkung*. Stuttgart: Metzler 1994, S. 69-107.
- Hidden History of the Kovno Ghetto*. United States Holocaust Memorial Museum, Boston, New York, Toronto, London: Bulfinch Press/Little Brown and Company 1997.
- Holzman, Helene, «*Dies Kind soll leben*». *Aufzeichnungen 1941-1944*. Hrsg. von Reinhard Kaiser und Margarete Holzman, Frankfurt a.M.: Schöffling & Co. 2000.
- Holzman, Margarete, «Die Verlagsbuchhandlung ‚Pribacis‘ in Kaunas 1923-1940», in: *Annaberger Annalen, Jahrbuch über Litauen und deutsch-litauische Beziehungen*, Nr.6, 1998, S. 89-101.
- Jackevicius, Mykolas und Jokubas Skliutauskas, *Kaino Zyme. Triju dalui dokumentine kronika su prologu ir epilogu* [Das Kainsmal. Dreiteilige Dokumentarchronik mit Prolog und Epilog], in: *Pergale. Literaturos, meno ir kritikos zumale*, Vilnius: Jg. 1972, Heft 6 (Juni), S. 59-84.
- Jackevicius, Mykolas und Jokubas Skliutauskas, *As Girdziu Muzika. Triju dalui dokumentine kronika su prologu ir epilogu* [Ich höre Musik. Dreiteilige Dokumentarchronik mit Prolog und Epilog], Vilnius: Vaga 1973.
- Kaiser, Reinhard, *Königskinder. Eine wahre Liebe*, Frankfurt a. M.: Schöffling & Co. 1996. Neuausgabe: Schöffling & Co. 2004.
- Kaiser, Reinhard, «*Dies Kind soll leben. Die Aufzeichnungen der Helene Holzman und die Stimmen der Überlebenden*». Hörbuch 2 CDS. Frankfurt a.M.: Schöffling & Co. 2000. (Im Anhang ein Ausschnitt aus Edwin Geists «Kleiner deutscher Totenmesse»).

- Lazersonaite, Tamara, *Tamaros dienorastis* [Tamaras Tagebuch], Vilnius: Vaga 1997.
- Lietuviškoji Tarybine Enciklopedija, Bd. 4, Vilnius 1978. Artikel: «Geistas (Geist) Edvinas».
- Littman, Sol, *War Criminal on Trial. The Rauca Case*, Toronto: Lester & Orpen 1983.
- Simonaityte, Ieva, *Nebaigta knyga* [Das unabgeschlossene Buch]. Dritter Teil: «... O buvo taip» [... Und das war so]. Vilnius: Vaga 1965. Kapitel: «Peiliukas» [Das Messerchen] S. 384-394.
- Splitt, Gerhard, «Die ‚Säuberung‘ der Reichsmusikkammer. Vorgeschichte – Planung – Durchführung», in: Horst Weber (Hrsg.), *Musik in der Emigration 1933-1945. Verfolgung, Vertreibung, Rückwirkung*. Stuttgart: Metzler 1994, 8.10.55.
- Stengel, Theo, Herbert Gerigk, *Lexikon der Juden in der Musik*. Mit einem Titelverzeichnis jüdischer Werke. Berlin: Hahnfeld 1940. (Veröffentlichungen des Instituts der NSDAP zur Erforschung der Judenfrage, Frankfurt a.M. Bd. 2).
- Tory, Avraham, *Surviving the Holocaust. The Kovno Ghetto Diary*. Hrsg. v. Martin Gilbert, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1990.
- Weissweiler, Eva, *Ausgemerzt! Das Lexikon der Juden in der Musik und seine mörderischen Folgen*, Köln: Dittrich 1999 (mit einem Reprint des *Lexikons der Juden in der Musik*).
- Wette, Wolfram u. Detlev Hoffmann (Hrsg.), *Litauen 1941 und 2001. Auf den Spuren des SS-Massenmörders Karl Jäger*. Bremen: Donat 2002.
- Zingeris, Markas, *Grojimas dviese* [Zu zweit musizieren], Roman, Vilnius: Baitos Lankos 2002.

2. Pressemeldungen, Zeitschriften- und Zeitungsartikel

- 11.12.1928: *Neue Zürcher Zeitung*: «Das Christsternlein». Schauspielhaus, 8. Dezember.
- 13.7.1942:1 *Laisve. Kauno Dienorastis* [Zur Freiheit. Kaunaer Tageblatt], Nr. 160 (321): «Kauener-Wilnaer Verlag muzikos vakaras» [Musikabend des K.-W. Verlags].
- 13.1.1973: ADN – Vilnius: «Musikalisches Werk des antifaschistischen Komponisten Edwin Geist aufgefunden».
- 13.1.1974: Bagdanskis, L, S. Waintraubas, «Tvortschestvo, vosvraschtschennojo k shisni» [Ein Werk wird lebendig], *Sovetskaja Litva*.

- 13.1.1975: Senderovas, Anatolius, «Atgimusi Muzika» [Erwachte Musik], *Gimtasis Krastas* [Heimatland].
- 8.3.1973: ADN – Berlin: «Werke des antifaschistischen Komponisten Edwin Geist kehrten nach Berlin zurück».
- 8.3.1974: *Nationalzeitung*, Berlin: «Werke Edwin Geists in Berlin übergeben».
- 8.3.1975: *Thüringer Tageblatt*, Weimar: «Aus Litauen zurück. Juozas Domarkas überbrachte Werke von Edwin Geist.»
- 29.3.1973: *Gimtasis Krastas* [Heimatland], Vilnius, Nr. 13, Meldung über die Rückkehr von J. Domarkas nach dem Besuch in der DDR.
- 30.3.1973: Nach APN: «Wiederentdeckter Komponist», *Wochenpost*, Berlin.
- Ende März 1973: Hannes Schreiber, «E. Geisto Kuriniai Grizta I Tevyne» [E. Geists Werke kehren heim], *Tiesa* [Wahrheit], Vilnius.
- 8.3.1976: Hannes Schreiber, «Wer war Edwin Geist?», *Freie Welt*, Berlin, 2. April 1973.
- 8.3.1977: Julius Finkelsteinas, «Entdeckung in Vilnius. Werke von Edwin Geist nach 30 Jahren uraufgeführt», *Der Morgen*, Berlin.
- 8.3.1978: Leonas Stepanauskas, «,... die noch nicht geleuchtet haben». Schicksal des antifaschistischen Musikers Edwin Geist», *Neues Deutschland*. Berliner Ausgabe.
- 8.3.1976: «Schauspiel über deutschen Antifaschisten». *Thüringer Neueste Nachrichten*. Erfurt.
- 5.7.1976: D. Schnjukas, «Ein nicht zu Ende gesungenes Lied», Prawda. (Besprechung einer Aufführung des Stückes von Jackevicius und Skliutauskas in Vilnius. – Deutsche Übersetzung, Akademie der Künste, Berlin).
- 25.2.1978: N. Tjurina: «I ja jivu v tebe» [Und ich lebe in dir. Das gerettete Tagebuch aus dem okkupierten Kaunas schildert eine Geschichte der Liebe und des Muts], in: *Komsomolskaja Pravda*.
- Juni 1979: Olga Makarowa, «Die Musik war seine Siegeswaffe. Litauische Theaterschaffende ehren den deutschen antifaschistischen Komponisten Edwin Geist». (Aus: *Teatralnaja Shisn*, Nr. 8 – 1979) *Die Presse der Sowjetunion*, Berlin, Juni 1979, 2. Ausgabe.
- 23.2.2002: Reinhard Kaiser, ‚Man soll Träumende nicht wecken‘. Auf der Suche nach Edwin Geist: Ein bislang vergessener deutscher Komponist,

- den die Nazis um Leben, Familie und Werke brachten, findet seinen Weg zurück in die Opernhäuser.» In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.
- 3.5.2002: Rasa Vasinauskaite, «Gyvenimas tau, Lida. Edvino Geisto 100-osioms gimimo metinems» [Leben für Dich, Lyda. Zum 100. Geburtstag von Edwin Geist]. In: *7 meno dienos* [7 Kunsttage], Vilnius. Enthält auch ein Interview mit J. Skliutauskas.
- 11.6.2002: Asta Andrikonyte und Jolita Venckute: «Vbkietijos pamirsto kompozitoriaus kuryba atgijo Lietuvoje» [Das Schaffen eines in Deutschland vergessenen Komponisten lebte in Litauen auf]. *Lietuvos rytas*.
- April/Juni 2002: Jokubas Skliutauskas: «Dienorastis Tau, Lida! / Diary to you, Lida!» in: *Lietuvos Jeruzale / Jerusalem of Lithuania*. Nr.3-4, April/Juni 2002.
- Dezember 2002: Jokubas Skliutauskas: «Talentas gyventi, talentas mirti» [Talent zu leben, Talent zu sterben], in: *Metai* [Jahr], Dezember 2002, S. 130-138.

Anmerkungen

Häufig verwendete Quellen werden mit folgenden Abkürzungen zitiert:

«Tagebuch» – Edwin Geist, «Für Lyda. Tagebuch 1942.» Hrsg. von Jokubas Skliutauskas. Vilnius: Bakos Lankos 2002.

H.H. – ‚Dies Kind soll leben‘. Die Aufzeichnungen der Helene Holzman, 1941-1944.» Hrsg. von Reinhard Kaiser und Margarete Holzman, Frankfurt am Main: Schöffling & Co. 2000.

M.H. – Margarete Holzman: Mündliche Mitteilungen. Auszüge aus Gesprächen, die ich am 8., 15. und 30. August 1998 in Giessen und am 1. September 2000 in Frankfurt auf Tonbandcassetten aufgezeichnet habe.

Simonaityte – Ieva Simonaityte, «Nebaigta knyga» [Das unabgeschlossene Buch]. 3. Teil «... O buvo taip» [«... Und das war so»]. Vilnius: Vaga 1965. Kapitel: «Peiliukas» [Das Messerchen] S. 384-394.

Tory – Avraham Tory, «Surviving the Holocaust. The Kovno Ghetto Diary», Hrsg. v. Martin Gilbert, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1990.

Seite 13: Königskinder – «Königskinder. Eine wahre Liebe.» Gefunden von Reinhard Kaiser, Frankfurt am Main: Schöffling & Co. 1996.

Seite 14: Dies Kind soll leben – ‚Dies Kind soll leben‘. Die Aufzeichnungen der Helene Holzman, 1941-1944.» Hrsg. von Reinhard Kaiser und Margarete Holzman, Frankfurt am Main: Schöffling & Co. 2000.

Seite 16: Die Aufgabe des vorliegenden Werkes – Hans Brückner, Christa M. Rock, «Judentum und Musik mit dem ABC jüdischer und nichtarischer Musikbessener», München: Hans Brückner 1938 (3. Aufl.), Vorspann, nicht paginiert.

Seite 17: Die Reinigung unseres Kultur- und ... Musiklebens – Theo Stengel, Herbert Gerigk, «Lexikon der Juden in der Musik. Mit einem Titelverzeichnis jüdischer Werke.» Berlin: Hahnfeld 1940. (Veröffentlichungen des Instituts der NSDAP zur Erforschung der Judenfrage, Frankfurt a.M. Bd.2), S. 5.

Seite 18: dem Musiker, dem Musikerzieher, dem Politiker – Ebd. – *schliesslich*

soll von unserer Seite – Stengel, Gerigk, «Lexikon der Juden in der Musik», S. 8.

Seite 20: *ein makabres Gedenkbuch* – In diesem Sinne ist es inzwischen in einem kommentierten Nachdruck neu erschienen: Eva Weissweiler, «Ausgemerzt! Das ‚Lexikon der Juden in der Musik‘ und seine mörderischen Folgen», Köln: Dittrich 1999. – Die erwähnten Einzelheiten über die Publikationsgeschichte und über das Verhältnis der Herausgeber zu «Judentum und Musik» von Brückner und Rock habe ich diesem Buch entnommen. Vgl. dort S. 92f., 160 u. 162.

– *Geist, Edwin Ernst Moritz (H)* – Stengel, Gerigk, «Lexikon der Juden in der Musik», Sp. 82.

Seite 23: *Grossvater mütterlicherseits ... Polizeirat* – «Tagebuch», 10.6.1942, S. 55.

Seite 24: *das bisherige Leben ein «Torso», ein «Fragment»* – «Tagebuch», 31.7.1942, S. 131.

– *alles andere, nur kein «Wunderkind»* – «Tagebuch», 1.8.1942, S. 132.

– *die Schulzeit «qualvoll»* – «Tagebuch», 14.4.1942, S. 37.

– *der «praktische Beruf» als... Hölle* – «Tagebuch», 19.6.1942, S. 85.

– *Diese Tante war ein wunderlicher Mensch* – «Tagebuch», 13.6.1942, S. 77f.

Seite 28: *Franz Schreker von nazistischen Kollegen aus dem Amt gedrängt* – Dümling, Albrecht, «Auf dem Weg zur Volksgemeinschaft. Die Gleichschaltung der Berliner Musikhochschule ab 1933», in: Horst Weber (Hrsg.), «Musik in der Emigration 1933-1945. Verfolgung, Vertreibung, Rückwirkung». Stuttgart: Metzler 1994, S. 69-107, insbesondere S. 79-81.

– *den damals sehr berühmten Franz Schreker* – «Tagebuch», 11.6.1942, S.69.

Seite 32: *Das kleine Orchester unter Edwin Geists Leitung* – «Neue Zürcher Zeitung», 11.12.1928 («DasChriststernlein»).

Seite 42: *Wie leise sich der Morgen regt* – Drei Lieder für Bariton und Solo-Violine, Zürich 1928.

– *Frau R.... brach das Gymnasium ab* – Jennifer Straub, «Biographiearbeit». Berufsschule für Pflege vom Roten Kreuz, Zürich Fluntern, Januar 1999. Dieser Arbeit verdanke ich auch die weiter oben angeführte Erklärung für die Übersiedelung von Alexandras Eltern nach Berlin: «Ihre Eltern ... übersiedelten vor der Geburt ihres Kindes nach Deutschland, weil sie als

Juden in ihrer Heimat verfolgt wurden.» Alexandras Vater starb 1936 in Berlin, wahrscheinlich eines natürlichen Todes – ihre Mutter starb 1949 in Zürich.

Seite 44: *kompositorische Stellung* – «Tagebuch», 11.6.1942, S. 71.

– *Trotz einer relativ frühen Entwicklung* – «Tagebuch», 1.8.1942, S. 132.

Seite 45: *Systemzeit* – eine Propagandavokabel der Nazis für die demokratisch verfasste Periode der Weimarer Republik von 1919 bis 1932.

– *erst jetzt zum Manne gereift* – «Tagebuch», 1.8.1942, S. 132.

– *Ich weiss, was es ist* – «Tagebuch», 31.7.1942, S. 131.

– *Auf der leeren letzten Seite* – Auf ihrer Titelseite hat Geist diese Taschenpartitur des Vorspiels zu Wagners «Parsifal» mit dem Datum «Dez. 1918» versehen.

Seite 46: *Vernichtung ... lächerlich-tragische Verbrennung* – «Tagebuch», 11.6.1942, S. 68.

– *Ausspruch Carl Maria von Webers* – «Auch mir ging es nicht anders wie so manchen andern». Undatiertes Manuskript (Sommer 1942), S.5.

Seite 47: *Oper von Geist 1934 in Berlin uraufgeführt* – Helene Holzman, «Dies Kind soll leben», S. 36.

Seite 50: *Meine Doppelbegabung und mein ... theatralischer Sinn* – «Auch mir ging es nicht anders ...», S. 1.

– *Bei einer ausgesprochenen Doppelbegabung* – «Tagebuch», 11.6.1942, S. 72.

Seite 32: *Ohne das Phänomen Wagners* – «Tagebuch», 11.6.1942, S. 68.

– *ständiger Kampf zwischen Gefühl und Intellekt* – «Auch mir ging es nicht anders ...», S. 1.

– *Die gewonnene Erkenntnis* – Ebd., S. 5.

Seite 53: *Die Rolle des Irrenarztes Dr. Wahn* – Ebd., S. 5f.

– *in verschiedenen ... Musikzeitschriften eine Anzahl kleiner Aufsätze* – Vgl. die Bibliographie im Anhang, S. 327.

Seite 54: *Aufsätze als «Zwiegespräche»* – «Tagebuch», 19.6.1942, S. 85.

– *Was wurde nicht in den letzten Jahren* – Edwin Geist, «Opernkrise?», in: «Schweizerische Musikzeitung», Jg. 79, 1939, Heft 5, S. 108f.

– *Ernst Kreneks «Karl V.»* – Eine für 1934 geplante Aufführung an der Wiener Staatsoper kam infolge einer nationalsozialistischen Kampagne nicht zustande.

Seite 57: *In meiner «Heimkehr des Dionysos»* – Edwin Geist, «Opernkrise?»,

in: «Schweizerische Musikzeitung», Jg. 79, 1939, S. 110. – Teilweise gleichlautend die Einführung zum Textbuch der «Heimkehr des Dionysos», Typoskript S. III-IV.

Seite 58: Nicht das für Geist bestimmte Original – Bundesarchiv Berlin, Bestände des ehemaligen Berlin Document Center: Barch, RKK [ehem. BDC], Geist, Edwin [2302/0033/22] – Dieses Blatt verdanke ich den Nachforschungen von Rosian Zerner.

Seite 67: Während germanische Völker – E.G., «Vom litauischen Volkslied», in: «Schweizerische Musikzeitung», Zürich, 1. Januar 1939, Heft 1., S. 5.

– *Bei einem Besuch bei seinen Freunden* – H. H., S. 36.

– *sah die ersten Veilchen* – «Tagebuch», 18.4.1942, S. 41.

Seite 69: Nachdem Lyda die hebräische Grundschule – Zeba Bagriansky, Jerusalem, an Margarete Holzman, 30.5.1973.

– *Lydas Spielhemmung* – M. H., 1.9.2000.

Seite 70: Widerstand des Vaters gegen die Heiratspläne der Tochter – Über diese familiären Einzelheiten berichtete mir Rosian Zerner, eine Tochter von Lydas Bruder Paul Bagriansky.

Seite 71: Das Hochzeitsdatum – Im «Tagebuch», S. 95, nennt Geist den 29. Juni 1942 «unseren dritten Hochzeitstag».

– *Lydas Name in den sowjetischen Wahllisten* – Kauno Apskrities Archivas (Bezirksarchiv Kaunas) Bestand R-292f., Verz.2, Akte 16, Blatt 9. Bescheinigung vom 18.7.2002, ausgestellt für Fruma Kucinskiene.

Seite 76: Es liegt nahe, bei der noch heutigen Reinerhaltung – Edwin Geist, «Antikes und Modernes im litauischen Volkslied», Kaunas: Pribacis 1940, S. 13f.

– *Wenn es ein kosmogenisches Gesetz gibt* – Ebd., S. 65.

Seite 77: Die Sutartinen klingen niemals «schön» – Ebd., S. 71f.

Seite 78: Sein Haar war immer etwas zerzaust – Zit.n. Jokubas Skliutauskas, «Einleitung» zu Edwin Geist, «Für Lyda. Tagebuch 1942», Vilnius: Baitos Lankos 2002, S. 8.

– *Vladas Jakubenas in seinem Vorwort* – Edwin Geist, «Antikes und Modernes im litauischen Volkslied», Kaunas: Pribacis 1940, Vorwort, S.X und XII.

Seite 79: Abends gaben meine Eltern – M. H., 1.9.2000.

Seite 81: Edwin Geist war immer der – M. H., 1.9.2000.

- *Er wohnte mit seiner Frau Lyda* – H. H., S. 37.
- Seite 82: *Plötzlich sagte man mir* – M. H., August 1998.
- *Das war schon ein sehr amüsanter Sommer* – M. H., August 1998.
- Seite 86: *Meine Holzmänner sind ja so liebe Leute* – Rudolf Kaufmann an Ingeborg Magnusson, Kaunas 28.5.1940.
- Seite 87: *Heute bin ich noch Flüchtling hier* – Rudolf Kaufmann an Ingeborg Magnusson, Kaunas 16.6.1940.
- Seite 88: *Die Einreihung Litauens in die Sowjetrepublik* – H. H., S. 36f.
- Seite 93: *Chor der Lebenden an die Toten* – Zitiert nach dem Manuskript der Partitur, S. 2.
- Seite 96: *eine Konzertouvertüre mit dem Titel «Antaeos»* – Aufgrund eines Lesefehlers, der sich unkorrigiert fortgepflanzt hat, wird der Titel dieses Stücks in litauischen, russischen und ostdeutschen Texten über Geist fast immer mit «Antacos» wiedergegeben.
- *Dass Herakles dich schlug?* – Zitiert nach dem Manuskript der Partitur, Deckblatt mit dem «Sonett an Antaeos».
- Seite 99: *Lydas Vater ... Max. Holzman und Marie* – Vgl. H.H., S. 15-112.
- *Lydas betagte Mutter ... verschwindet* – H. H., S. 43.
- Seite 101: *Sie sind Mischling ersten Grades?* – H. H., S. 43.
- Seite 102: *durchschnittlich ... 1,7 Quadratmeter Wohnraum pro Person* – Tory, S. 29f.
- *Helene Holzman hilft beim Umzug* – H. H., S. 43.
- Seite 103: *Herunter vom Wagen, dujudschke!* – H.H., S.44.
- Seite 104: *Juden haben ... nur auf dem holprigen Kopfsteinpflaster der Strasse zu gehen* – Tory, S. 21 f.
- Seite 106: *Wenn wir am späten Nachmittag* – H. H., S. 86.
- Seite 107: *Diejenigen vom Kleinen Ghetto* – H. H., S. 91.
- Seite 108: *Liebe Grete, gestern kam Dein Buch* – Gerta Bagriansky, Waldham, Mass., an Margarete Holzman, Herbst 2000.
- Seite 109: *Die Grosse Aktion war am 28. Oktober 1941* – Fruma Kucinskiene mündlich, Tonband-Interview, Kaunas 1.4.2000.
- Seite in: *unser wohlwollender Freund, Helmut Rauca* – «Tagebuch», 30.6.1942, S. 97.
- Seite 112: *Helene Holzman und Benediktas Rutkunas schicken ins Ghetto* – H.H., S. 113.
- Seite 113: *Weder Geist noch Lazerson* – H. H., S. 124.
- Seite 114: *Bei einem langen Telefongespräch ... erzählt Tamara Lazerson* –

- Gespräch mit Tamara Lazerson-Rostowski, 28.4.2002. – Ihr Ghetto-Tagebuch erschien 1997 in Vilnius: Tamara Lazersonaite, *Tamaros dienorastis* [Tamaras Tagebuch]. Vgl. dazu auch: «Hidden History of the Kovno Ghetto», Washington 1997, S. 195F.
- Seite 116: *Erfühlte sich als echter Berliner* – H. H., S. 123f.
- *Edwin geht bei diesem Leben zugrunde* – H. H., S. 140.
- Seite 117: *Einmal sollte er ... eiserne Bettgestelle* – H.H., S. 141.
- Seite 118: *die Frau, die freiwillig ins Ghetto ging* – H.H., S. 122.
- *Mit dem Rauca mache ich, was ich will* – H. H., S. 124
- Seite 119: *Mir erschien der Gedanke phantastisch* – H. H., S. 141f.
- Seite 120: *Ich habe Edwin zugeredet* – H.H., S. 144f.
- *Ich öffnete die Tür. Da stand Edwin* – H. H., S. 145.
- Seite 121: *Er kam mit einer Droschke* – M. H., 1.9.2000.
- Seite 122: *Sie haben hier Juden versteckt* – H. H., S. 147.
- Seite 123: *Gestern Mittag ... verliess ich das Dorf* – «Tagebuch», 28.3.1942, S. 17.
- *Dieses, mein erstes Tagebuch* – «Tagebuch», 31.3.1942, S. 23.
- *Immer und immer wieder frage ich mich* – «Tagebuch», 31.3.1942, S. 23.
- Seite 124: *Ich fand kein sauberes Eckchen* – H.H., S. 150f.
- Seite 126: *Seit einer Woche habe ich das Dorf verlassen* – «Tagebuch», 5.4.1942, S. 30.
- *Geist war Musiker und Dichter zugleich* – H. H., S. 146.
- Seite 127: *Kaum war Edwin auch nur halbwegs warm geworden* – M.H., 1.9.2000.
- *Er breitete seine Partituren ... aus* – H.H., S. 146.
- Seite 129: *Dafür soll Musa nach ihrem Tode* – Edwin Geist, «Das Tanzlegendchen». Choreographie. Paginiertes Manuskript, datiert 16.2.1942, S. 2.
- Seite 132: *Der herbstliche Wald bezieht sich* – Ebd., S. 5.
- *Die Jakobsleiter, in den Farben des Regenbogens* – Ebd., S. 5f.
- Seite 133: *Ich spreche hier Stunden und Stunden* – «Tagebuch», 31.3.1942, S. 22.
- Seite 139: *Grüne Tinte, liebe, lichte Farbe* – «Tagebuch», 1.4.1942, S. 24f.
- *Wenn man so seinen ausgemergelten Körper* – «Tagebuch», 2.4.1942, S. 26.
- Seite 141: *So stark ich körperlich in Mitleidenschaft gezogen bin* – «Tagebuch», 5.4.1942, S. 30f.

- Seite 142: *Dürfte ich Dir nur helfen* – «Tagebuch», 6.4.1942, S. 32.
- Seite 143: *Liebste Lyda* – «Tagebuch», 10.4.1942, S. 35.
- *Er hatte sein Klavier* – H. H., S. 147f.
- Seite 144: *Die Hände sind mir recht steif geworden* – «Tagebuch», 14.4.1942, S. 37f.
- Seite 145: *Itzig geht auf der Strasse* – M.H., 1.9.2000.
- *Er fühlte sich da einfach gut* – M. H., 1.9.2000.
- Seite 146: *Ich ass eine Kleinigkeit im Kasino* – «Tagebuch», 18.4.1942, S. 40f.
- Seite 147: *eine Schülerin ... gleich mitgebracht* – «Tagebuch», 29.3.1942, S. 19.
- *Gab meine erste Stunde* – «Tagebuch», 1.4.1942, S. 24.
 - *wegen ein paar Lumpenpfennigen* – «Tagebuch», 29.6.1942, S. 95.
 - *Heute und gestern eine ganze Menge getan* – «Tagebuch», S. 41.
 - *Das Legendchen hat sehr gut gesprochen* – «Tagebuch», S. 42.
- Seite 148: *Ich ringe sehr mit dem Adagiosatz* – «Tagebuch», S. 42f.
- *Liebste! Für heute nur ein paar Worte* – «Tagebuch», S. 43.
- Seite 149: *Was menschenmöglich ist* – «Tagebuch», 23.4.1942, S. 42.
- *Ich werde versuchen* – «Tagebuch», 9.4.1942, S. 34.
- Seite 151: *Ich wurde also schriftlich vorgeladen* – «Tagebuch», 10.6.1942, S. 52-60. Geist hat bei der Niederschrift des Gesprächs einige Kürzel verwendet, die hier aufgelöst wurden: R. = Rauca; D.K. = Dora Kaplan; Gh. = Ghetto; J. = Jude/Jüdin; und A. = Aktion.
- Seite 160: *Rauca viel Humor bescheinigt* – «Tagebuch», 11.6.1942, S. 61.
- *Rauca will dafür sorgen, dass das Verfahren niedergeschlagen wird* – «Tagebuch», 15.6.1942, S. 80.
- Seite 163: *Mein erster Besuch galt Dr. Brundza* – «Tagebuch», 11.6.1942, S. 62.
- *Das angebliche Geständnis von Lydas Mutter* – H. H., S. 161.
- Seite 164: *Bei Silvanovitsch wurden wir nett aufgenommen* – «Tagebuch», 11.6.1942, S. 62f.
- *indolente Naturen, wandelnde Nachttöpfe* – «Tagebuch», 11.6.1942, S.63.
- Seite 165: *der zwielichtige Serebrovicz* – Zu Serebrovicz vgl. Tory, S. 59, Anm. 2 und H.H., S. 174-176.
- *Nun kann sich Geist sein Zimmer mit Blumen schmücken* – «Tagebuch», 12.6.1942, S. 73.

-
- *Meine Vorfreude um Dich* – «Tagebuch», 12.6.1942, S. 75f.
 - Seite 167: Eine Unterredung mit dem Kommandeur* – «Tagebuch», 17.6.1942, S. 82.
 - Seite 168: A. Juden 136 421; B. Kommunisten 1064* – Das Schreiben ist vielfach im Faksimile wiedergegeben worden, z.B. in: «Hidden History of the Kovno Ghetto», S. 21.
 - *Karl Jäger wurde 1888* – Zu Karl Jäger vgl. Wolfram Wette u. Detlev Hoffmann (Hrsg.), «Litauen 1941 und 2001. Auf den Spuren des SS-Massenmörders Karl Jäger». Bremen: Donat 2002. Aufschlussreich war für mich auch ein Vortrag, den Wolfram Wette am 29.9.2001 im Rahmen einer Tagung des Litauischen Kulturinstituts zum Thema «Das Jahr 1941: Fragen an die litauische Geschichte» in Lampertheim über den Lebensweg Karl Jägers gehalten hat.
 - Seite 170: Novickas hatte eine Unterredung* – «Tagebuch», 17.6.1942, S. 82.
 - *Wahrscheinlich handelt es sich ... um Generalmajor Heinz Jost* – Dafür spricht auch ein Hinweis in den Aufzeichnungen von Helene Holzman, die den Namen allerdings, möglicherweise aufgrund eines Hörfehlers, falsch schreibt (S. 162): «Der Rechtsanwalt Novickas ... setzte sich auch mit grosser Energie für diese [= Geists] Sache ein. Er besprach den ungewöhnlichen Fall mit anderen einflussreichen Männern (unter anderem mit Just).»
 - Seite 171: A propos: Unsern «neuen» Freund* – «Tagebuch», 17.6.1942, S.83.
 - *das Grab seiner Mutter zu besuchen* – «Tagebuch», 17.6. und 15.7.1942, S. 81, 120.
 - Seite 172: Späterhin assen und tranken mein ... Anwalt und ich* – «Tagebuch», 18.6.1942, S. 84.
 - Seite 173: Das Trio hatte sich nicht nur als Musiker gefunden* – H.H., S. 169f.
 - Seite 174: anlässlich der Wiederkehr des ersten Jahrestages* – «Tagebuch», 19.6.1942, S. 86.
 - *das Kauener Wurstblättchen* – «Tagebuch», 14.7.1942, S. 119.
 - *Gleichen Erfolg ernteten auch* – «I Laisve» [Zur Freiheit], Nr. 160 (321), Montag 13.7.1942.
 - Seite 175: Geist beruhigt seine Nerven ... durch Abtippen* – «Tagebuch», 24.6.1942, S. 87f.

- *Morgen Abend ... wird das Wunder geschehen!* – «Tagebuch», 1.7.1942, S. 98f.
- Seite 176: *Weshalb ich noch schreibe* – «Tagebuch», 2.7.1942, S. 100.
- *So Gott es will* – Zitiert nach dem Manuskript im Besitz von Juozas Domarkas.
- Seite 178: *Einer der Wachtposten ertappte uns* – H. H., S. 162ff.
- Seite 180: *Sie war ständig unterwegs* – M. H., August 1998.
- *Vocelka gefällt mir* – «Tagebuch», 2.7.1942, S. 100.
- Seite 181: *Wir waren skeptisch* – H. H., S. 165f.
- Seite 182: *Geist mit seinem Anwalt unzufrieden* – «Tagebuch», 19.6.1942, S. 86.
- *Ich überzeuge mich immer mehr davon* – «Tagebuch», 4.7.1942, S. 104f.
- Seite 183: *Novickas sagte mir* – «Tagebuch», 10.7.1942, S. 109.
- Seite 184: *mit Lyda möglichst bald nach Berlin* – «Tagebuch», 11.7.1942, S. 112.
- *Übrigens erzählte mir der Anwalt* – «Tagebuch», 15.7.1942, S. 120.
- Seite 185: *Martell... Wo bekomme ich den her?* – «Tagebuch», 13.7.1942, S. 118.
- *Die Vernichtung der Indianer* – «Tagebuch», 17.7.1942, S. 121f.
- *Unheimliches Geschick der Inkas* – «Tagebuch», 4.4.1942, S. 29.
- Seite 186: *grossartiges Material ... stärkste Beziehungen zu unserer Zeit* – «Tagebuch», 18.7.1942, S. 123.
- *die Erscheinung des... Pizarro* – «Tagebuch», 19.7.1942, S. 125.
- *diese ewige Warterei* – «Tagebuch», 31.7.1942, S. 130.
- *Verzögerungssituation in Wagners Werken* – In: «Signale für die musikalische Welt», 92. Jg. 1934, Nr. 13/14, S. 196-198.
- Seite 187: *Ich will nur hoffen* – «Tagebuch», 31.7.1942, S. 131f.
- *ein einziges Moment heillosester Aufregung* – «Tagebuch», 1.8.1942, S. 133.
- Seite 188: *Soweit ich die Freunde erreichen konnte* – «Tagebuch», 1.8.1942, S. 134.
- *Was ich noch zu sagen habe?* – «Tagebuch», 1.8.1942, S. 134.
- Seite 189: *Lyda hinterlässt «denkbar besten Eindruck»* – «Tagebuch», 12.8.1942, S. 135.
- *Zwar hatte ich die Blumen* – «Tagebuch», 12.8.1942, S. 136.
- *Jetzt faselt man wieder* – «Tagebuch», 16.8.1942, S. 138.
- Seite 190: *und dieser ständige Fliegeralarm* – «Tagebuch», 23.8.1942, S. 139.

-
- *Er war ... ein besonders todesfürchtiger Mensch* – H. H., S. 199f.
Seite 191: *Nach und nach wurde mir zugetragen* – «Tagebuch», 23.8.1942, S. 140.
Seite 192: *vermutlich nur unter der ominösen Bedingung* – «Tagebuch», 29.8.1942, S. 143.
- *Er bat mich, auch Dolly mitzunehmen* – «Tagebuch», 29.8.1942, S. 141.
Seite 193: *Blutrot sank ... wieder die Sonne* – «Tagebuch», 29./30.8. 1942, S. 144.
Seite 194: *Ich sage heute zum ersten Male wieder Freundin* – «Tagebuch», 30.8.1942, S. 145.
- *Er, der alte Pessimist* – «Tagebuch», 30.8.1942, S. 145.
- *31. August. In diesem Augenblick* – «Tagebuch», S. 147.
Seite 199: *Sie kam mit einer vollbeladenen Droschke* – H. H., S. 166f.
Seite 200: *Das Konzert zu Lydas Rückkehr* – H. H., S. 170.
- *Novickas sagte das eines Tages* – M. H., 1.9.2000.
Seite 202: *Klavierunterricht für die Kinder des Stadtkommandanten* – H. H., S. 167.
- *Lyda war noch keine zwei Wochen hier* – H. H., S. 167.
Seite 204: *Ich glaube, die Ernährungsverwaltung* – Simonaityte, S. 384f.
Seite 205: *Sei vorsichtig, die ist von der ... Gestapo gekauft* – Simonaityte, S. 393.
Seite 206: *Man hatte sie mit dem Vorbehalt entlassen* – H. H., S. 167f.
- *Du bist doch so oft krank gewesen* – Simonaityte, S. 389f.
Seite 207: *Das Leben war auch ohne dies schwer zu bewältigen* – H.H., S. 168.
- *Sie hingen in der Luft* – H. H., S. 168f.
Seite 208: *Lyda war im Dienst* – H. H., S. 178f.
Seite 209: *Nach dem Abendessen setzte sich Lyda ans Klavier* – Simonabtyte, S. 385f.
Seite 212: *Das Fieber stieg auf 41°* – H. H., S. 189ff.
Seite 214: *Sie sitzen im Dämmer und tun nichts* – H. H., S. 191f.
Seite 215: *Ernst Geist, ein Musiker und Komponist* – Tory, S. 158.
- *Befehl des Kommandeurs des SD* – «Hidden History of the Kovno Ghetto», S. 177.
Seite 217: *Zuerst wollte ich nicht über unseren Bekannten G. schreiben* – Tamara Lazersonaite, «Tamaros dienorastis» [Tamaras Tagebuch], S. 33.

- *Ich sah ihre dunkelrote Strickjacke* – H. H., S. 195-197. Helene Holzman gibt in ihren Aufzeichnungen irrtümlich als Datum den 10. Dezember 1942 an.
- Seite 220: *Lydas Tante Emma, die immer noch im Ghetto lebt* — Auch sie gelangt später noch einmal in die Freiheit, wird aber wieder eingefangen und ermordet. Vgl. H.H., S. 256f.
- *Nach einer Woche erschien Stütz wieder* – H. H., S. 198.
- Seite 221: *Stütz von der Gestapo brachte* – Tory, S. 159.
- *Ihrem Mann geht es sehr gut* – H. H., S. 198.
- Seite 222: *Sie hatte überall Vorboten* – M. H., 1.9.2000.
- Seite 223: *Wir arbeiteten schnell und schweigend* – Simonaityte, S. 391f.
- Seite 225: *(Tenor-Solo:) Wie sollte ich nicht weinen* – Zitiert nach dem Manuskript der Partitur der «Kleinen deutschen Totenmesse», S.2; vgl. H.H., S. 198f.
- Seite 226: *Ein Zicklein steht am Bach* – M. H., mündlich, September 2003.
- *Eine jammervolle Hoffnungslosigkeit* – H. H., S. 201.
- *Stalingrad, die Neujahrsbotschaft* – H. H., S. 201.
- Seite 22/: *Lyda, woher hast du* – Simonaityte, S. 386f.
- *Eines Tages bat sie mich* – H. H., S. 200f.
- Seite 228: *Nach einigen Tagen zog sie ein Fläschchen* – Simonaityte, S. 387f.
- *Lyda wieder bei Stütz* – H. H., S. 204f.
- Seite 229: *Ein Anruf für Frau Geist* – Simonaityte, S. 392f.
- Seite 230: *Ich hatte vergebens bei Lyda anzurufen versucht* – H. H., 205f.
- Seite 232: *Wir bestachen den Totengräber* – H. H., S. 206.
- Seite 237: *Es zeigte sich* – H. H., S. 207f.
- Seite 238: *Dollys Beziehungen zu Stütz* – Vgl. H. H., S. 157.
- Seite 245: *... wohin ich die Wellen meiner Seele zu senden habe* – «Tagebuch», 31.3.1942, S. 22.
- Seite 263: *RAUCA: ... Sie waren ein Komponist* – Mykolas Jackevicius, Jokubas Skliutauskas, «As girdziu muzika...» [Ich höre Musik], Vilnius: Vaga 1973., S. 76f.
- Seite 266: *das Dokumentardrama beruhe zu neunzig Prozent direkt auf dem Tagebuch* – Sol Littman, «War Criminal on Trial. The Rauca Case», Toronto: Lester & Orpen 1983, S. 184.
- Seite 26/: *GEIST schreibt an seinem Tagebuch* – Jackevicius, Skliutauskas, «As girdziu muzika...», S. 34f.

- Seite 268: «*Ich höre Musik*» ein Zitat aus *Geists Tagebuch* – Jokubas Skliutauskas in der Einleitung zu seiner Edition von *Geists Tagebuch*, S. 14.
Ähnlich auch in «*Komsomolskaja Pravda*», 25.2.1978.
- *Wieder ist ein Sonntag angebrochen* – «*Tagebuch*», 30.8.1942, S. 144f.
- Seite 269: *Sie hatten es mit einer Zensur zu tun* – Jokubas Skliutauskas, Interview mit Rasa Vasinauskaite, in: «7 meno dienos» [Sieben Kunsttage], Vilnius 3.5.2002.
- Seite 270: *Geistas (Geist) Edvinas (1902-42)* – «Lietuviskoji Tarybine Enciklopedija», Vilnius 1978, Bd. 4.
- Seite 272: *Geist galt als begabter Komponist* – Sol Littman, «War Criminal on Trial. The Rauca Case», S. 94f.
- Seite 274: *Zuerst lebten sie und Geist getrennt* – Ebd., S. 96.
- Seite 275: *Die Geschichte von Geist und Lyda hat mir* – Ebd., S. 183f.
- Seite 276: *Der Verfasser dieser Zeilen* – Leonas Stepanauskas, «...die noch nicht gelehrt haben». Schicksal des antifaschistischen Musikers Edwin Geist», in: «*Neues Deutschland*», 1.9.1973.
- Seite 277: *Die Musik, die vor fast 35 Jahren geschaffen wurde* – Anatolijus Senderovas, «*Atgimusi Muzika*» [Erwachte Musik], in: «*Gimtasis krastas*» [Heimatland], 1.3.1973.
- Seite 280: *Werner Rackwitz über den Verbleib der Geist-Handschriften* – In einem Brief vom 8.2.1995 an Helmut Koch in Hamburg, einen Vetter von Margarete Holzman, der sie bei ihren Geist-Recherchen unterstützt hat.
- *Das Tonband im Deutschen Musikarchiv in Berlin* – Die Signatur: Band 12-503 / CD 0332.
- Seite 282: *In den Kritiken der litauischen Tagespresse* – Julius Finkelsteinas, «Entdeckung in Vilnius. Werke von Edwin Geist nach 30 Jahren uraufgeführt», in: «*Der Morgen*» (Berlin), 10.6.1973.
- *Unser Orchester möchte sein Schaffen* – «Wiederentdeckter Komponist», in: «*Wochenpost*» (Berlin) 30.3.1973.
- *Die Biografie Geists kann nur mühevoll* – Ebd.
- Seite 283: «*Freie Welt*» wird in eben begonnenen Recherchen – Hannes Schreiber, «Wer war Edwin Geist?», in: «*Freie Welt*», April 1973.
- Seite 284: *Während das Werk Edwin Geists jetzt* – Hans Frosch, Berlin, an Margarete Holzman, 30.3.1973.
- Seite 286: *Der Vorschlag, auf den ich mich* – Hans Frosch, Berlin, an Margarete Holzman, 8.6.1973.

Seite 287: Damals konnte ich Ihnen – Hans Frosch, Berlin, an Margarete Holzman, 23.6.1993.

Seite 298: Wären Sie Vollarier – In der von Jokubas Skliutauskas herausgegebenen Ausgabe von Geists Tagebuch ist diese defekte Stelle defekt geblieben. «Tagebuch», 10.6.1942, S. 58.

Seite 300: Geists boshafte Bemerkung über die Schwester des berühmten Ciurlionis – «Tagebuch», 11.6.1942, S.73.

Bildnachweis

Seiten 2, 68, 83, 89, 91, 261, 265, 279, 291 (u.), 304: Archiv des Verfassers. – 19, 48: Stengel/Gerigk, «Lexikon der Juden in der Musik». – 31: Stadtarchiv Zürich. Schauspielhaus-Archiv. – 34: Stadtarchiv Zürich. – 35, 61, 150, 221, 241, 248: Fotos des Verfassers. – 38-39: Aus dem Besitz von Maya Wiesner, Winterthur. – 43, 51, 94-95, 130-131, 134-135, 177, 201: Aus dem Besitz von Juozas Domarkas, Vilnius. – 59: Kopie aus dem Besitz von Rossian Zerner, Newtonville, Mass. – 66, 137: Algimantas Miskinis, Kestutis Morkunas, «Kauno atvirukai 1918-1940» [Postkarten aus Kaunas 1918-1940]. Katalog der Bibliothek des Litauischen Nationalmuseums, Vilnius 2001. – 70, 80, 138, 251, 252, 253, 257: Aus dem Besitz von Margarete Holzman. – 72-73: Aus dem Besitz von Joheved Inciuriene, Kaunas. – 74, 249, 346 (l.): Fotos Donatas Kucinskas, Kaunas. – 103, 216: Aus der Sammlung Avraham Tory. «Hidden History of the Kovno Ghetto». – 105, 220: Sammlung George Kadish. «Hidden History of the Kovno Ghetto». – 112: Littman, «War Criminal on Trial». – 115: Aus dem Besitz von Tamara Lazerson-Rosowski. «Hidden History of the Kovno Ghetto». – 162: Aus dem Besitz von Juozas Vocelka, Kaunas. – 169: Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden. – 203: Domas Kaunas, «Klaipediske» [Die Frau aus Klaipeda/Memel], Vilnius 1997. – 278: Museum des Neunten Forts, Kaunas. – 291 o.links: Foto Arunas Baltenas, Vilnius. – 291 o.rechts: Foto Audrius Zavaskis, Vilnius. – 297: Aus dem Besitz von Jokubas Skliutauskas. – 346 (r.): Foto Margarete Holzman.

Danksagung

Die Bekanntschaft mit Edwin und Lyda Geist verdanke ich Margarete Holzman in Giessen. Sie hat mir die Geschichte der beiden Freunde ihrer Eltern erzählt und hat sich nachher mit nie versiegender Geduld und Freundlichkeit in langen Unterhaltungen und ungezählten Telefongesprächen auf mein Immer-mehr-wissen-wollen eingelassen. Eine Mappe mit Dokumenten zum Leben und Nachleben von Edwin Geist, die sie während fast dreissig Jahren zusammengetragen hatte und mir schliesslich überliess, war für mich als Ausgangspunkt zu weiteren Recherchen sehr hilfreich. Ich spreche kein Litauisch, aber Margarete Holzman hat mir zahlreiche nur in Litauisch verfügbare Texte und Dokumente zugänglich gemacht – indem sie ihren Inhalt zusammenfasste oder sie teils schriftlich, teils mündlich – das heisst auf Tonbandcassetten und Minidiscs – übersetzte: die Erinnerungen von Ieva Simonaityte, das vollständige Theaterstück von Mykolas Jackevicius und Jokubas Skliutauskas, ausserdem etliche Aufsätze, Zeitungsartikel und Briefe. Sie hat mir mit ihrem Witz und ihrer Weisheit geholfen, auf dem schwierigen Terrain der litauischen Geschichte des 20. Jahrhunderts (die in ihren besonders schwierigen Strecken zugleich eine deutsche, eine sowjetische, eine russische, eine polnische, eine jüdische Geschichte ist) die Orientierung und das Augenmass beim Verstehen, Deuten und Urteilen nicht zu verlieren. In die-



Links: Der Verfasser mit Fruma Kucinskiene (links) und Margarete Holzman am Ufer der Memel, des Nemunas. Kaunas, April 2000.

Rechts: Im Gespräch mit Rosian Zemer. Giessen, 6. September 2001.

sen wenigen Sätzen lässt sich nicht sagen, was ich Margarete Holzman verdanke – weit über dieses Buch hinaus. Jede seiner Seiten ist ein Dankeschön an sie.

Fruma Kucinskiene in Kaunas ist die zweite Person, ohne deren Mithilfe und Mitdenken dieses Buch nicht hätte geschrieben werden können. Sie hat mir bei meinen Besuchen in Litauen mit nie ermüdender Liebenswürdigkeit Wege gebahnt – zu den Schauplätzen der Geschichte und vor allem zu den Menschen, die mit dieser Geschichte verbunden sind oder über sie zu berichten wussten. Und wenn ich, in Frankfurt sitzend, während der Schreib- und Rekonstruktionsarbeit plötzlich auf wichtige oder auch scheinbar nebensächliche Fragen stiess, die sich nur vor Ort, nur in Litauen, klären liessen, dann ist Fruma diesen Fragen für mich nachgegangen und hat mir die Antworten übermittelt. Sie hat Bibliotheken und Archive aufgesucht und hat bei anderen kundigen Personen Auskünfte eingeholt, hat mir wichtige Hinweise auf Bücher und Quellenmaterial gegeben, hat viele der in diesem Buch wiedergegebenen Bilder aufgetan, hat zusammen mit ihrem Mann Suchgänge unternommen und hat auf diese Weise nicht nur das Haus wiedergefunden, in dem die Geists vor dem Umzug ins Ghetto wohnten, sondern auch das Grab, das Lyda Geist auf dem jüdischen Friedhof in Kaunas schliesslich bekommen hat. Und Donatas Kucinkas, ihr Mann, hat es für mich fotografiert.

Rosian Zerner in Newtonville, Massachusetts, die Tochter von Lyda Geists Bruder Paul Bagriansky und Gerta Bagriansky, hat die Arbeit an diesem Buch mit herzlicher Anteilnahme begleitet und unterstützt. Auch sie hatte sich auf die Suche nach ihrer Tante und deren komponierendem Mann begeben und hat mich an den Ergebnissen dieser Recherchen und ihren bis in die Zeit im Kaunaer Ghetto zurückreichenden Erinnerungen teilhaben lassen. Manche Einzelheiten über die Familie Bagriansky habe ich ihr ebenso zu verdanken wie die Kopie des Bescheids, in dem Edwin Geist das Komponieren verboten wird, und den Hinweis auf das seltsame philatelistische Schicksal der einzigen Postkarte, die sich aus der Korrespondenz der Geists bisher gefunden hat.

Tamara Lazerson in Haifa danke ich für die freundliche Bereitschaft, mit der sie mir ihre Erinnerungen an die Zeit im Kaunaer Ghetto erzählt hat, als sie und ihre Eltern mit Edwin und Lyda Geist im gleichen Haus wohnten. Vlas Varcikas in Kaunas danke ich für einen dankwürdigen Vormittag, an dem er mir und Fruma Kucinskiene die unwahrscheinliche Geschichte der

Rettung von Geists Werken erzählt hat. Ich danke Juozas Domarkas in Vilnius, der mich die in seiner Obhut befindlichen Partituren und Manuskripte von Edwin Geist in Augenschein nehmen liess und mir Fotokopien von Proben aus Geists Partituren und vollständige Kopien der erhaltenen Textmanuskripte von Geist zur Verfügung stellte, ohne die dieses Buch kaum hätte geschrieben werden können. Mit Dankbarkeit denke ich an jenen Vormittag, an dem mich Jokubas Skliutauskas in Vilnius Edwin Geists Tagebuch für Lyda im Original lesen liess, und besonders dankbar bin ich ihm dafür, dass er sich schliesslich entschlossen hat, dieses Tagebuch im Druck erscheinen zu lassen. Ohne diese Veröffentlichung hätte die Geschichte, die in diesem Buch erzählt wird, ungleich viel lückenhafter bleiben müssen, als sie noch immer ist.

Der Austausch mit Vladimir Tarasov in Vilnius über Edwin Geist und über das Nachleben seiner Werke war für mich immer inspirierend. Seine liebenswürdige Offenheit und seine Hilfsbereitschaft bei der Suche nach Material und beim Stiften von Kontakten war eine ständige Ermutigung und hat meine Arbeit sehr gefördert. Auch Martin Wälde, der in der Zeit meiner litauischen Recherchen das Goethe-Institut in Vilnius leitete und inzwischen an das Institut in Kalkutta gewechselt ist, hat mir mit tätiger Sympathie, gutem Rat und freundlichen Vermittlungen geholfen.

Juozas Vocelka in Kaunas danke ich für das Porträtfoto seines Vaters und Joheved Inciuriene in Kaunas für den Stadtplan aus dem Jahre 1935. Maya Wiesner in Winterthur, die jüngere Tochter von Geists erster Frau, hat mir die Fotoalben ihrer Mutter zugänglich gemacht und an Hand anderer Dokumente viel aus deren frühem Leben erzählt. Witold Fugalewitsch aus Schlesen hat mich mit Werner Schlotfeldt in Kiel in Verbindung gebracht, der sich freundlicherweise bereitfand, mir aus seiner Baltikum-Sammlung die Postkarte von Edwin Geist zu überlassen.

Freundliche Unterstützung wurde mir und – in Litauen – Fruma Kucinskiene auch in den Archiven zuteil, in denen wir nach Spuren von Edwin und Lyda Geist gefahndet haben: bei Emilija Kulisauskiene im Kaunaer Bezirksarchiv (Kauno Apskritis Archyvas), bei Julija Menciuniene, der Direktorin des Museums des Neunten Forts in Kaunas, bei Anna Pia Maissen im Stadtarchiv Zürich, bei Wolfgang Rathert im Archiv der Hochschule der Künste

in Berlin und Dietmar Schenk, seinem Nachfolger an dieser Stelle, sowie im Deutschen Musikarchiv Berlin bei Barbara Murach und dessen Leiter, Ingo Kolasa.

Historischen Rat, vor allem in bezug auf einige Aspekte der deutschen Besatzungspolitik in Litauen, verdanke ich Christoph Dieckmann in Frankfurt und – vor allem, was die Person Karl Jägers angeht – Wolfram Wette in Waldkirch. Wertvolle musikalische Ratschläge von weitreichendem Effekt für meine Recherchen gab mir aus der Perspektive des engagierten Musikers mit grosser Freundlichkeit und unermüdlicher Anteilnahme am Fortgang meines Projekts Kolja Lessing in Würzburg, der sich als Pianist und Violinist für die Wiederbelebung von zu Unrecht in Vergessenheit geratener Musik des 20. Jahrhunderts einsetzt. Er war es, der mir riet, in die Register der Deutschen Bühnenjahrbücher zu schauen, und damit jene Kettenreaktion von Entdeckungen auslöste, die in dem Kapitel «Zürcher Überraschungen» beschrieben ist.

Die Aufmerksamkeit, die mir mit der Geschichte der Geists, bevor sie feste Gestalt annahm, bei vielen zuteil wurde, erfüllt mich mit grosser Dankbarkeit. Solche Aufmerksamkeit bleibt dem Buch nicht äusserlich. Wie guter Rat bereichert sie es, siedelt sich, während es entsteht, in ihm an und fördert auf eine nicht messbare, aber umso deutlicher spürbare Weise seine Fertigstellung, indem sie den Verfasser in der Hoffnung bestärkt, was er da treibt, könnte Hand und Fuss haben und gelingen. Für diese Art von Aufmerksamkeit hätte ich wohl noch mehr freundlichen Gesprächspartnern zu danken, als mir nun einfallen, vor allem aber: Irena Veisaite und Esfir Bramson-Alperniene in Vilnius, Juliane Zarchi in Kaunas, Arthur Hermann in Bammenthal, Arno Lustiger, Hans Riebsamen und Andreas Plathaus in Frankfurt, Bettina Twrsnick in Wetzlar, Elena Balzamo in Chartres, Peter Brunner in Pfungstadt, Heiner Boehncke, Klaus und Ida Schöffling und Kathrin Scheel in Frankfurt und ganz besonders meiner Frau Viktoria.

R.K.

Frankfurt am Main, 28. Oktober 2003

Namenregister

- Abbott, Philipp 32
 Apanaviciute, Grazina 277
 Aristoteles 175
- Bagriansky, Amalia (Lyda Geists Mutter, 1872, 1941) 99, 103, 154, 163, 171
 Bagriansky, Gerta (die Frau von Paul Bagriansky, geb. 1908) 103, 108, 112
 Bagriansky, Paul (Bruder von Lyda Geist, 1905, 1996) 70, 103, 104, 108, 112f., 285, 305
 Bagriansky, Volja oder Zeba (Bruder von Lyda Geist, gest. 1997) 69, 247, 285, 305
 Bagriansky, Zalman (Lyda Geists Vater, 1873-1941) 70f., 99, 154
 Baum, Vicki 32
 Berg, Alban 54
 Binding, Rudolf 267f.
 Binkiene, Sofia (1902-1984) 243, 276, 305
 Binkis, Kazys (1893-1942) 79, 243
 Bormann, Anna (Tante von Edwin Geist) 24ff.
 Bormann, Else (Tante von Edwin Geist, gest. nach 1945) 23, 60, 90, 92, 116, 119
 Brodowsky, Alexandra (Edwin Geists erste Frau, in zweiter Ehe A. Rasumowsky, 1910-1999) 33, 36-44, 311
- Brodowsky, Isaak und Isabella (die Eltern von Alexandra Brodowsky) 41
 Brückner, Hans 16
 Brundza, Dr. J. 163, 164, 171
- Callot, Jacques 140
 Ciurlionis, Mikalojus Konstantinas 77, 278, 293
 Ciurlionyte, Jadvyga 77f., 293, 300
 Cortéz, Hernando 185f., 211
- Darius, Steponas 246
 Dehmel, Richard 41
 Domarkas, Juozas 276-282, 290f., 303, 305, 308, 313, 315
- Dovofak, Antonin 278
 Dunning, George 32
- Falke, Gustav 41f.
 Finkelsteinas, Julius 282
 Frosch, Hans 284-287, 289, 314
 Fugalevič-Goluboviene, Lidija (1896-1981) 90, 245
 Fugalewitsch, Witold 90
 Fulst, Karl 237
- Geist, Christian 12
 Geist, Edwin (1902-1942) – *passim* – Musikalische Werke: Antaeos 96, 277, 320 – Apollinisch-dionysische Tanzpantomime 75, 277, 319 – Drei

- Chor-Studien zu Goethes Faust 115, 324 – Die Einsamen 46, 323f. – Der Golem 46f., 48, 56, 176, 324 – Die Heimkehr des Dionysos 56ff., 60, 75f., 81, 116, 176, 277, 300-308, 314, 318 – Ich finde dich in allen Dingen 318 – Kleine deutsche Totenmesse 92-95, 225, 277, 320 – Drei Lieder für Bariton und Solo-Violine 41f., 317 – Lieder nach C.F.Meyer 56, 317f. – Aus Litauen 96, 277, 321 – Drei litauische Lieder nach B. Rutkunas 75, 277, 312, 319 – Requiem 46f., 176, 323 – Der seltsame Abend 318 – Sterbende Seele 46, 53, 323 – Das Tanzlegendchen 116, 128-135, 139f., 147f., 157, 172f., 200, 211f., 277, 321f.
- Geist, Gertrud (geb. Bormann, Mutter von Edwin Geist. 1872-1940) 23, 26, 60, 69, 92, 116, 119, 171, 311
- Geist, Lyda (geb. Bagriansky, 1910-1943) 28, 33, 36, 45, 67-71, 75, 79, 81, 88, 99, 101-104, 107-109, 113f., 116, 120-126, 133, 137-166, 170f., 173, 178-180, 182-184, 188-189, 191, 199-202, 204-215, 218f., 221-232, 235-237, 239f., 245-249, 253, 262, 272-275, 281, 285, 288, 295, 305, 311, 313
- Geist, Sigismund (Vater von Edwin Geist, gest. etwa 1913) 23, 69, 116, 311
- Gerigk, Herbert 17ff.
- Girenas, Stanislovas 246
- Goethe, Johann Wolfgang 324
- Haacke, Sabine 302
- Hagedorn, Prof. 228
- Hille, Peter 41
- Himmler, Heinrich 171
- Hitler, Adolf 273
- Holzman, Helene (Ehefrau von Max H., Mutter von Margarete und Marie H., 1891-1968) 14, 47, 78-81, 88, 100-102, 104, 106, 108f., 112, 113, 116f., 118-122, 124-126, 143-145, 161, 173, 178-181, 190, 194, 199f., 202, 205-208, 211-214, 217-220, 222, 224-232, 235, 237, 243, 245, 250-256, 285, 288, 289, 292f., 295, 305, 306, 313
- Holzman, Margarete (geb. 1924) 13ff., 33f., 79-82, 84, 86, 87, 90, 100, 102, 104, 108f., 121, 127, 145, 161, 178-180, 200, 211, 214, 222, 225f., 230, 239, 245f., 253, 256-258, 276, 284-287, 288, 295, 305, 313f.
- Holzman, Marie (1922-1941) 79, 89, 99, 179, 250, 305
- Holzman, Max (1889-1941) 78-82, 85, 86f., 99, 179, 243, 250, 305, 312

- Jackevičius, Mykolas (geb. 1921)
258, 271, 276, 282, 289, 313,
315
- Jäger, Karl (Der «Kommandeur»,
1888-1959) 167, 171, 175, 188,
191
- Jakubenas, Vladas 78, 82
- Johst, Hanns 262, 267
- Jordan, Fritz (gest. 1942) 101, 217
- Jost, Heinz (Generalmajor, Polizei-
chef im Ostland, «Herr X», der
«Grosse Unbekannte») 171,
175, 185
- Kaplan, Dora (Dolly, gest. 1943)
117, 119, 143, 147, 149, 152,
156, 159, 165, 167, 189, 192,
200, 219, 221, 231, 237f.,
305
- Kapocius (Mitarbeiter des Aussen-
ministeriums der Litauischen
SSR) 257
- Katkus, Donatas 302f., 306
- Kaufmann, Rudolf (1909 – nach
Juni 1941) 86, 89
- Keller, Gottfried 128
- Krenek, Ernst 55
- Kucinskas, Donatas 245, 247, 315
- Kucinskiene, Fruma (geb. 1933)
90, 109, 111, 114, 239-242,
244, 249, 253, 255, 284, 288,
290, 305, 315
- Lazerson, Tamara (geb. 1929)
114f., 215, 217
- Lazerson, Viktor (Bruder von
Tamara Lazerson) 114f.
- Lazerson, Vladimir (Vater von
Tamara Lazerson) 113f.
- Littman, Sol 271-275, 314
- Magnusson, Ingeborg 86f., 89
- Mayer-Eliasevic, Emma («Tante
Emma», Schwester von Lyda
Geists Mutter, 1870-1944) 69,
102f., 112, 220, 305
- Mazyllis, Pranas 228
- Meyer, Conrad Ferdinand 56
- Molnar, Franz 32
- Mozart, Wolfgang Amadeus 214
- Novickas (Geists Anwalt) 164,
167, 170, 171, 173, 176, 182,
185, 187-190, 192, 194, 200,
219, 237, 305
- Obst, Dr. 229
- Pizarro, Francisco 185f., 211, 263
- Platon 185
- Püschel, Abram (Pišelis - Cellist)
173f.
- Raabe, Peter 59
- Rackwitz, Werner 278-280, 314
- Rasumowsky, Heinrich (Alexandra
Brodowskys zweiter Ehemann)
44
- Rauca, Helmut (gest. 1983) 109,
111f., 118f., 149, 160, 164f.,
167, 181f., 185, 195, 207, 208,
211, 228, 238, 262-266, 296-
298, 312, 314
- Rock, Christa M. 16

-
- | | |
|---|--|
| Rutkunas, Benediktas (1907-1975)
75, 126, 138, 214, 312 | Strindberg, August 141
Stütz, Josef 218, 221, 228, 230,
238 |
| Salus, Hugo 56, 318 | Tarasov, Vladimir 288, 291, 294,
300f., 303, 305, 307f., 314f. |
| Schlotfeldt, Werner 90 | Thomas, Brandon 32 |
| Schoeck, Othmar 55 | Tory, Avraham 215, 217 |
| Schönberg, Arnold 29 | Tschaikowsky, Peter I. 278 |
| Schreker, Franz 28, 78 | |
| Schubert, Franz 29 | |
| Schünemann, Georg 78 | Varcikas, Vldas 240, 244, 290,
305, 314 |
| Serebrovicz, Kaspi 165 | Vocelka, Pranas (Franz, 1897-1992)
161, 163, 173f., 180, 226, 305 |
| Seume, Johann Gottfried 66 | |
| Shakespeare, William 32 | |
| Simonaityte, Ieva (Eva, 1879-1978)
202, 206, 208, 211, 214, 222,
224, 227, 229, 232, 235, 236 | Wagner, Richard 29, 52, 54, 175,
186 |
| Skliutauskas, Jokubas (geb. 1925)
258, 275, 276, 282, 288, 289,
290-300, 313-315 | Wälde, Martin 290 |
| Stalin 84, 100, 254 | Weber, Carl Maria von 46 |
| Stankevicius, Vladimiras 194 | Webern, Anton 277 |
| Stengel, Theo 17 ff., 58, 59 | |
| Stepanaukas, Leonas 276 | Zerner, Rosian (Tochter von Paul
und Gerta Bagriansky, geb.
1935) 90, 103, 108, 112, 305 |
| Strauss, Richard 29, 277 | Zigmantas, Vincas 242 |

Reinhard Kaiser

Königskinder

Eine wahre Liebe

Mit zwanzig Abbildungen.

128 Seiten. Gebunden.

ISBN 3-89561-061-5

Ein Bündel alter Briefe erzählt eine wahre Liebesgeschichte: Der Deutsche Rudolf Kaufmann und die junge Schwedin Ingeborg Magnusson treffen sich das erste Mal 1935, verbringen einige wenige Tage miteinander und leben fortan ihre Liebe über Briefe – eine fünf Jahre andauernde Korrespondenz. Sie wissen nicht, dass sie sich niemals wiedersehen werden.

Sechzig Jahre später ersteigert der Autor Reinhard Kaiser die Briefe (der Briefmarken wegen!) auf einer Auktion. Wie nebenbei liest er die Briefe und stürzt sich, gepackt von dieser Geschichte, in eine jahrelange Recherche. Es gelingt ihm, Verwandte und Freunde des jungen Paares ausfindig zu machen und so die atemberaubende – und wahre – Geschichte, die auch ein Teil unserer aller Geschichte ist, zu erzählen.

Schooling & Co

Ausgezeichnet mit dem
Deutschen Jugendliteraturpreis 1997

«Ich habe heute mit einer Kollegin, die das Buch auch gelesen hat, gesprochen, und sie hat mir gesagt: ‚Als ich das Buch weggelegt habe, hatte ich das gleiche Gefühl wie damals, als ich zum erstenmal das Tagebuch der Anne Frank gelesen habe‘ – und ich muss sagen: Mir ist es genauso ergangen.

Reinhard Kaiser, danke für dieses Buch.» *Klaus Bednarz, ARD*

«So ist ein tieftrauriges und sehr berührendes Buch entstanden, auch ein eminent literarisches Werk, denn Kaisers Rekonstruktion arbeitet mit allen Finessen der Montage von Schrift und Bild.»

Andreas Platthaus, Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Ein Buch so spannend, so wirklichkeitsstiftend wie ein Roman – und so unglaublich wie das Leben.»

Hermann Wallmann, Süddeutsche Zeitung

Schöffling & Co.

«Dies Kind soll leben»

Die Aufzeichnungen der Helene Holzman 1941-1944

Herausgegeben von Reinhard Kaiser und

Margarete Holzman

Mit zahlreichen Abbildungen.

384 Seiten. Gebunden.

ISBN 3-89561-062-3

In drei Kladden hat Helene Holzman, Malerin, Buchhändlerin und Deutschlehrerin, gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aufgeschrieben, was sie in den Jahren zuvor an einem der finsternen Orte des Holocaust, im litauischen Kaunas, erlebt und erlitten hat.

Im Juni 1941, unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht, verschwindet ihr jüdischer Mann für immer. Kurz darauf wird ihre ältere Tochter, die neunzehnjährige Marie, verhaftet und später erschossen.

Helene Holzman lebt weiter. Sie überwindet ihre Verzweiflung und beschliesst, nicht nur die eigene jüngere Tochter Margarete zu retten, sondern mit ihr so viele andere Gefährdete und Bedrohte wie nur eben möglich – vor allem Kinder aus dem Ghetto von Kaunas.

Schöffling & Co

Ausgezeichnet mit dem
Geschwister-Scholl-Preis 2000

«Als authentische Chronik, aber auch als tief berührendes individuelles Zeugnis steht es neben den Tagebüchern von Anne Frank und Victor Klemperer.»

Aus der Begründung der Jury zum Geschwister-Scholl-Preis 2000

«Und wenn alles mit rechten Dingen zugeht, wird das Buch zu einem der meist beachteten dieses Herbstes werden»

Christoph Schröder, Frankfurter Rundschau

«Ein geradezu fantastisches Zeugnis des Überlebens willens und des souveränen Widerstands. Ich zögere nicht: Ich halte es für eines der Hauptbücher dieses Herbstes!»

Wilfried F. Schoeller, Hessisches Fernsehen

«Ohne Zweifel handelt es sich hier um eine historische Quelle von ausserordentlichem Rang.»

Die Zeit

Schooling & Co.

«Dies Kind soll leben»

Die Aufzeichnungen der Helene Holzman 1941-1944
und die Stimmen der Überlebenden

Mit einem Ausschnitt aus einem Konzert
mit Werken des Komponisten Edwin Geist,
das Ende Februar 1973 unter der Leitung von
Juozas Domarkas in Vilnius stattfand-

Eine Hörfunkproduktion des Hessischen Rundfunks

2 CD

ISBN 3-89561-063-1

Mit einem Bleistift auf mehr als 700 Seiten in drei Kladden hat die Malerin, Kunst- und Deutschlehrerin Helene Holzman (1891-1968) gleich nach dem Ende des Krieges aufgeschrieben, was sie in den Jahren zuvor an einem der finstersten Orte des Holocaust, im litauischen Kaunas, erlebt und erlitten hat.

Im Juni 1941, unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht, verschwindet ihr jüdischer Mann für immer. Kurz darauf wird ihre ältere Tochter, die neunzehnjährige Marie, verhaftet und später erschossen.

Helene Holzman lebt weiter. Sie überwindet ihre Verzweiflung und beschliesst, nicht nur die eigene jüngere Tochter Margarete zu retten, sondern mit ihr so viele andere Gefährdete und Bedrohte wie nur eben möglich – vor allem Kinder aus dem Ghetto von Kaunas.

Schöffling & Co.

Drei Stimmen erzählen die Geschichte der Helene Holzman
in den Jahren der deutschen Besatzung von 1941 bis 1944:

Margarete Holzman (geboren 1924), Helene Holzmans
jüngere Tochter, die heute als Übersetzerin und Dolmetscherin
in Giessen lebt – Als Sechzehn- und Siebzehnjährige hat sie das
Geschehen jener Zeit mit wachen Augen verfolgt.

Fruma Kucinskiene aus Kaunas (geboren 1933), die als
achtjähriges Kind mit den Eltern, dem Bruder, den Grosseltern
in das Kaunaer Ghetto ziehen musste und zwei Jahre später
herausgeschmuggelt wurde. Von Helene Holzman versteckt und
beschützt, hat sie als einzige aus ihrer Familie die «deutsche»
Zeit in Litauen überlebt.

Helene Holzman selbst (1891-1968), gesprochen von
Hildburg Schmid; in den Worten ihrer 1944/45 geschriebenen
Aufzeichnungen, mit denen Sie ein eindringliches, geradezu
filmisch anschauliches Zeitdokument geschaffen hat.

«Wer diese CD gehört hat, dessen Blick auf die Geschichte
wird sich verändern.»

Rainer Schmitz, hr2 Hörbuch-Bestenliste

Schöffling & Co.